4 Bll fl. 48 Acs f Lvh

Ponte — 12

2 —

II 28 A 15.

N f(b) 14 (1 2

8°

Heiligen

Die

Heiligen

nach den

Volksbegriffen.

Erster Band.

PASSAU

Zweyte Auflage.

Leipzig, 1813.

198 699 496

Staatl. Bibliothek Passau

Wenn Sie die Religion im Groſ-
ſen betrachten, ſo wie ſie betrachtet
werden ſoll, ſo werden Sie alle die
Kindereyen nicht darin finden, wel-
che die pöbelhafte Andachteley hinein
ſetzet. Schlagen Sie niemals jene
myſtiſche oder apogryphiſche Bücher
auf, welche unter dem Vorwande die
Frömmigkeit zu unterhalten, die
Seele mit nichts bedeutenden tändel-
haften Ausübungen beſchäftigen, und
indeſſen den Verſtand ohne Aufklä-
rung, und das Herz ohne Gefühl laſſen.
Die wahre Andacht wird Sie
nach dem Zeugniſſe des berühmten
Muratori vor allen Gefahren einer
falſchen Leichtglaubigkeit bewahren.
Ich rathe ihnen dieſes Werk mehrmal
nach einander zu leſen, um Nutzen

daraus zu ziehen. — Ich gebe ihnen weder Legenden, noch mystische Bücher. Sie werden die vorzüglichsten Heiligen in der Kirchengeschichte finden, und die Erzählung so wie sie in den unglaubwürdigen Büchern vorkömmt, wurde sie vielleicht nur an den Wundern, die sie gewirkt haben, zweifeln machen, und die ihnen schuldige Ehrerbietung schwächen. Die grossen Leute müssen nur in Grossen gesehen werden; und die Wahrheit hat nur sich selbst nöthig, um Ehrfurcht zu erwecken.

Pabstes Klemens XIV. Brief
I. Th. 30, 40 B.

Inhalt
des ersten Bandes.

I. Der Author, und sein Haus=herr.

II. Der Bibliothekar, und der Pater Priszilian.

III. Teufeln, denen es übel be=kommen, die es aber nicht eingestehn.

IV. Das auferbauliche Stein- Pflanzen- und Thierreich.

V. Die betrübte Mutter.

VI. Die Schwester Bibiana.

VII. Das Altarblatt.

I.

Der Author und sein Haus-herr.

Haush. Da haben sie, was sie verlanget haben. Sehen sie: Verbesserte Legende der Heiligen, das ist, eine schöne, klare, und anmuthige Beschreibung des Lebens, Leidens, und Sterbens von den lieben Heiligen Gottes auf alle und jede Tage des ganzen Jahres, so durch P. Dionisium von Lüzenburg der rheinischen Provinz Kapuziner gesetzt, und ausgetheilt; nach dessen gottseligen Ableben aus Geheiß der Obern von gar vielen Fehlern gereiniget, mit zierlicherem Stylo verbessert, auch mit hundert und dreyßig neuen schönen Legenden anstatt der gar kurzen, und zu schlecht beschriebenen Leben der Heiligen gezieret, vermehret, und viel besser als jemals zuvor eingerichtet, und ausgearbeitet worden; auch zu Anfang eines jeden Monats mit einem

nem Kupfer versehen, durch P. Martin von Kochem der rheinischen Provinz Kapuziner Jubilarium & Seniorem Augsburg verlegts Mathäus Rieger und Söhne, 1767.

Auth. Schönsten Dank, Hausherr! unverletzt soll ihnen dieses Buch nach vier Wochen wieder zurückgestellt seyn.

Haush. Hierum will ich wohl auch gebethen haben? denn es ließ hart, daß sich meine alte Muhme bequemte, ihr Lieblingsbuch herzulassen, worinn sie eben noch mit der Brille auf der Nase las, als ich zu ihr kam. Sie sah immer, da ich hinweggieng, nur das Buch, und nicht mich an, und gewiß dreyßigmal mußte ich hören: **Aber daß ich mein Buch bald wieder zurückbekomme.** Ich werde ihr nun auch bis zur Zurückstellung mehr, denn ein Schuldner seinen Gläubigern ausweichen müssen.

Auth. Seyn sie unbesorgt, Hausherr! setzen sie sich daher zu mir! noch vor vier Wochen

chen sollen sie es zurückhaben! damit sie aus aller Foderung und Klage bei ihrer Muhme kommen. Ich weiß zu gut, daß ein Legend der Heiligen besonders vom Kochem der alten Mütterchen ihre Nahrung ist.

Haush. Das wundert mich nicht! denn in welchen anderen Büchern sollten wohl die alten Frauen Zeitvertreib und Trost, als eben in den Legenden suchen?

Auth. O! da gäbe es schon bessere Erbauungsbücher zu einem wahren Trost, wenn die guten alten Frauen eine Weisung bekommen hätten, sich an bessere, als frömmelnde Fabelbücher zu gewöhnen.

Haush. Was sagen sie von Fabelbüchern? sind denn die Legende der Heiligen Fabelbücher?

Auth. Nicht viel anders. Die Legendenschreiber giengen wirklich mit den Heiligen so um, wie zu Zeiten der Heiden die Dichter und heidnischen Priester mit den Göttern und Halbgöttern.

Haush. Verzeihen sie mir, nun reuet es mich, daß ich ihnen Kochems Legende gebracht habe. Mein, sagen sie mir, zu was brauchen sie dieselbe? haben sie diese Legende nicht ehe schon gelesen?

Auth. Freilich habe ich sie schon gelesen, und sie hat mir gute Dienste gethan, da sie mir das Zwerchfell erschüttert. Allein ich habe sie auch damal nur ausgelehnt, und lehne sie itzt wieder aus, damit ich ein und anderes darinn nachlesen kann.

Haush. Sie haben gewiß nichts anders im Sinne, als die Heiligen nicht in Ruhe zu lassen, und über diesen Punkt ein Religionswidriges Buch herauszugeben?

Auth. Habe ich schon etwas Religionswidriges herausgegeben?

Haush. Ich meinerseits bin zwar über ihre bisherige Schriften beruhiget, und hauptsächlich deßwegen, weil mich unser gute, ehrliche, und verständige Pfarrer hierüber beruhi-

get hat. Der nimmt immer ihre Parthei, und biethet jedem Trotz, der ihm in ihren Schriften etwas gegen die Reinigkeit des Glaubens und der Sittenlehre zeigen wollte; aber —

Auth. Nun was aber?

Haush. Aber das Lächerlichmachen, und die satyrische Schreibart, dächte ich, sollte doch bei ernsthaften und Religionssachen hinwegbleiben.

Auth. Mein bester Hausherr! Sie selbst sagten mir doch schon öfters, daß sie meine Schriften lieber, denn andere lesen, welche zu gelehrt, und zu finster aussehen. Ein Prediger würde freilich sehr fehlen, wenn er mit seinen Zuhörern satyrisch redete. Aber ein Schriftsteller, der hauptsächlich die Volksklasse zum Lesen reizen will kann keine schicklichere, als eine launigte und satyrische Schreibart wählen. Ein für seine Religion eingenommener Schriftsteller wird auch niemals gegen die Glaubens- und Sittenlehren, sondern er wird nur gegen die Albernheiten, die einige zur

Glau-

Glaubens- und Sittenvorschrift rechnen wollen, mit der Satyre losziehen. Sagen sie mir, verläßt man nicht das am geschwindesten, dessen man sich zu schämen anfängt?

Haush. Sicher; denn kein vernünftiger Mensch, und keiner, der ein wenig auf seine Ehre sieht, behält gern das, dessen er sich schon bei sich selbsten schämen muß, und wegen dessen er noch mehr bei anderen vernünftig Denkenden lächerlich wird.

Auth. Nun bester Hausherr! so ist ja die Satyre gut, und sogar der Religion vortheilhaft, wenn sie zuwegen bringt, daß sich die Leute schämen, Albernheiten zu ihrer Religion zu machen.

Haush. Ist alles recht; aber dabei wird unsere katholische Kirche doch dem Gelächter unserer Glaubensgegner und der Religionsspötter ausgesetzet.

Auth. Weit gefehlt. Wenn uns diejenigen, welche nicht unserer Religion sind, vor-

werfen, daß so viele schädliche Vorurtheile und Mißbräuche, so viele unächte Andachten, so viele ungegründete Meinungen, so viele fabelhafte Erzählungen, so viele abergläubische und sittenwidrige Lehren in unserer katholischen Kirche herrschen; ist nicht dieses dagegen unser sicherster Schild, daß wir sagen können: alles dieses ist nicht der Glaube, nicht die Sittenlehre der katholischen Kirche selbst, sondern dummer einzelner, oder auch einiger dummen Gemeinden, die von dummen Lehrern so unterrichtet worden sind.

Haush. O! damit bin ich verstanden, daß man unserer heiligen Kirche nichts aufbürden lassen müsse, was nicht von der Kirche selbst, sondern nur in der Kirche von einigen zu einer verderblichen Richtschnur des Glaubens und der Handlungen genommen wird. Da wäre unsere Kirche wohl sehr herabgesetzet, wenn man es gelten lassen wollte, ihr so widersinnige Dinge zuzuschreiben.

Auth. Ist nicht also das Beste, daß wir denen, die unserer Kirche Vorwürfe machen wollen, beweisen, wie sehr wir selbst solche

Leu=

Leute verabscheuen, die sich Glieder unserer Kirche nennen, und die grösten Albernheiten zu Glaubens = und Sittenvorschriften dieser Kirche machen wollen?

Haush. Allerdings! solche Leute verdienen auch derb hergenommen zu werden, die der nämlichen Kirche, wovon sie Glieder sind, so viele Unehre machen, und zur Verderbniß der Begriffe und Sitten unter dem Vorwande der Religion beitragen.

Auth. Mich freut es, daß wir nun schon einerlei Meynung sind. Solche Leute werde ich also derb hernehmen; aber zu ihrem eigenen Vortheil, welchen die beschämende Satyre am verläßlichsten wirken kann.

Haush. Ganz recht, ganz recht! Aber sie vergessen, daß wir von Legenden der Heiligen geredet haben. Die Heiligen verdienen doch wohl nicht derb hergenommen, lächerlich gemacht, und den heidnischen Göttern und Halbgöttern verglichen zu werden. Das ist ja eine verfluchte Vergleichung!

Auth. Langsam, Hausherr! die Heiligen Gottes sind nicht minder, als die heiligen Engel würdig, von uns geehret, und verehret zu werden. Sieht der Hausherr da mein Lieblingsbuch, den **Muratorius von der wahren Andacht des Christen**, und wie ich eben darinn das zwanzigste Kapitel **von der Andacht zu den Heiligen** bemerket habe. Das Buch soll die alte Frau Muhme statt Kochems Legende lesen! das Buch soll in jedem Hause seyn.

Haush. Das werde ich mir gleich beischaffen. Aber wenn das Buch so gut ist, und so, wie es den Titul führt, von der wahren Andacht des Christen handelt, so kann doch unmöglich die Vergleichung unserer Heiligen mit den heidnischen Göttern und Halbgöttern darinn stehn. Meine alte Muhme schmieß es sogleich in Ofen.

Auth. Ich habe schon gesagt, daß die Heiligen geehret und verehret werden müssen, und daß auch Muratorius eigens hievon handle. Weder Muratorius vergleicht, weder auch ich

vergleiche unsere Heiligen mit den heidnischen Göttern und Halbgöttern. Meine Worte, die sie nicht recht eingenommen haben, waren diese: Die Legendenschreiber giengen mit den Heiligen so um, wie zu Zeiten der Heiden die Dichter und heidnischen Priester mit den Göttern und Halbgöttern.

Haush. Hierinn kann ich noch nicht einstimmen. Mein Pursche hat eben heuer in seiner Klasse die fabelhafte Götter- und Halbgöttergeschichte zu lernen, und aus Neugierde habe ich bei müssigen Abendstunden diese ganze Geschichte nach und nach mit Bedacht gelesen. In so weit ists immer auch für unsereinen gut, wenn man hierüber Malereyen und Bildhauerarbeiten sieht, und sodann gleich weiß, was sie vorstellen. Aber eine Gleichheit der Legenden mit dieser Geschichte habe ich doch nicht gefunden.

Auth. Gar keine?

Haush. Nicht die mindeste. In der fabelhaften Götter- und Halbgöttergeschichte sind ja lau-

lauter Erdichtungen, abscheuliche Schweinereien, und die sträflichsten widersinnigsten Handlungen, wodurch man sich nicht einmal den Namen eines gesitteten Menschen, zu geschweigen eines Halbgottes, und noch weniger eines Gottes verdienen könnte.

Auth. Wenn ich ihnen aber beweisen werde, daß von den Legendenschreibern ganze Leben einiger Heiligen erdichtet; bei anderen Heiligen selbst das Wahre durch fabelhafte Zusätze, und handgreifliche Lügen entehrt, und verdächtig gemacht; bei manchen Heiligen einige Thaten, die der Vernunft, der evangelischen Sittenlehre, dem Entzwecke des Menschen, und den Pflichten einzelner Gesellschaften sowohl, als dem Wohl ganzer Staaten und Nazionen entgegen gesetzet sind, als verdienstvolle und nachahmungswürdige Handlungen, ja als solche aufgestellet werden, wegen welcher eben dieser oder jener Heilige seine besondere Glorie im Himmel erlanget hat; wenn ich ihnen ganz leicht zeigen werde, wie den Heiligen verschiedene Bestimmungen und Geschäfte von Legendenschreibern eben so zugeschrieben werden, wie solches die Dichter und

heidnischen Priester in Ansehung ihrer Götter und Halbgötter thaten; werden sie auch sodann nicht hierinn eine Gleichheit der Legenden mit der fabelhaften heidnischen Götter und Halb=göttergeschichte finden, und meiner Meinung beistimmen?

Hausb. Da nehmen sie etwas schweres über sich, wenn sie alles dieses beweisen wollen.

Auth. Gar nichts schweres.

Hausb. Ungezweifelt werden sie sich mit Bü=chern der Protestanten behelfen wollen. Mit diesen (verzeihen sie mir) werden sie aber um=sonst aufgezogen kommen! denn wenn die Quel=len schon verdächtig sind, so finden sie gewiß nicht einmal ein Gehör, zu geschweigen daß sie jeden gemeinen Menschen überreden sollten, dort lauteres und gesundes Wasser schöpfen zu können.

Auth. Mein lieber Hausherr! das weiß ich nur gar zu gut, daß ich auf Bücher der Pro=testanten mich hierinn nicht beziehen kann. Ich wür=

würde beim Volke übel ankommen, wenn ich nur soviel sagen wollte, daß auch Protestanten in der geistlichen und weltlichen Geschichte sehr vieles mühsam und gründlich aufgekläret haben, und daß dieses von frommen, gelehrten, und in geistlicher Würde stehenden Katholiken erkannt, und angerühmet worden. Nein! ein protestantisches Buch solle in meinem Werke, welches ich gegen die Legende der Heiligen vorhabe, zu keinem Zeugniß, zu keiner Bestättigung, zu keiner Erklärung oder Erläuterung, zu keinem Beweis angeführet werden. Nur die Arbeiten und Schriften solcher Katholiken, welche immer orthodoxe Katholiken geblieben sind, welche man in der katholischen Kirche für fromme, gelehrte, und einsichtsvolle Schriftsteller und Lehrer immer gehalten hat, und halten muß, nur die Arbeiten und Schriften solcher Männer sollen mir gegen die Legenden dienen.

Haush. Also wollen sie wirklich gegen die Legenden schreiben?

Auth. Ich bin nicht mehr beim Wollen, sondern schon wirklich beim Schreiben, und

zwar in vollem Eifer; denn beim Herumsehen, durch was noch so viele Katholiken verleitet werden, eine Menge Albernheiten zu ihrem Glauben, und eine Menge vernunftwidrige Handlungen zu ihrer Sittenvorschrift zu nehmen, habe ich mit wahrem Herzensleide gefunden, daß dieses auch hauptsächlich von den Legenden herkomme, die die Hauslecktur unter dem Volke ausmachen.

Haush. Tausend hinein! tausend hinein! Die Religion, fürchte ich, wird dabei doch nicht so ganz ohne Stösse davon kommen.

Auth. Sie sind mir ein lieber, aber ein wunderlicher Mann: Wenn sie meine Arbeit werden durchgelesen haben; so werden sie weder mehr die Achsel zücken, weder den Kopf schütteln, weder die Nase rümpfen, weder den Mund und die Augen verdrehen. Die Religion theilet sich in Glaubens- und Sittenlehren. Weder einer Glaubens- noch einer Sittenlehre werde ich zu nahe treten. Vielmehr wird mich immer auch der Eifer begleiten, die Sätze unseres Glaubens, die reinste Sittenlehre,

re, ja sogar die Achtung heilsamer Zeremonien unserer Kirche bei mir und bei meinen Nebenmenschen zu befestigen. Wie soll denn also die Religion bei meiner Arbeit in ein Gedräng, und zu Stössen kommen?

Haush. Ihr Vorsatz ist gar schön und löblich. Aber die Heiligen gehören doch auch zur Religion?

Auth. Ja mein Freund! und deswegen werde ich auch die Ehre keines Heiligen, sondern nur die Unehre, die ihnen die Legendenschreiber machen, angreifen. Nicht die Heiligen, die im Himmel sind, sind der Gegenstand der Geisel, die ich jetzt in die Hand nehme; sondern die Heiligen, die sich die Schaare mönchhafter Legendenschreiber in ihren Büchern, hiernach das Volk in seinen Begriffen, und hiernach die Maler, die Kupfersteher, und die Bildhauer in ihren Arbeiten erschaffen haben, und die von jenen Heiligen, deren Namen sie führen, ganz verschieden sind.

Haush.

Haush. Werden sie also den Leuten abrathen, die Handlungen nachzuahmen, die die Legendenschreiber von den Heiligen anrühmen?

Auth. Ich werde die angerühmten Handlungen nach der vernünftigen, evangelischen, und von unserer heiligen Kirche allgemein für rein und richtig erkannten Sittenlehre abmessen. Stimmen sie damit überein; so werde ich die Nachahmung mit den in eben den natürlichen, evangelischen, und kirchlichen Gesetzen enthaltenen Klugheitsregeln mehr empfehlen, als abrathen.

Haush. Was wollen sie denn mit ihren Klugheitsregeln?

Auth. Nun ich kann ja keinem Mädchen rathen, dem heiligen Chrisostomus dergestalt nachzuahmen, daß sie die Kirchenkanzel besteige, und mit seinem Eifer predige. Diese Handlungen können nur von diesen, jene nur von jenen nachgeahmet werden. Es ist bei der Nachahmung auf die eigenen Kräfte des Verstandes, des Körpers, auf die äusserlichen Umstände, und auf die Hauptpflichten eines jeden Standes zu sehen.

Haush. Ganz recht; ich verstehe sie schon. Sie werden also nur gegen solche Handlungen loszziehen, welche, ob sie gleich in den Legenden angerühmet werden, der Vernunft, dem Evangelium, und dem reinen Lehrbegriffe der Kirche entgegen gesetzt sind. Giebt es denn aber solche?

Auth. Ich habe ihnen schon vorher gesagt, daß ich es gründlich erweisen werde, wie viele solche widersinnige Handlungen den Heiligen von den Legendenschreibern angedichtet worden; und ich sage ihnen noch mehr, daß wirklich einige Heiligen selbst so sonderbare Handlungen begangen, und selbe zur Tugend gerechnet haben, die man unmöglich für Tugenden halten kann.

Haush. Nein! das ist zuviel! Eine solche Rede schüttelt einem die Ohren ärger, als ein Kanonenschuß. Da haben wir's schon. Es geht schon über die Heiligen selbst los.

Auth. Langsam, Hausherr! langsam!

Haush. Mit ihrem verzweifelten langsam; und nun sind wir doch schon geschwind genug bei dem, daß die Heiligen selbst sollen herab= gemacht werden, die sie doch versprochen haben, ehren und verehren zu wollen.

Auth. Auch solche Heilige werde ich als Heilige ehren, und verehren, und die ihnen schuldige Ehre und Verehrung jedem empfehlen. Aber da eben diese Heiligen nicht Gott, son= dern fehlbare Menschen waren, und da ihnen gewiß nicht wegen solcher Handlungen, sondern wegen anderer Werke die ewige Belohnung zu Theil geworden; so sind sie nun, da sie die Anschauung Gottes geniessen, gewiß selbst nicht dagegen, daß man die Nachahmung ihrer begangenen Fehler gegen die Legendenschreiber, welche solche zur Nachahmung und zum Verdienst anrühmen, mit allem Eifer für die Ehre Got= tes, seiner Heiligen, und unserer heiligen Kir= che abrathe. Der Heilige bleibt heilig und verehrungswürdig, wenn auch nicht eben alle seine Handlungen heilig und verehrungswür= dig sind.

Haush. Das läßt sich freylich recht gut hören; aber mir rinnet doch noch der kalte Schweiß über den Rücken.

Auth. Uiberlegen sie es nur recht; es wird sie der Schauder vollkommen verlassen. Ich sehe schon, ich muß ihnen die Richtigkeit meiner Worte anschaulich machen. Ich muß sie von ihrem jetzigen Schauder in einen heftigeren bringen, um die Krankheit zu wenden, und dieselbe sodann leichter zu kuriren. Sagen sie mir, die Freude geht ihnen ja vom Herzen, die sie nun seit acht Tagen darüber zeigen, daß ihre Tochter durch ihre Schönheit einen so rechtschaffenen Bräutigam erhalten, mit dem sie nächstens wird vermählet werden.

Haush. Diese Freude geht mir gewiß vom Herzen; aber meine Tochter und ihr Bräutigam gehört zu unserer jetzigen Unterredung nicht. Jetzt reden wir von Heiligen, und ihren Handlungen; und ich will und wünsche, daß meine Tochter und ihr künftiger Gemahl die Heiligen nachahmen.

Auth. Nun so werde ich ihrer Tochter rathen, die heilige Brigida nachzuahmen.

Haush. In was?

Auth. Die heilige Brigida, wie der Jesuit Ribadeneira in seiner Legende erzählet, hätte auch heurathen sollen, und ihr Vater hätte es auch gern gesehen. Sie war von einer ausnehmenden Schönheit, besonders hatte sie schöne Augen, welche gleich zween hell leuchtenden Sternen eine ausbündige Annehmlichkeit vorstellten, alle Herzen raubten, und an sich zohen, so wie die Augen der schönen Tochter meines Hausherrn.

Haush. Sie sind zu gütig. Augen hat sie schöne, das kleine Thierchen, das ist war.

Auth. Die schöne Brigida bath aber Gott inständig, und mit vielen Zähren, ihr die Schönheit zu benehmen, worüber ihr Gott das eine Aug im Kopfe dergestalt verkehret, daß es ihr ausgeflossen und verdorret; und aus dem Heurathen wurde nichts, sondern sie gieng

ins

ins Kloster. Ich werde also auch ihrer Tochter dieses schöne Gebeth und die Nachahmung Brigida anrathen.

Haush. Bedanke mich gar höflich für ein solches Gebeth; da würde freilich auch bei meiner Tochter aus der Heurath nichts. Meinetwegen kann sich einaugig bethen, wer immer will; meine Tochter thut's gewiß nicht, und sie wäre eine Närrinn, wenn sie es thäte. Lassen sie meiner Tochter ihre Augen im Kopfe. Das glaube ich mein Lebtag nicht, daß die heilige Brigida so gebethet, ich glaube auch nicht, daß ihr Gott deßwegen hat ein Aug ausrinnen lassen. Das wäre mir eine hübsche Freude, wenn meine Tochter einäugig würde.

Auth. Sorgen sie nichts; sobald sie sodann im Kloster ist, bekommt sie wieder ihr Aug so (wie Ribadeneira erzählt) daß auch die Brigida wieder ihr Aug im Kloster bekommen hat, weil Gott das Aug nur indessen in Verwahrung genommen.

Haush.

Haush. Hören sie; ich glaube, sie haben mich zum Besten, oder die ganze Sache ist eine Erdichtung. Sind so viele mit zweyen Augen in Klöster gegangen; so hätte Brigida auch mit zwei Augen sich vom Klosterleben nicht abhalten lassen dürfen, und nicht nothwendig gehabt, sich deßwegen ein Aug hinwegzubethen. Das ganze Beispiel, sey's nun erdichtet, oder wahr, paßt nicht mehr auf die Zeiten, wo die Klöster aufgehoben werden, und die Mädchen also ihre Augen weiter brauchen.

Auth. Nun so werde ich ihrem Hrn. Sohn anrathen. Er solle nichts lernen, aus der Schule gar austreten, Kapuzinerbruder werden; und wenn er sodann auf der Gasse geht, mit der Demuth des heiligen Felix schreien: **Macht dem Esel Platz!**

Haush. Hören sie, jetzt wird's mir z'viel. Mein Sohn soll sich befleißen, zu seinem und seines Nebenmenschen Besten nützliche Wissenschaften zu erlernen, statt ein demüthiger Esel zu werden. Er wird auch gewiß kein Esel; denn eben gestern erst machte mir sein Professor

die

die Versicherung, daß er der beste aus den Schülern sey, und daß ich dieses morgen selbst werde in der Prüfung hören können, welche öffentlich vor einer Menge Zuhörer gehalten werden wird. Von dieser Prüfung blieb ich auch um alles in der Welt nicht hinweg.

Auth. Nun so erlauben sie mir, daß ich ihnen nur noch eine einzige Nachahmung aus einer Legende anrathen darf, und gerade eine solche, die auf die morgige ihnen ganz billig schon vorhinein so viele Freude verursachende Prüfung passet.

Haush. Aber was gescheiderres und wahrhafteres bitte ich mir aus, als ich bisher gehöret habe.

Auth. Kann denn in einer Legende, und in einer darinn angerühmten Handlung eines Heiligen was ungescheides, was unrichtiges seyn?

Haush. Ich verstehe alle Worte; reden sie also meinetwegen nur fort.

Auth.

Auth. Nun hören sie also: Der böse Feind brachte dem heiligen Makarius von Alexandria den Gedanken bei, nach Rom zu reisen.

Haush. Das paßt schon nicht auf mich, und auf die morgige Prüfung meines Sohnes; denn sein Pater Professor, nicht der böse Feind hat mich hiezu eingeladen.

Auth. Geduld! das macht nichts zur Sache. Der böse Feind gebraucht sich verschiedener Personen und Hilfsmittel, seine Absicht zu erreichen. Er hatte einmal die Absicht, den Makarius nach Rom zu bereden, um eine weitere Absicht zu erreichen. Er dachte nemlich, wenn Makarius in Rom seyn wird, da wird man ihn mit Lobsprüchen, Ehren, und Glückwünschen überhäufen, und dann wird den guten Makarius Eitelkeit und Hochmuth anwandeln.

Haush. Ha! ha! sie denken, daß auch mich morgen Eitelkeit und Hochmuth anwandeln könnte, wenn man mich wegen meines Sohnes mit Lobsprüchen und Glückwünschen beehren wird. Daß mich die Ehre ein wenig kitzeln

wird,

wird, das mag wohl seyn; allein ich hoffe zu Gott, daß der Kitzel gar so üble oder sündhafte Folgen nicht haben wird.

Auth. Das können sie nicht wissen. Man muß sich nicht selbst zuviel zutrauen; man muß die Heiligen nachahmen, und gegen alle Gefahr des Hochmuths und der Eitelkeit die Mittel anwenden, die sie angewendet haben.

Haush. Nun, wie hat sich denn Makarius dagegen bewahret.

Auth. Statt nach Rom zu gehen, legte er sich nach aller Länge auf den Boden, und ließ sich einen Korb mit zween Mezen Sand auf den Rücken henken, um nicht weiter kommen zu können.

Haush. Das würde ich klug machen, wenn ich, statt zur Prüfung meines Sohnes zu gehen, mich unterdessen nach aller Länge auf den Boden legte, und mir noch dazu zween ganze Mezen Sand auf den Rücken henken ließ. Ich sehe schon, ich kann mich nicht mehr erwehren,

wenn ich nicht zulasse, daß einige Heilige sehr sonderbar gehandelt haben, und daß ihnen von Legendenschreibern auch manches angedichtet worden.

Auth. Dem Himmel sey gedankt, daß sie einsehen, nicht jede Handlung sey deßwegen heilig, weil sie von einem Heiligen begangen worden, sondern die Heiligkeit sey vielmehr nach solchen Handlungen zu messen, die das Gepräg vernünftiger und evangelischer Begriffe haben; und nun werden sie mir es ja erlauben, daß ich gegen die Erdichtungen, und gegen die Anrühmung widersinniger Handlungen, so in den Legenden vorkommen, meine Feder spitze.

Haush. Spitzen sie ihre Feder in Gottesnamen zu. Sie werden aber immer dabei eine harte Nusse aufzubeissen haben.

Auth. Wo solle denn diese so harte Nusse herkommen?

Haush. Dort kommt's her, wo der heilige Makarius nicht hat hinreisen wollen, von Rom her. Sie, mein Herr! bedärfen gar keines Mittels gegen eine Eitelkeit über römische Lobsprüche; denn diese werden ihnen dort gewiß nicht zu Theil.

Auth. Seyn sie versichert, in Rom selbst gibt es gelehrte Leute, die für die Legenden geringe oder gar keine Hochschätzung haben.

Haush. Rom wird niemal die, welche dort heilig gesprochen worden sind, verdächtig machen lassen, und gleichsam selbst bekennen, daß die Kirche mit den Heiligsprechungen sich selbst und andere betrogen habe.

Auth. Mein bester Hausherr! sie haben von den Heiligsprechungen niemal wahre Begriffe bekommen, wie leider so viele hievon noch keine wahren Begriffe haben.

Haush. Wie so? Steht nicht dem Papsten allein die Heiligsprechung zu? Darf wohl auch das nur gedacht werden, daß einer, der nicht

wirklich heilig ist, für einen Heiligen werde öffentlich ausgeruffen, auf die Altäre gestellet, zur Verehrung anempfohlen, und hiemit die ganze Christenheit werde betrogen werden; da sie nemlich mehrere verehren würde, die gar nicht sind, oder nicht die sind, für welche sie in den Lebensbeschreibungen ausgegeben werden? Und sollen sich auch Bischöfe samt allen ihren Kleriseien betrügen lassen, da sie Kirchen zu Ehren solcher Heiligen einweihen, zu Ehren solcher Heiligen Messe lesen, in ihren Brevieren ganze Auszüge aus den Leben der Heiligen bethen, wie unser alte Herr Benefiziat meine Muhme in meiner Gegenwart versichert hat? Würde der Papst, würden die Bischöfe, würden die weltlichen Obrigkeiten den Druck und den Umlauf der Legenden angehen lassen, wenn Heilige die gar nicht sind, oder Thaten, die sie nicht begangen haben, oder widersinnige Thaten darinn angeführet würden? Es werden doch zur selbigen Zeit, von welcher sich die Heiligen und ihre Thaten herschreiben, auch glaubwürdige Männer gelebt haben, von denen alles aufgezeichnet worden, und denen man erst beweisen müßte, daß sie Lugen und Fabeln geschrie-

schrieben, und bei einem Heiligen etwas solches, was ein Heiliger nicht thun solle, angerühmet haben.

Auth. Sie sind wieder ganz in ihrem Fieber darinn, und zwar mit Hitze; haben sie keinen Durst dabei? Bei einem solchen Fieber ließ sich immer auch ein Glas Wein trinken; befehlen sie?

Haush. Sie machen immer Spaß darein. Ich trinke nichts von einem Mittagmahl bis zum anderen, ausgenommen ich muß Gesellschaft leisten, wenn mich der alte Herr Benefiziat besuchet. Antworten sie mir lieber auf das, was ich gesagt habe.

Auth. Sie haben viel gesagt, den Worten nach; aber nichts in der Hauptsache. Ich werde ihnen alles Punkt vor Punkt ganz leicht beantworten.

Haush. Punkt vor Punkt? Da wird wohl der eine und der andere Punkt ausbleiben; denn ich wüßte nicht mehr alles wieder so da-

her zu sagen, was ich ihnen aufgeworfen habe.

Auth. Ich weiß ein jedes Wort, was sie geredet haben. Die erste Frage (denn alle ihre Einwürfe waren fragweise) die erste Frage war: Steht nicht dem Papsten allein die Heiligsprechung zu?

Haush. Ja, ja! das war das erste.

Auth. In alten Zeiten der christlichen Kirche, mein bester Hausherr! waren keine päpstlichen Heiligsprechungen, sondern das Volk verehrte selbst mit Zutrauen diejenigen, welche in grossem Ruhm der Heiligkeit standen; und diese Volksverehrungen sind von Bischöfen genehmiget worden. Erst im zwölften Jahrhundert —

Haush. Im zwölften Jahrhundert? da also die christliche Kirche schon über 1100 Jahr alt war?

Auth.

Auth. Ja, ja! das heißt im zwölften Jahrhundert. — Erst im zwölften Jahrhundert wurde vom Papst Eugenius dem III. eine feyerliche Heiligsprechung, und zwar die Heiligsprechung des Kaisers Heinrich vorgenommen.

Haush. Was das schönes ist, wenn man belesen ist!

Auth. Und erst der Papst Alexander der III. hat der erste behauptet, daß die Heiligsprechungen nur vom Papste sollen vorgenommen werden.

Haush. Das wird den Bischöfen wohl in die Nase geraucht haben. Haben sie es gleich so gelten lassen?

Auth. Einige; wie überhaupt nach und nach die Bischöfe bei ihrem Amte schläfriger geworden, bis sie die Ausübung ihrer wesentlichen Rechte gar verschlafen haben.

Haush. Werden's wohl nicht allein verschlafen, sondern wohl verspielt, verjagt, ver-

essen,

essen, vertrunken, und verzeih mir's Gott! auf andere Art vernachlässiget haben. Aber wir haben jetzt doch wieder schon einige wakere Bischöfe, die so geschwind von Rom nichts leiden würden. Also nach dem Papst Alexander der wievielte war's?

Auth. Der dritte.

Haush. Also seit dem Papst Alexander dem dritten sind alle Heilige von Päpsten heilig gesprochen worden?

Auth. Nein! einige Bischöfe (wie es selbst Papst Benedikt der XIV. bekennet) haben auch nach derselben Zeit noch einige Heiligsprechungen vorgenommen; und solche bischöfliche Heiligsprechungen, die sich durch hundert Jahre verjähret haben, wurden auch nachhin noch von Rom für gut gehalten.

Haush. Bravo! das waren standhafte Bischöfe. Geht es denn aber mit der Heiligkeit, wie mit den Wiesen und Aeckern, daß sie sich mit der Verjährung bestättiget? oder wächst

die

die Heiligkeit eines Verstorbenen geschwinder herzu, wenn der Papst Hand anleget? Man soll keinen heilig sprechen, wenn's nicht gewiß ist; denn die Verjährung macht ihn nicht zum Heiligen; und kann man einen vom Bischof heilig gesprochenen nach hundert Jahren für heilig erkennen; so könnte man ihn auch ehe dafür erkennen; so viel begreif ich doch.

Auth. O sie fangen schon wieder an, ganz richtig zu denken, und zu urtheilen.

Haush. Aber warum sprechen den unsere jetzigen Bischöfe keinen heilig?

Auth. Geduld! Papst Urban der VIII. hat im Jahre 1634 den Bischöfen das Recht, jemanden heilig zu sprechen, ganz benommen; und seit dem haben die Bischöfe sich nicht mehr getrauet, eine Heiligsprechung vorzunehmen.

Haush. Ich sollte Bischof seyn, ich ließe es mir gewiß nicht wehren. Das ist ja so klar, wie die Sonne bewiesen, daß das von Päpsten eine blosse, und zwar eine nicht gar so alte Anmassung ist.

Auth.

Auth. Mich erfreut ihr Geständniß, und ich bin auf ihre erste Frage: **wie den Päpsten die Heiligsprechung allein zusteht,** der weiteren Antwort schon entlediget.

Haush. Die Bischöfe haben bei dieser päpstlichen Anmassung nicht wenig verloren.

Auth. Wie man's nimmt. Wenn sie auf das Geld sehen, was Rom bei den Heiligsprechungen seither bezogen; so macht das freylich viel aus, und viele Bischöfe hätten damit sehr viel Gutes thun können. Aber in Rücksicht auf die Heiligsprechung selbst haben sie keine grosse Gewalt verloren, weil die Heiligsprechung blos in der geäusserten Meinung besteht, daß dieser und jener, der im Rufe der Heiligkeit verstorben ist, der öffentlichen Verehrung würdig sey; gleichwie die ersten Heiligsprechungen besagtermassen ihren Grund in der Meinung und im Zutrauen des Volkes hatten.

Haush. Wenn die Heiligsprechung also in solchen blossen Meinungen bestehet; so sind wir ja doch betrogen, wenn etwa einer nicht wirklich

lich heilig ist, den wir für einen Heiligen verehren?

Auth. Wir sind deßwegen nicht betrogen. Wir verehren ihn ja nur bedingt, wenn er wirklich heilig ist. Und in Nachahmung guter Handlungen, die wir von ihm lesen, können wir uns nie betrügen.

Hausb. Also das ist kein Glaubensartikel, daß dieser oder jener Heiliggesprochene wirklich heilig ist, und daß er die Handlungen, die ihm zugeschrieben werden, alle begangen habe?

Auth. Sehen sie da herein in dieses Buch: Franciſci Veronii **Richtschnur des katholischen Glaubens.** ein Buch das sogar zur Bekehrung der Ketzer für bewährt gehalten, und geschätzet wird: **Wir lernen** (heißt es hier) **weder aus dem geschriebenen noch ungeschriebenen Worte Gottes, daß je eines in Gott entschlaffenen Christen Heiligkeit eine uns von Gott geoffenbarte Glaubenswahrheit wäre. Keines**

von

von den Wunderwerken (merken sie wohl) keines von den Wunderwerken.

Haush. Tausend hinein, nicht einmal die Wunderwerke.

Auth. Keines von den Wunderwerken, welche nach der Apostel ihrer Zeit geschehen sind, ist in dem Worte Gottes geoffenbaret worden; mithin fodert keines den Gott schuldigen Glauben. Wie sollte nun die nach demselben gemachte Heiligsprechung, oder der Spruch der Kirche (merken sie abermal wohl) oder der Spruch der Kirche.

Haush. Ich seh' es schon, es heißt richtig so: oder der Spruch der Kirche.

Auth. Oder der Spruch der Kirche, daß diese oder jene heilig sind, ein Gegenstand dieses Glaubens werden! Mithin macht keine Heiligsprechungsbulle, welche meistens von Päpsten erlassen worden sind, und nur eine Geschicht-

frage entscheiden, einen Glaubens-artikel.

Haush. So geht's, wenn man nichts studirt hat. Woher solle unsereiner wissen, daß es so, und nicht anderst ist?

Auth. Warten sie; da haben wir ein anderes Buch; ist auch vom Muratorius, dessen Buch von der wahren Andacht ich ihnen vorher angerühmet habe. Es handelt von der Mässigung des natürlichen Verstandes bei Religionsgegenständen.

Haush. Was sie für schöne Bücher haben; und lauter katholische?

Auth. Die sind gewiß hauptkatholisch, und von allen verständigen Katholiken geehret.

Haush. Nun was steht in diesem Buche zu unserer Sache?

Auth. Hören sie: Alle Schriftausleger sagen einmüthig, daß uns von Gott

nicht

nicht alle Wahrheiten geoffenbaret worden sind, sondern daß uns der heilige Geist nur alle die Wahrheit lehret, welche zum Heil der Menschen, und zur Vollkommenheit und Aufrechthaltung des Glaubens und der katholischen Kirche nothwendig ist. Wie können wir aber sagen, daß irgend eines neuen Heiligen Verehrung, und der Glaube an seine himmlische Seligkeit für die Menschen und für die katholische Kirche nothwendig sey?*

Haush. Es wird ja aber vor einer jeden Heiligsprechung wider denjenigen, der heilig gesprochen werden soll, ein ganzer Prozeß geführet, wo eigens einer, wie ich immer gehöret habe, des Teufels seine Partey nimmt, und sich bemühet; alles hervorzubringen, was zur Verhinderung der Heiligsprechung wie immer dienen könnte. Und erst nach genauester Untersuchung wird vom Papste die Heiligkeit zu oder abgesprochen.

Auth.

---

* Murat. de Ing. moder. in Relig. neg. c. 17.

Auth. Mein bester Hausherr! die Heilig-
sprechung, wie ich ihnen schon gesagt habe,
ist eigentlich nichts anders, als eine Erlaub-
niß zu einer öffentlichen Verehrung dieses oder
jenes, der im Rufe der Heiligkeit verstorben
ist. Ob er wirklich heilig sey, daß hat Gott
nicht geoffenbaret; und der Papst kann Nie-
manden heilig machen, wenn er's nicht ist. Die
Menschen (wie denn auch der Papst ein fehlba-
rer Mensch ist) urtheilen nur nach den from-
men Werken, äußerlichen Tugendübungen, und
ausserordentlichen wunderbaren Thaten, die von
den Verstorbenen vorkommen. Alles dieses gründet
sich nun auf Aussagen, Urkunden, und andere
dergleichen menschliche Beweismittel. Mensch-
liche Beweismittel können trügen, wenn auch
die Untersuchung noch so vorsichtig geführet
wird. Selbst der Papst erkennet, daß er sich
hierinn irren könne, und verwahret sich deß-
wegen bei einer jeden Heiligsprechung vor allen
Anwesenden mit der öffentlichen Betheurung,
daß er mit dieser feyerlichen Handlung nichts
zu thun gedenke, was dem Glauben, oder der
katholischen Kirche, oder der Ehre Gottes zu-
wider wäre. Wäre wohl diese Protestazion

noth-

nothwendig, wenn die Heiligkeit des Heiliggesprochenen eine so ausgemachte Wahrheit wäre. Eine schon ausgemachte Wahrheit kann dem Glauben, der katholischen Kirche, und der Ehre Gottes ohnehin nicht zuwider seyn. *

Haush. Jetzt geht es mir aber immer ärger in Kopf, wie man denn sogleich einen jeden Heiligen auf den Altar stellen, oder ihm gar die Kirche weihen könne?

Auth. Mein bester Hausherr! auf den Altären sollte es freilich anders aussehen, als es noch bis itzt aussieht. Wir sagen zwar (schreibt Muratorius in der wahren Andacht der Christen) daß diese oder jene Kirche dieses heiligen Martyrers oder Beichtigers, dieser oder jener heiligen Jungfrau sey; aber in Wahrheit werden die Kirchen und Altäre dem wahren Gott allein zum Gedächtniß seiner se-

* Van Espen Tom. III. p. 574. Christ. Lupus Tom. IV. Scarl. in Can. p. 573.

seligen Diener gewidmet und geheiliget. Wir pflegen gleichfalls zu sagen; die Messe dieses Heiligen, und dennoch ist es allzugewiß, daß Gott allein dieses unblutige Opfer dargebracht werde, zwar mit der Meinung, das Gedächtniß seiner seligen Diener zu verehren, weit mehr aber den Allerhöchsten, dessen Gnaden und Gaben wir in den heiligen Innwohnern des Himmels verehren, zu loben und zu preisen. — Wir sehen öfters (sagt er weiter von den Bildern der Heiligen) daß dieser grosse Gott zur allgemeinen Anbetung mit wenigen brennenden Kerzen ausgesetzet ist, und daß auf dem nemlichen Altar das Bild eines Heiligen oder einer Reliquien mit grösserer Pracht von Lichtern umgeben sind. Geziemet es sich denn, daß der Herr der Heerschaaren einen Knecht seiner Diener abgebe? — Er unterstützet auch diese seine richtige Lehre mit der Verordnung, durch welche Papst Klemens der XI. den 20ten Jänner 1705 in Rom befohlen, daß wenn das hochwürdige Gut

zur

zur Anbetung ausgesetzet wird, alle Bilder auf jenem Altare bedecket, keine Reliquien oder Bilder darauf gesetzet werden, und noch viel weniger die Abbildungen der armen Seelen des Fegfeuers, auf was Art sie immer vorgestellet werden möchten, oder könnten, allda zu sehen seyn sollen.

Haush. Bei meiner Treu: so soll es seyn. Die Bilder der Heiligen, in soweit sie aus vermischten, und auf Tuch, Holz, oder Mauer angebrachten Farben, oder meinetwegen aus Gold, Silber, Marmor, Holze, oder Gips bestehen, verdienen gewiß nach dieser ihrer Eigenschaft keine Verehrung, sondern nur der ist zu verehren, auf den uns die Bilder und die Reliquien erinnern. Sie könnten also mit vernünftigen und nützlichen Vorstellungen der Heiligen und solcher Thaten, die wahrhaft, und zugleich nachahmungswürdig sind, auf den Seitenwänden der Kirche angebracht werden. Der Altar ist einmal der Ort, worauf man nichts, als ein Kruzifix, und das ausgesetzte Hochwürdige sehen solle; statt dessen, daß unter

ter dem Hauptbilde der Kirche und des Altars das Hochwürdige oder das Kruzifix dergestalt zu stehen kömmt, daß ein Teufel von denen, die der heilige Michael herabstürzet, oder der Drach des heiligen Georgius mit aufgespertem Rachen, oder das Schwein des heiligen Antonius mit seinem Rüssel, oder das Rindvieh des heiligen Leonhards sich ober dem Hochwürdigen und dem Kruzifix den Augen des Volkes zeiget.

Auth. Lassen sie sich küssen, Hausherr!

Haush. Es ist schon gut! küssen sie mir nur meine Perücke nicht vom Kopf; sie steht ohnedieß immer überzwerch. Aber sagen sie mir nur, wie ich mit dem alten Benefiziaten übereinkommen werde?

Auth. Lassen sie den guten Alten mit Ruhe. Solche Leute sind nicht mehr zu bekehren. Sie haben ihre Köpfe mit dem Gewirre angefüllet, welches man ihnen in den Schulen, die vormals so schlecht bestellet waren, und in den Kongregazionen beigebracht hat. Gründlich geschriebe-

ne Bücher zu lesen, war niemal ihre Sache. Die schlechten Schulbücher, eine Legende, andere alberne Andachtsbücher, dumm zusammgeschmierte Predigten, und ihr Brevier machen ihren ganzen Büchervorrath aus. Sogar die Bibel ist bei ihnen ein entbehrliches Buch; und es ist gleich besser, sie lassen dieselbe im Staube liegen; denn sie verstehen eben selbe nicht, und wissen weder die biblische Geschichte, weder die biblischen Lehrtexte zu beurtheilen, weil ihr Verstand hiezu niemal ausgebildet worden. Seyn sie versichert, Hausherr! daß ich eher den Kopf eines gemeinen Mannes, als den Kopf manchen Seelsorgers zu recht bringen will; denn der gemeine Mann, dessen Kopf noch nicht mit so vielem zusammgepreßten Unsinne überschoppet ist, hat jene selige Armut am Geiste, wo man Platz findet, die Wahrheit mit Nutzen hinzulegen.

Haush. Sie schildern den Benefiziaten wirklich so, wie er ist. Er will gar von keinem anderen Buche etwas hören, als von einer Legende, und von seinem Breviere; darinn (sagt er) ist die Wahrheit, die trotz aller Freygeister

ster und Büchelschreiber sich unveränderlich erhalten hat.

Auth. Sehen sie, daß der gute Alte nicht einmal sein Brevier versteht, und daß er nicht das mindeste von dem weis, was den Legenden und den Brevieren schon widerfahren ist. Die Register der Martyrer, die man Martyrologien nennt, die Legende, und die Breviere haben schon auf Befehl der Kirchenversammlungen, der Päpste, der Bischöfe öfters die Musterung passirt, und werden noch mehr gemustert werden. Es kann nicht alles auf einmal geschehen.

Haush. Ei! was sagen sie?

Auth. Was das Brevier betrift; so haben sogar der Kirchenrath zu Trient, der Papst Paulus der IV., und besonders Papst Pius der V. schon auf die Reformazion desselben Bedacht genommen. Pius der V. hat sich zwar eingebildet, daß das von ihm herausgegebene Brevier keiner Verbesserung mehr bedärfe, und hat deßwegen auch alle Abänderung desselben

verbothen. Allein sein Brevier ist nicht einmal von allen Bischöfen, besonders in Frankreich angenommen worden, weil noch unschickliches und fabelhaftes darinn stehen geblieben. Deßwegen ist wieder unter dem Papst Klemens dem VIII. eine Verbesserung, und sodann unterm Papst Urban dem VIII. eine abermalige Verbesserung des Breviers herausgekommen. Und ungeachtet dessen haben gelehrte und fleißige Männer unserer katholischen Kirche alle die unschicklichen und fabelhaften Stellen, welche noch im Breviere aus menschlicher Schwachheit und aus Mangel richtiger Prüfung gelassen worden sind, stattlich und dergestalt bewiesen, daß der allgemeine Wunsch verständiger und ehrlich denkender Geistlichen ist, daß doch einmal das Brevier von so vielen unschicklichen Gebethsformeln, und von so vielen unwahrhaften Erzählungen, die aus den fabelhaften Legenden hineingebracht worden sind, möchte gereiniget werden. * Der Herr Benefiziat könnte sich schon aus dem Titelblatt des

Bre-

* Van Espen edit. lovar. T. II. pag. 671 & sequ.

Breviers von den geschehenen Veränderungen desselben überzeugen.

Haush. Von allem dem weiß unser alte Benefiziat kein Wort. Er bekümmert sich auch bei seinem Brevier gewiß wenig um's Titelblatt; denn er sagt: er sey allzeit froh, wenn er mit dem Brevier bald fertig ist.

Auth. Was wollen sie weiters? selbst in römischen Kirchengesetzen * wird schon dem Papst Gelasius eine Verordnung zugeschrieben, daß in der römischen Kirche die Thaten und Peinen der heiligen Martyrer nicht sollen gelesen werden, weil solche theils von Ungläubigen, theils von Idioten, theils von Unbekannten mit Fabeln und unschicklichen Erzählungen zusammgeschrieben worden. Und die heilige konstantinopolitanische Kirchenversammlung vom Jahre 692 befahl gleichfalls; die mit abentheuerlichen Gedichten und unerhörten Märchen angefüllten Legenden im Rauch aufgehen zu lassen, um solche der christlichen Gemeinde zu entziehen.

Haush.

---

*. Gratiam dist. 15. can. 3.

Haush. Warum hat man sie denn also nicht verbrennet ?

Auth. Mein lieber Hausherr ! an dem, daß wir solche Legenden haben, sind vom Anfange die Mönche die Hauptursache gewesen, und sie sind es noch.

Haush. Ich kenne aber doch rechtschaffene Mönche, die gerade so, wie sie gegen alle Mißbräuche und Fabeln, die sich bei Katholiken eingeschlichen haben, von der Brust wegreden.

Auth. Sie haben recht. Ich kenne selbst einige so rechtschaffene Mönche; aber sie sind nur dem Kleide nach Mönche, weil sie es nun so seyn müssen, aber nicht nach der Gesinnung. Diese werden auch nicht in Abrede stellen, daß die Mönche an dem Daseyn und an dem Umlaufe der falschen Legenden den vorzüglichsten Theil haben. Es hat freilich anfangs Ketzer gegeben, die sogar die Geschichte Christi verfälschet haben, wider welche der heilige Lukas bewogen worden, sein Evangelium zu schreiben.

ben. * Aus gleicher Ursache schrieb auch nachhin der heilige Johannes sein Evangelium gegen die Ebioniter, Cerinthier, und andere dergleichen Ketzer. **

Haush. Die Lebensbeschreibungen, die die Ketzer geschrieben, hätten ohnedieß niemal einen Glauben gefunden.

Auth. Die Ketzer haben solche Lebensbeschreibungen nicht unter ihrem Namen, sondern als Evangelien unter dem Namen der Aposteln herausgegeben. Man sah Evangelien von zwölf Aposteln, vom heiligen Petrus, heiligen Paulus, heiligen Jakob, heiligen Philipp, heiligen Bartholomäus, heiligen Thomas, heiligen Judas Thaddeus, heiligen Mathias, heiligen Barnabas, auch vom Nikodemus, ja sogar eines vom Judas, der der Verräther Christi geworden. ***

Haush.

---

* Maldonat comment. in Luc. c. I.

** Richard Simon Tom. I. c. 3. hist. crit. nov. test. Hieronimi viri illustr. c. 9. Eusebius hist. eccles. l. 2. C. 2.

*** Euseb. hist. eccl. l. c.

Haush. Des Verräthers Judas sein Evangelium mag sauber ausgesehen haben.

Auth. Eben so sind unter dem Namen des heiligen Johannes, Jakobs, und Mattheus falsche Lebensbeschreibungen von der heiligen Jungfrau Maria herausgekommen, die mit kindischen Fabeln angefüllet waren; besonders wurde ein solches unter dem Titul: der Tod der Jungfrau Maria * überall ausgestreuet. Leider hat es sogar unter den alten Kirchenvätern einige gegeben, wie der Klemens von Alexandrien, welche dem Ansehen falscher Lebensbeschreibungen zuviel getrauet haben; und da ihnen hierinn auch einige in spätern Zeiten gefolget sind, wie der heilige Gregorius von Nyssa, der heilige Epiphanius, der heilige Gregorius von Tours, und der heilige Johannes von Damaskus; ** so ist kein Wunder, daß so vie-

---

* Baron. añal. año 48. Biblioth. patrum VII. B. p. 579.

** Clemens Alexand. stromat. Gregorius Nissenus de Nativ. Christi Tom. 3. Epiphanius hæres. 78. 79. Gregor. turonensis l. 1. gloria martyrum. Joannes Damascus orat. de dormitoriis.

viele Fabeln von der Kindheit Christi, von der Familie und Kindheit der heiligen Jungfrau Maria bis auf die letzten Verfälscher der Geschichte der Heiligen gekommen sind.

Haush. Den Nachrichten von dem Leben der Apostel wird es wohl auch so gegangen seyn. Zuletzt weiß man also nicht mehr, was man glauben solle.

Auth. In Ansehung des Lebens unseres Heilandes, der heiligen Jungfrau Maria, und der heiligen Apostel ist das, was in der heiligen Schrift von ihnen steht, zu glauben, und mehr ist weder nothwendig zu glauben, weder auf verläßliche Urkunden gegründet. Hausherr! sie würden Eckel und lange Weile bekommen, wenn ich ihnen alle falsche Nachrichten von dem Leben der Apostel, wie sie herausgekommen sind, mit den Namen derjenigen, von welchen solche geschrieben worden, daher nennen wollte. * Aber hier muß ich wieder

mit

* Sieh Hadrians Baillet Abhandlung von den Geschichten der Martyrer, und Heiligen und verschiedenen Sammlungen.

mit Leider ausruffen. Leider waren nicht Ketzer allein, sondern auch Katholiken, und katholische Priester, die sich an die falschen Nachrichten von dem Leben der Aposteln hielten, und hiernach ihre eigene Schriften einrichteten. Ein asiatischer Priester war es, der einen ganzen Roman von den Reisen und Begebenheiten des heiligen Paulus und der heiligen Thekla verfertigte.

Haush. Ist dieser noch zu haben?

Auth. Ein Auszug oder eine Nachahmung davon unter dem Namen Basilii von Seleuzia. Man nennt sie gegenwärtig das Leben der heiligen Thekla, und sie befindet sich in der Sammlung des Surius. Warum lustet sie gerade um diesen Roman?

Haush. Ich hätte ihn meiner Tochter angeschaft; man kann dem Weibsbild keine grössere Freude machen, als wann man ihr einen Roman bringet.

Auth. Seyn sie versichert, wenn ein Roman vernünftig und sittlich geordnet ist; so wird ein Frauenzimmer hieraus nie solchen Nachtheil ziehen, als aus einer fabelhaften und widersinnigen Legende. Der heilige Johann der Evangelist hat auch den Verfasser der Begebenheiten des heiligen Paulus und der heiligen Thekla der priesterlichen Würde entsetzet, obwohl sich dieser Verfasser entschuldiget hat, * er wäre in der Meinung gewesen, dem heiligen Paulus mit dieser Erdichtung eine Ehre zu machen. Ein Beweggrund, der ebenfalls die Mönche nachhin belebt hat, Legenden voll von Erdichtungen heraus zu geben, weil sie nicht minder geglaubt haben, hiedurch die Ehre Gottes und seiner Heiligen zu befördern, und der Kirche mit einem solchen ihrer Denkart nach frommen Betruge einen besonderen Dienst zu leisten. Mit den Lebensbeschreibungen der Martyrer ist die Sache gar auf das äusserste des Widersinnes und der Unwahrheit getrieben worden.

Hausch.

---

* Tertulianus de baptismo. cap. 17.

Haush. Wie so?

Auth. Erstens verfaßten sie falsche Geschichten von wahren Martyrern. Hernach brachten sie falsche Martyrer und falsche Heilige daher. Bischöfe und selbst Päpste wurden darüber aufmerksam, wollten genaue Register der wahren Martyrer herstellen lassen; allein bei Mangel verläßlicher Urkunden kam nichts verläßliches zu Stande, und bei den meisten wehrte die falsche Meinung fort: man könne in der Sache nicht zuviel thun, weil doch alles zur Erbauung der Glaubigen gereichen würde.

Haush. Nach meiner wenigen Einsicht hätte man trachten sollen, die Akten von Prozeßen zu bekommen, die den Martyrern gemacht worden sind; denn wenn jemand hingerichtet wird, so fragt man ihn ja um die kleinsten Umstände seiner Herkunft, seines geführten Lebenswandels, seines Glaubens, seiner Handlungen, und seine eigenen Aussagen werden genau und wörtlich aufgeschrieben. Ich war ja auch Rathsherr vorhin, und war recht gern

bei

bei den Verhören und Konstituten, die mit den Arrestanten sind vorgenommen worden.

Auth. Die Christen ersterer Zeiten kamen auch zur Einsicht solcher Prozeßakten; allein der eine machte sich davon nur eine Abschrift, wie er es für gut fand, der andere machte nur einen kurzen Auszug davon. Die, welche solche Abschriften und Auszüge aus einer Sprache in die andere übersetzten, schrieben so, wie sie der einen und der anderen Sprache mächtig waren. In den meisten hieraus verfaßten Lebensbeschreibungen wurden bald eigene Betrachtungen, bald Zieraten der Beredsamkeit angebracht. Wenige Martyrer hatten die Gelegenheit, ihre Begebenheiten selbst aufzuzeichnen; und wenn sie auch solche eigene Aufzeichnungen machen konnten, so gieng es mit diesen, wie mit den gerichtlichen Prozeßakten. Sogar von denen, die den Prozeßen der Martyrer zugehöret haben, hörte einer so, der andere anders; wie es allgemein geschieht, wo mehrere Zuhörer sind, da ein jeder etwas anderes gehöret haben will, oder auch die Erzählung dessen, der richtig gehöret hat, nachhin bei

weiterer Verbreitung durch andere mit Zusätzen und Unrichtigkeiten vollkommen verändert wird. Und gesetzt, es wären einige Nachrichten von dem Leben der Martyrer ganz unverdorben aufbewahret worden; so ist doch nach so langen Jahren die Entscheidung der wahren von der falschen nicht so leicht und verläßlich. Der Kaiser Dioklezian ließ im Jahre 303 dergleichen Nachrichten und Urkunden strenge aufsuchen, und ins Feuer werfen; und diejenigen, welche in den Kirchen aufbewahret wurden, wurden unter dem Schutte derselben vergraben.* Auch die gerichtlichen Prozeße der Martyrer wurden verbrennet, und Niemanden wurde eine Abschrift mehr hievon gelassen.** Kurz! in Italien, Afrika, Griechenland, und in dem ganzen Orient wurde unter dem Dioklezian auf die Vertilgung der christlichen Schriften gedrungen; und hundert Jahre nachher wurde

theils

---

* Eusebius hist. eccl. l. 8. c. 2. Basilius Miscel. c. 2. Augustinus coll. d. 3. c. 15.

** Ruinart præfat in act. Apost. pag. 3.

theils durch die abgöttischen Barbaren, theils durch die Arianer auch das verwüstet und vertilget, was bis dahin in Gallien und in anderen Oertern noch sicher war.

Haush. Auf diese Weise sieht es freilich schlecht aus mit ächten und wahren Urkunden vom Leben der alten Martyrer. Ist denn nach der Zeit gar nichts hervorgekommen, welches davon wäre gerettet worden?

Auth. Der heilige Martyrer Pamphilus ein Priester von Cäsarea im gelobten Lande hat wirklich einige Geschichten der Martyrer gerettet, und man weiß soviel, daß sie unter Konstantin dem grossen durch den Fleiß des Eusebius wieder an das Licht gekommen. Allein der Papst Gregorius der Grosse ließ dieses Werk in Rom, Alexandrien, und anderer Orten vergeblich suchen; es ist bis itzt noch nicht vorgekommen.

Haush. Da haben wir's, ist das auch wieder weg. Woher haben denn also die Le-

gendenschreiber ihre Erzählungen vom Leben und Peinen der Martyrer hergenommen?

Auth. Das muß ich ihnen gerade aus der Abhandlung des berühmten Baillet * herauslesen: Das Unglück der Kirche wollte, daß man auch noch die wahren Martyrergeschichten, die sich wieder gefunden, verfälschte unter dem Vorwande, sie zu verbessern.

Haush. Eine schöne Verbesserung!

Auth. Es hat sich gefüget, daß die ächten Urkunden, indem sie durch die Hände dieser Verbesserer gegangen, nur schlechter geworden, und nichts als falsche Schriften hervorbringen können.

Haush. Erlauben sie mir die Feder. Das Wort Verbesserer streichen wir aus, so oft's vorkömmt.

Auth.

* l. c. § 10.

Auth. Hinweg mit der Feder; ich lasse mir in meinen Büchern keine Striche hinein machen. Er nennt sie ja nicht im Ernste, sondern nur spottweise Verbesserer.

Haush. Nun, so lesen sie weiter!

Auth. Viele, bei welchen die Liebe zu Fabeln und Wundern die Liebe zur Wahrheit überwog, bekümmerten sich nicht einmal darum, ob die Uibereinstimmung der Zeit und des Ortes beibehalten würde, die doch zu ihren Absichten, um der Sache einige Wahrscheinlichkeit zu geben, unentbehrlich gewesen wäre. Sie gaben denen Namen, welche keine hatten; sie stellten ganz neue Personen auf; sie dichteten den Richtern neue Arten der Grausamkeit, und neue Kunstgriffe an; den Tyrannen und Scharfrichtern neue Erfindungen, sie lieferten uns Disputen, und andere ausgedachte öffentliche Reden, die oft sehr schlecht abgefasset waren; sie erfüllten ihre Schriften mit einer grossen Menge

Wunder, deren die Heiligen nicht bedurften; sie waren nicht damit zufrieden.

Haush. Was? noch nicht zufrieden? ist das nicht schon Betrug genug?

Auth. Sie waren nicht damit zufrieden, daß sie die Sammlung der Geschichte der Martyrer mit vielen fremden Sachen angefüllt, sondern sie machten noch lange Anhänge dazu. Sie setzten nemlich die Geschichte der darinn vorkommenden Heiligen nach ihrem Tode durch fort, daß sie eine Reihe von Wundern erzählten, welche sich blos auf ein ungewisses Gerücht unter dem Volke gründeten.

Haush. Also haben müssen Mirackel auch noch dazu gelogen werden. O ihr Fikermentsleute! Aber wie beweisen sie, daß an den falschen und unschicklichen Legenden, die von Katholiken herausgegeben wurden (denn um die, welche von Ketzern geschrieben worden sind,

bekum-

bekümmere ich mich gar nicht) meistens die Mönche Ursach gewesen.

Auth. Im sechsten, siebenten, achten, und neunten Jahrhunderte wimmelte ja schon alles von Mönchen. Die Mönche wurden bei immer zunehmender Finsterniß damaliger Zeiten für die einzigen Gelehrten gehalten. In ihre Kirchen und Klöster wollte Jedermann nach seinem Tode begraben werden, und auch die Reliquien deren, welche anderer Orten im Rufe der Heiligkeit gestorben, und in römischen oder anderen Kirchhöfen ausgegraben worden, wurden dahin gebracht. Nebstdem bestand statt der groben Handarbeiten, mit welchen sich die Mönche der ersten Zeiten beschäftigten, nachhin die Hauptbeschäftigung der Mönche in Abschreibung und Verfertigung der Bücher. Das Gerücht der Wunder, welches unter dem Volke von diesem oder jenem Heiligen herumgieng, und von Mönchen mündlich bestättiget wurde, wurde von ihnen sodann zur Gelegenheit, und gleichsam zur Nothwendigkeit genommen, auch schriftlich zu lügen; denn die Neugierde und fal-

sche Andacht des Volkes wollte einmal eine vollständige Lebensbeschreibung von denen haben, deren Verehrung man ihm anpries.

Haush. Das ist ja eine erstaunliche Bosheit!

Auth. Wir müssen billiger denken, und die Ursachen in mehrere Klassen eintheilen, nemlich in Dummheit, in die Folgen der monastischen Beschäftigungen, in unächten Religionseifer, in Eigenliebe und Ehrsucht, und endlich in Begierde, sich zu bereichern.

Haush. Diese Beweggründe sind weiter alle nicht hübsch. Das Ende davon ist doch dieses, daß die Leute angelogen, betrogen, bei der Nase herumgeführet, um ihren Verstand, um die wahren Religionsbegriffe, und auch um ihr Geld gebracht worden sind. Dummheit! Dummheit! Ist denn alles so dumm gewesen, daß ein solcher Betrug hat überhandnehmen können?

Auth. Das Verderben der wahren Nachrichten von den Leben der Heiligen, wie ich schon gesagt habe, war so allgemein, daß die gelehrtesten Männer nicht im Stande waren, der Wahrheit einen durchaus verläßlichen Dienst zu leisten. Wie die Wissenschaften abnahmen, und die Finsterniß der Köpfe zunahm; so nahmen auch die Fabeln zu, dergestalt, daß (wie Baillet erinnert) fast alle Geschichten unter den Händen derer, die sie abhandelten, zu Fabeln wurden. Mönche, welche die Volkslehrer wurden, wollten das neugierige Volk statt mit der Wahrheit, die sie bei Abgang ächter Urkunden, und aus Mangel der Einsicht und Kritik selbst nicht inne hatten, mit Beredsamkeit und mit Erzählungen befriedigen. Hiezu richteten sie (wie der Kardinal Valerias Bischof zu Verona bemerket) schon ihre jungen Mönche ab. Diese mußten sich in der Redekunst hauptsächlich mit Erweiterung und Schmückung der Geschichte der Heiligen üben. Hiedurch entstanden also mehr mit Zieraten und Erfindungen, als mit Wahrheit ausgearbeitete Lebensbeschreibungen, wovon die witzigsten

zwar

zwar nur als ausgezeichnete Arbeiten junger Schüler aufbehalten, nach langer Zeit aber nicht mehr von den wahren Geschichten unterschieden worden. * Von dem unächten Religionseifer, vermög welchen die dummen Mönche und ihre Anhänger sich berechtiget, ja verbunden zu seyn glaubten, auch mit Lügen und Betruge die Ehre Gottes und seiner Heiligen zu befördern, schreibt Bosquet Bischof von Montpellier: ** Noch die neueren Zeiten überweisen uns, wie die Mönche getrachtet haben, die Heiligen, welche ihres Ordens waren, oder für welche sie aus anderen Ursachen vorzüglich eingenommen waren, über alle andere Heiligen mit der grösten Beredsamkeit zu erheben; und wir wissen ja, was die ausgeposaunten Mirackel der Heiligen ihrer Orden und ihrer Kirchen ihnen vom

Vol-

---

* Auguſt Valer. Rhetorica eccles. Seu de modo concionandi.

** Hiſt eccles. gall. præf. pr. edit.

Volke an Geld und Ehrfurcht eingetragen habe.

Haush. Es blieb also nicht allein bei der Verfälschung der Martyrergeschichte, sondern Mönche machten es auch bei den Leben der Väter, Einsiedler, und übrigen Beichtiger auf die nemliche Art?

Auth. Arnold von Andylli hat wirklich in der französischen Uibersetzung der Lebensbeschreibungen der morgenländischen Väter, welche Heribert Rosweida mit Anmerkungen bekannt gemacht hat, verschiedenes weggelassen, was gegen die Reinigkeit des Glaubens, und zur Beleidigung eines zärtlichen Lesers gewesen wäre. An die Lebensbeschreibungen der abendländischen Väter haben sich zwar genauere Schriftsteller gemacht; allein die mittere Klasse der Legendenschreiber, welche es sich nur zum Ziel setzte, dem Volke etwas zu lesen zu geben, wurde gleichfalls durch unächten Religionseifer, durch Ehrsucht in Emporhebung ihrer Lieblingsheiligen, und durch andere ungleiche Nebenabsich-

ten verleitet, auch in die Geschichte der Väter, Einsiedler, und Mönche Erdichtungen einzuschieben, und darinn besonders solche Handlungen anzurühmen, bei denen die Nachahmung, oder wenigstens der dem Leser zurückgelassene Eindruck zur Verbreitung des Mönchgeistes, und zum Kunstgriff, die Leute in der von ihnen sogenannten heiligen Einfalt vortheilhaft zu erhalten, beitragen könnte.

Haush. Durch das, daß sie die Leute immer in der Dummheit erhalten haben, hat ihnen freylich der Betrug immer gelingen können. Aber bei meiner Treu, es macht ihnen keine Ehre; und Kunst und Mühe hat es weiter auch nicht viel gebraucht, dumme Leute zu betrügen.

Auth. Daran sind sie irrig, Hausherr! die Mönche haben Kunst und Mühe genug anwenden müssen, um diejenigen nicht aufkommen zu lassen, die von Zeit zu Zeit nicht nur unter den Weltlichen, sondern auch unter den Geistlichen, und selbst unter den Ordensgeistlichen mit Kritiken hervorgekommen sind, um den Leu-

ten die Mönchsbinde von Augen hinwegzuneh-
men. Auſſer dem waren ſie auch öfters bei der
einen und anderen Lebensbeſchreibung in Rück-
ſicht auf Erdichtungen in groſſer Verlegenheit;
denn das Stroh im Kopfe giebt nicht ſo gute
Düngung, wie das Stroh auf dem Felde. Bei
ausgetrocknetem Gehirne wußten ſie ſich wirk-
lich öfters nicht anders zu helfen, als die nem-
liche Urkunde, die ſie ſchon bei der Lebensbe-
ſchreibung des einen Heiligen zum Grund ge-
nommen haben, auch bei der Lebensbeſchrei-
bung des anderen Heiligen nur mit Verände-
rung des Namens zum Grund zu nehmen. Es
verſteht ſich von ſelbſten, daß, wenn die Ur-
kunde falſch war, ſodann aus derſelben ſchon
zwey falſche Legende entſtanden ſind. Eine Le-
bensbeſchreibung davon mußte ſchon immer
falſch ſeyn, weil doch eine wahre Urkunde, die
ſich nur auf einen Heiligen bezieht, nicht auch
für einen anderen wahr ſeyn kann, ſondern in
Anſehung des anderen ſo viel, als ein entlehn-
ter oder geſtohlener Paß iſt.

Gaush. Ich bleibe doch bei dem, daß sie wenigstens in Verfertigung der Legenden nicht viel Kunst und Mühe gebraucht haben, die Leute zu betrügen, weil sie das nemliche Leben gleich auf mehrere Heilige angewendet haben. Auf solche Art wollte auch ich bald eine Legende zusammschreiben. So lehnen die Trödler ihre Kleider heut dem, morgen einem anderen aus. Sagen sie mir zu Gefahlen nur einige Heilige, die ihre Lebensart nach Vorschrift der Legendenschreiber so haargleich haben einrichten müssen.

Auth. Die heilige Priska, die heilige Martina, die heilige Tatia haben alle drey nur ein Leben. Der heilige Piatus von Dornick, der heilige Luzian. —

Gaush. O! den kenne ich! meine Tochter hat sich unlängst seine Schriften gekauft, wie sie jetzt vom Wieland sind herausgegeben worden; der macht die Götter und Halbgötter der Heiden recht herab, der verdient wirklich ein Legend.

Auth.

Auth. Nein, Hausherr! der Luzian, dessen Schriften ihre Tochter sich angeschaft hat, ist nicht heilig. Der Luzian, von dem ich rede, ist der heilige Luzian von Beauvais; dieser, und der heilige Piatus von Dornick, und der heilige Yon von Chartres haben bis auf geringe Veränderungen auch ein gleiches Leben. Die Geschichte der heiligen Margarita, und der heiligen Lanigia, die Geschichte der heiligen Honorina von Konflans, und der heiligen Dorothea, die Geschichte des heiligen Alexis, und des heiligen Johann Calybites, die Geschichte des heiligen Douchards, und des heiligen Lie, die Geschichte des heiligen Desiderius von Bourgis, und des heiligen Ouein von Rouen sind alle beinahe einerlei.

Haush. Ich höre ja von ihnen itzt Heilige daher nennen, wovon ich die meisten in meinem Leben nicht nennen gehöret habe.

Auth. Der heilige Sergius aus Kappadozia, und der heilige Saturninus aus Kagliari in Sardinien, die heilige Albina, und die

hei-

heilige Repareta, der heilige Gengon und der heilige Julian der Hospitalar haben gleichfalls eine gemeinschaftliche Lebensbeschreibung, so wie die Geschichte des heiligen Sekundianus zur Lebensbeschreibung des heiligen Florens von Perusa, zur Lebensbeschreibung des heiligen Gratignon, und des heiligen Enlin den Stoff gegeben hat.

Haush. Sind sie nicht bald fertig mit ihren Heiligen, die der Lebensbeschreibung nach einander so gleich sehen, als Zwillinge?

Auch. Die Lebensbeschreibungen der heiligen Saturnina, der heiligen Benedikta von Origny im Laonischen, und der heiligen Romana von Beauvais sind gleichfalls nicht unterschieden; die Lebensbeschreibungen des heiligen Venantius vom 18ten May, und des heiligen Agapetus vom 18ten August sehen ungeachtet aller gemachten Verbesserung sich noch gleich. Eben so entdeckt man die gleiche Quelle bei den Lebensbeschreibungen des heiligen Marzialis von Limoges, Fronto von Perigneux, Menge von Chalon, Eucharius von Trier — —

Haush. Ich bitte sie, hören sie auf! ich kann's nicht mehr aushalten.

Auth. Sie haben ja selbst verlanget, daß ich ihnen die Heiligen nennen solle, für die die Legendenschreiber ein gleiches Maaß genommen haben?

Haush. Mich reut's genug; denn der Kopf ist mir schon dick geworden von lauter Heiligen; zum Glück sind sie mir alle gleich wieder ausgefallen. Ich weiß ihnen wirklich keinen einzigen mehr von allen denen, die sie daher genennet haben. Wenn ich diese Namen alle auswendig lernen müßte, ich würde auf der Stelle ein Narr.

Auth. Ich könnte ihnen die Wunder auch alle hererzählen, welche dem einen Heiligen für den anderen abgeborget worden sind.

Haush. Nein! ich bitte sie um alles in der Welt, verschonen sie mich nur heut. Ich habe die höchste Zeit, daß ich gehe. Briefe

schrei=

schreiben, im Hauswesen nachsehen, eine Menge muß heut noch geschehen.

Auth. Nun ich will sie nicht aufhalten; aber ich hätte ihnen noch eine Menge über die Legende zu sagen.

Haush. Mein lieber Gott! sie schreiben ja ohnedem wider die Legenden; dann werde ich recht mit Begierde und Vergnügen das Geschriebene lesen, und von den Erdichtungen, und unschicklich angerühmten widersinnigen Handlungen, so sie aus den Legenden aufweisen wollen, noch mehr und mit Bedacht mich überzeugen.

Auth. Ich glaube aber doch, daß ich bei ihnen schon heut ein zimliches Fundament gelegt habe, um darauf das weitere Gebäud führen und befestigen zu können.

Haush. Eben recht mahnen sie mich mit ihrem Befestigen, daß ich jtzt gleich gehen, und nachsehen muß, ob über unserer Hausthüre

der

der heilige Florian, der etwas locker geworden ist, schon befestiget sey. Wie jetzt so starke Winde gehen, so könnte er wohl gar hinabgedrehet werden. Gott verhüte es, daß er auf Jemanden falle; daß wäre eine gräßliche Zerschmetterung derer, die er träfe, er wiegt gegen zween Zentner, das Haus allein, was er auf dem Arm trägt, hat zwölf, und der steinene Wasseramper acht Pfund.

Auth. Das ist wohl ganz leicht zu begreifen, daß er auf diese Art eher etwelchen das Lebensfeuer, als das in einem Hause ausgebrochene Feuer auslöschen würde.

Haush. Still! freveln sie nicht!

Auth. Nicht im mindesten. Ich habe ihnen ja versprochen, zu beweisen, daß nur die Legendenschreiber den Heiligen solche Aemter und Beschäftigungen angewiesen haben, wie es die Dichter und heidnischen Priester bei ihren Göttern und Halbgöttern thaten.

Haush. Nun beweisen sie es in Gottes Namen, ich muß jetzt gehen.

Auth. Behüte sie also Gott! lassen sie sich aber doch bald wieder sehen.

Haush. Werde nächster Tage mir die Freyheit nehmen, mich wieder einzufinden. Empfehle mich ganz höflich!

Auth. Leben sie wohl!

II.

II.

Der Bibliothekar, und der Pater Priszilian.

Biblioth. Willkommen, Pater Priszilian; wie verlieren sie sich in die Bibliothek hieher?

Prisz. Der Herr Bibliothekar halten mich also für einen Feind der Bibliotheken, der, ohne sich zu verirren, niemal dahin gebracht werden könnte?

Biblioth. O, das weis ich wohl, daß sie eben noch kein Manifest gegen die Bibliotheken herausgegeben, und sich als Feind erkläret haben. Aber so lange ich hier bei diesem Amte bin, habe ich sie doch noch nicht in unserer Bibliothek gesehen. Sie werden aber ungezweifelt einen eigenen guten Büchervorrath haben!

Prisz. Mit dem steht's sehr schlecht.

Biblioth. Es kömmt eben nicht auf die Menge der Bücher an, wenn man nur nach seinem Fache, Amt, und Berufe mit einem Kern der dahin gehörigen besten Bücher versehen ist, und allenfalls mit einer guten Nebenlektur sich zu erwehren weis, daß man in der Welt auch sonst für keinen Idioten passirt.

Prisz. Mein Herr Bibliothekar! die Welt ficht mich nichts an; sonst wäre ich in kein Kloster gegangen.

Biblioth. Verzeihen sie mir; die Klöster sind ja auch in der Welt.

Prisz. Sehr wenige mehr.

Biblioth. Nun, wenn sie auch noch alle stünden; so blieb doch der Satz wahr, daß die Klostergeistlichen in der Welt sind, daß sie sogar Lehrer und Gewissensräthe derer machen müssen, die in der Welt sind, und daß sie also die nöthigen Kenntnisse haben müssen, mit den Weltlichen umzugehen, um in Ansehung der

Reli=

Religion und der Sittlichkeit Nutzen zu schaffen.

Prisz. Itzt ist die Welt allzugelehrt, als daß mehr eine Lehre oder ein Rath bei einem Klostergeistlichen eingeholet werden sollte.

Biblioth. Vergeben sie; Klostermänner von Gelehrsamkeit, von Einsicht, von Bescheidenheit, von ehrlichem und auferbaulichem Betragen werden gewiß noch immer geschätzet.

Prisz. Nicht wahr; das haben's gestern gesehen, wie man einen Klostergeistlichen achtet. Ich habe mich nur vor ihnen geschämt, weil ich das erstemal die Ehre gehabt habe, mit ihnen zusamm zu kommen. Waren wir anfangs nicht recht gescheid lustig? Des Lachens wäre ja kein End geworden, wenn ich mit meinen Räthseln und bäurischen Liedern nicht aufgehöret hätte. Der Herr Bibliothekar allein sind noch der ernsthafteste geblieben, haben sich auch nach der Tafel gleich zum Fenster gesetzet, und sind so ganz einsam bei ihren Zeitungsblättern sitzen geblieben. Ich habe

schon geglaubt, es sey ihnen nicht recht wohl, oder es habe sie gar etwas verdrossen, bis mir die Tochter vom Hause gesagt hat, daß man sie ungestört lassen müsse, und daß das schon ihr Brauch sey, gleich nach der Tafel sich zu den Zeitungsblättern hinzusetzen, und nicht eher vom Lesen aufzuhören, bis Zeit zum Nachhausgehen ist.

Biblioth. Wirklich ist das schon mein Brauch; darum gehe ich auch gern in das Haus dieses Herrn Buchhändlers, weil er die meisten und die besten Journalien sich kommen läßt, und man daselbst ungestört lesen kann.

Prisz. Mich wundert's aber, daß sie etwas haben lesen können; denn wir haben ja einen Lärm gehabt, der erstaunlich war.

Biblioth. Wenn ich einmal beim Lesen bin, da macht mich nicht leicht etwas irre. Ich höre und sehe nicht.

Prisz. Nun so haben's also die Hochachtung nicht gesehen, die ich vom Kassier der Buchhandlung erfahren habe? **Biblioth.**

Biblioth. Ich sah wirklich nichts.

Prisz. Was ? sie sahen nicht, wie beim kurzen Spielen, als die Pfänder ausgetheilet, und die Bussen vorgenommen worden sind, er sein Schnupftuch zusammgedreht, und sich angestellet, als wollte er mich ganz gelinde auf den Rücken schlagen, dabei mir aber den unglücklichen Streich zwischen die Ohren hinein versetzet hat, daß mir auch beide Ohren gleich aufgeschwollen sind ? Nun, so sehen sie nur jetzt her, wie groß meine Ohren noch sind.

Biblioth. Ich bedaure sie vom Herzen, mein bester Pater Priszilian! Haben sie denn dem Kassier eine Ursache gegeben, sich so zu vergehn ?

Prisz. Hätte ich es gewußt, daß der dumme Mensch die Dienstmagd, der ihr Herr und Frau doch selbst erlaubt haben, die kurzen Spiele mitzumachen, bis auf's Heirathen karresirt; so hätte ich keinen Spaß mit ihr gemacht. Was war's denn nöthig, gleich einen solchen Grobian zu machen. Ich hätte maustod seyn kön=

können; und ich lasse es mir nicht nehmen, er hat nochdazu in das zusammgedrehte Schnupftuch etwas eingefüllt. Mir war alles grün und gelb vor den Augen. Ich glaube, wenn sie mich nicht gleich in die Küche hinausgeführet hätten, wo mich hernach die Köchin mit warmem Weine gewaschen hat, ich hätte mich vergriffen; denn ich muß es gestehen, der Oedenburgerausbruch vom Mittag war mir auch noch ein wenig im Kopfe.

Biblioth. Es ist besser, daß dieses von ihrer Seite nicht geschehen. Auch den Kassier wird es schon gereuet haben; ich kenne ihn sonst immer als einen herzguten Mann.

Prisz. Freylich hat er mir heut früh zwey Gulden auf heilige Messen, vier Pfund Koffee, acht Pfund Zucker, zwey Pfund Tobak, und ein halb Dutzet Schnupftücher von der schönsten weissen Leinwand geschickt. Allein den Schmerzen hat er mir doch nicht damit bezahlt, den ich heut Nacht wegen dieses Schlages ausgestanden habe.

Biblioth.

Biblioth. Nun dieser läßt sich doch auch noch überstehen. Ist ihnen denn nicht schon leichter?

Prisz. O! um vieles; die Ohren hätte ich nicht geachtet, die hätten meinetwegen noch grösser werden können; aber der Schmerz hat sich in Hals herabgezohen.

Biblioth. Sie hätten sich sogleich über den Hals ein warmes Tuch auflegen sollen.

Prisz. Ich wußte ein sicheres Mittel. Ich stand vom Bethe auf, nahm meine Blasikerzen, welche mir noch lange dauren werden, weil man jetzt anderen Leuten keinen Blasisegen geben darf, und bethete den Blasisegen über mich selbsten; sodann legte ich mich wieder nieder, und schlief wie ein Ratz.

Biblioth. Ich gratuliere ihnen, daß der Halswehe so vorbeigegangen, wozu hauptsächlich die Wärme vom Bethe und der gute Schlaf mag beigetragen haben. Aber vergeben sie meiner Aufrichtigkeit, daß ich es unter die

uns

uns durch die gesunde Vernunft bekannt gemachten Pflichten gegen sich selbst rechne, die natürlichen Heilmittel einer ungegründeten Andächtelei nicht aufzuopfern.

Prisz. Das ist ja keine ungegründete Andächtelei, oder eine blosse Erfindung der Geistlichkeit. Der uralte griechische Leibarzt Aerius (wie der Jesuit Ribadeneira im Leben des heiligen Blasius schreibt) dieser uralte Leibmedikus bezeugte selbst, daß das bewehrteste Mittel wider den Halsweh sey, wenn mau den heiligen Blasius anruft, den schmerzhaften Hals anrührt, und zugleich spricht: **Blasius der Martyrer und Diener Christi befiehlt es, weiche entweder über oder unter sich.**

Biblioth. So wollte ich nicht bethen; denn da käm mir ja der Schmerz entweder ober sich in den Kopf, oder unter sich ins Gedärm. Wär's nicht also besser zu bethen: Weiche gerade bei einer Seite, und zwar ohne auch nur die Achseln zu berühren. Sie scheinen mir viel auf die Legenden zu halten.

Prisz. Die Legende des Ribadeneira ist die einzige, die ich nebst Kochems Legende habe; und sie müssen mir verzeihen, daß ich ihnen eben deßwegen heut meine Aufwartung mache, und sie bitte, mir noch mit einer und anderer Legende zu meiner Absicht an Hand zu gehen.

Biblioth. Was haben sie denn für eine Absicht? Wollen sie etwa sellst eine neue Legende schreiben?

Prisz. Kann's nicht läugnen. Wie Gott wunderbarlich die Menschen zu gewissen Unternehmungen leitet, so erkenne ich auch, daß Gott den Kassier, und das Schnupftuch, und was darinn etwa eingefüllet war, nur zum Instrument gebraucht hat, mich zu dieser Unternehmung zu führen, und daß er mich wirklich bei'n Ohren dazu geführet habe.

Biblioth. Es muß freilich wunderbar zugehen, daß durch einen Schlag mit einem zusammgedrehten Schnupftuche die Lust, Legenden zu schreiben rege gemacht werde, und dieselbe sich gleich so fest in geschwollene Ohren einhenke.

Prisz.

Priez. Muß man nicht beim heiligen Ignaz, wenn man der von ihm unternommenen Ordensstiftung bis auf den ersten Grund nachgehen will, auf seinen blessirten Schenkel hinsehen? Wäre Ignaz nicht blessirt worden; so wäre er nicht so lang im Bette gelegen; so wäre ihm nicht die Zeit lange geworden; so hätte er nicht zum Zeitvertreib eine Legende der Heiligen gelesen, wie denn auch in der ganzen dortigen Gegend kein gescheides Buch anzutreffen war; und so wäre er nie auf den Gedanken gekommen, in die Fußstapfen der lieben Heiligen zu treten, und einen Orden zu stiften. Und eben so wäre auch mir nicht eingefallen, eine neue Legende zu schreiben, wenn ich nicht wäre zwischen die Ohren geschlagen worden, und wenn ich nicht eben deßwegen im Bette, da ich durch eine ganze Stunde vor Schmerzen nicht einschlafen konnte, den Peinen und Martern der Heiligen nachgedacht hätte.

Biblioth. Ich kann aber noch nicht abnehmen, wie sie hiedurch zur Luft, eine neue Legende zu schreiben, geleitet worden, da diese Peinen

der

der Heiligen, denen sie nachgedacht haben, schon in so vielen Legenden beschrieben sind.

Prisz. Es ist wahr, sie sind schon in mehreren Legenden beschrieben, und sie sind auch recht zierlich beschrieben, aber doch nicht so, wie es das Verderbniß heutiger Zeiten fodert.

Biblioth. Wie wollen denn also sie ihre neue Legende einrichten?

Prisz. Auf Kathechismusart, welche jetzt die Lieblingsart ist; denn da giebt eine Frage die andere, und so kann man alles in Fragen und Antworten anbringen; was man bei den heutigen Freigeistern gern angebracht haben will.

Biblioth. Mein lieber Pater Priszilian! die Freidenker bekümmern sich um gar keine Legende. Die, welche den Legenden so vieles auszustellen wissen, sind gelehrte Katholiken, die sich eigens mit der Kritik abgegeben haben, und sowohl einige Thaten der Heiligen, als auch selbst einige Heilige wegen Mangel richtiger Urkunden nicht gelten lassen wollen.

Prisz. Gelehrt hin, gelehrt her! der mir die Thaten und Wunder der Heiligen und nur einen einzigen Heiligen, welcher in Legenden steht, bezweifelt, der kann ein gelehrter Freidenker oder Ketzer, aber kein gelehrter Katholik seyn. Ein gelehrter Katholik muß nichts bezweifeln, was die Heiligen Gottes, und das Ansehen unserer Kirche groß machen kann.

Biblioth. Sie wollen doch, daß die Heiligen und unsere Kirche ein wahres und dauerhaftes Ansehen vor jederman behaupten sollen?

Prisz. Das will ich, und deßwegen schreibe ich meine neue Legende.

Biblioth. Nun, ein wahres Ansehen muß eben deßwegen, weil es ein wahres und kein eingebildetes ist, sich auf lautere Wahrheiten und unwiderlegliche Urkunden gründen; sonst ist ein solches Ansehen nicht dauerhaft. Bei der ersten Lüge wird sodann auch das verdächtig, was wahr ist.

Prisz. Ich weis nicht, ob sie mich recht verstehn. Alle Leute sind noch nicht verführt; bei diesen will ich also hauptsächlich das Ansehen der Heiligen dauerhaft machen. Wenn ich soviel erhalte, daß diese meine Legende fleißig lesen, und die Schriften der Zweifler gar nicht in die Hand nehmen; so höret die Gefahr ohnehin auf, daß mir jemand auf eine Lüge komme. Damit sie aber die Schriften der Zweifler gar nicht einmal in die Hände nehmen; so muß man eben diese Zweifler recht herabmachen, sie geradehin Ochsen und Esel heißen; denn das überweiset den gemeinen Mann am ersten. Ja ich werde die Zweifler noch dazu einladen, daß sie zu mir zu kommen belieben wollen, wo ich ihnen die Zweifel mit meiner Gürtel auflösen will. Sie werden sehen, wie die gemeinen Leute schon vorhinein lachen, und sagen werden: Jetzt hat sich einmal ein Kouragirter über das Teufelsgepack hergemacht.

Biblioth. Vergeben sie mir, Schimpfwörter und Schläge halte ich für kein Mittel, jemanden eines besseren zu überzeugen. Ich fürchte, ich fürchte, auch unter gemeinen Leuten werden

sie

sie darüber ausgelacht, und gering geschätzet werden.

Prisz. Seyn sie versichert, Herr Bibliothekar! wenn man die Kritiker jetziger Zeiten, statt sie zu widerlegen, wacker abprügeln dürfte, sie würden bald eines besseren überzeuget seyn, und ihr Schreiben bei Seite lassen. Sogar die unschuldige heilige Katharina Tochter der heiligen Brigitta ist nur deßwegen, weil sie im siebenten Jahre ihres Alters noch mit anderen ebenfalls unschuldigen Kindern das Puppenspiel trieb, aus Verhängniß Gottes einmal bei der Nacht vom bösen Feinde erbärmlich mit Ruthen gestrichen worden. — Ja, ja! sie mögen lachen, wie sie wollen; der Teufel hat ihr wegen des Puppenspiels einen rezenten * Schilling herabgehaut (wie es Ribadeneira gar schön beschreibt) und sodann hat sie das Puppenspiel gar gern bei Seite gelassen. So würden also die Kritiker jetzi-

---

* Provincialismus, derer mehrere dergleichen vorkommen.

jetziger Zeiten, die jungen Lecker gewis auch von ihrem kritischen Puppenspiel abgebracht werden.

Biblioth. Aber mein lieber Pater Prisziliian! wenn sie wirklich dieses Märchen glauben wollen; so glauben sie doch nicht, daß diejenigen, von welchen die Legenden der Heiligen stattlich kritisiret worden sind, junge Lecker gewesen. Sie waren gelehrte, fromme, bejahrte, in geistlichen Würden und geistlichen Orden stehende Männer; die Jahre und Jahre in ihrer Kritik mühsam gearbeitet, und die in den Legenden enthaltenen Falschheiten gründlich bemerket haben.

Prisz. O! ich werde mir auch keine Mühe zuviel seyn lassen; ich werde einen Heiligen nach dem andern, ohne einen auszulassen, hernehmen; eines jeden Heiligen alle seine Lebensumstände in Fragen und Antworten bringen, bei einer jeden Antwort den Beweis beisetzen, das ist, alle zitiren, die schon das nämliche vor meiner geschrieben haben, und zuletzt bei einem jeden Heiligen den Schluß ma-

chen,

chen, daß jeder Mensch verpflichtet sey, demselben in allem ohne Ausnahme nachzufolgen.

Biblioth. Ihr Werk wird auf viele Bände hinaus laufen.

Prisz. Das wüßte ich eben nicht warum?

Biblioth. Darum, weil die Heiligen, wie sie im Kalender angeführet werden, schon so viele sind. Nun hat jede Provinz, jeder geistliche Orden, jeder Stand viele besondere Heilige; betrachten sie also, auf wie viele unzählige Bände ihr Werk wird hinausgehen müssen.

Prisz. Meinetwegen auf 40 Bände. Ich bin erst 35 Jahr alt, fester Komplexion, kann leicht 75 Jahre alt werden; kömmt also auf jedes Jahr ein Band; denn zu thun hab ich sonst nichts.

Biblioth. Ich wollte mich ja aber lieber, wenn ich in ihrer Stelle wäre, auf seelsorgliche Verrichtungen, und auf Lesung guter zur Seelsorge dienlicher Bücher verwenden.

Prisz.

Prisz. Das ist bei mir schon vorbei; ich habe mich zwar zur Seelsorge so gut gemeldet, wie andere; denn ich bin gesund und stark, und könnte unter meinen Pfarrkindern, wenn die Pfarre auch noch so groß wäre, trotz anderen herumsteigen. Aber beim Konsistorium — nun! wir wissen, wie's zugeht — bin ich auf immer für untauglich erkläret worden. Ich habe geglaubt, ich muß den Kurfor, wie er mir das Dekret gebracht hat, niederschlagen. Habe mich aber gefaßt, und jetzt sehe ich, daß mich der Himmel eben zu der Arbeit, die ich vorhabe, aufbehalten wollte; denn jetzt habe ich Zeit zu schreiben.

Biblioth. Hören sie; man muß nicht alles gleich für einen göttlichen Beruf halten. Man muß die Sache bis auf weitere Uiberlegung verschieben.

Prisz. Nein, nein! ich laß es wohl bleiben, diesen Beruf im mindesten zu verschieben. Der heilige Felix hat seinen Beruf auch so lange verschoben, bis ihn zween Ochsen haben darauf mahnen müssen, die ihn nämlich aus

göttlichem Verhängniß zu Boden gestossen, und ihn also bewogen haben, auf der Stelle seinem Herrn den Dienst aufzusagen, und Kapuziner zu werden. Wenn sie aber glauben, daß ich mich bei Ausarbeitung meiner Legende kürzer fassen solle; nun diesem Rathe will ich schon folgen.

Biblioth. Kurz und gut wäre immer das Beste; aber eben auf das kömmt's an, daß ein Werk gut werde.

Prisz. Nun, deßwegen habe ich mir ja die Freiheit genommen, mich hieher zu begeben, ihnen meinen Vorsatz zu entdecken, und von ihnen als einem gelehrten Manne, und alten Kenner der wahren Quellen, woraus man schöpfen kann, mich Raths zu erholen. Wie wäre es denn, wenn ich von einem jeden Heiligen nur soviel schrieb, was von einem jeden auf den sogenannten Monatheiligen, die bei Bruderschaften und Kongregazionen ausgetheilet wurden, geschrieben stand.

Biblioth. Nachdem sie sich mir schon anvertrauen, und doch werden haben wollen, daß ich als ein ehrlicher Mann aufrichtig reden solle; so müssen sie nicht zörnen, wenn ich sage, daß sie auch hierüber für einen Thoren werden ausgeschrieen werden.

Prisz. Das achte ich nicht; für einen Thoren bin ich schon öfter gehalten worden. Das ist einigen Heiligen auch geschehen, und sie sind sich selbst darum ausgegangen. Hat nicht der heilige Johannes von Gott (wie Ribadeneira alles haarklein erzählet) durch innerlichen Geist angetrieben, und aus Begierde, als wahnsinnig behandelt zu werden, zu Granata sich auf den größten Platz der Stadt begeben, dort sich in einer Kothlacke herumgewalzen, den Kopf mehrmal ganz in einen Misthaufen gesteckt? Ist er nicht sodann voll vom Unflath, welchen die losen Buben mit Kothwerfen an ihm noch vermehret haben, und mit Bitte um Schläge durch alle Gässen herumgelaufen, damit er nur für einen Narren gehalten werde; wie er denn auch gleich in das Tollhaus gebracht worden ist? Hat er nicht auch sodann

Staatl. Bibliothek Passau

im Tollhause, wo man ihn nur hat säubern und gelinde zu recht bringen wollen, die Krankenwarter mit so tollen Gebärden, und so bissigen Reden, und so lange durch drey ganze Monate gehetzet, daß sie ihn gebunden, derb abgeprügelt, und ihm einmal gar eine Porzion von tausend Streichen, wobei einem jeden unmirackulosen Menschen die Seele ausgefahren wäre, tüchtig angemessen haben. Wegen Christus vor der Welt für einen Thoren gehalten zu werden, muß ein eifriger Christ nicht achten.

Biblioth. Mein bester Priszilian! Unternehmungen, die noch so richtig nach der Vernunft, nach dem wahren Geist des Evangeliums, nach den richtigsten Grundsätzen, nach dem allgemeinen Besten abgemässen sind, werden oft von Unverständigen und Kurzsichtigen für Thorheiten gehalten; und da bin ich verstanden, daß man sich hiedurch nicht irre machen lassen solle, rechtschafene Unternehmungen fortzusetzen. Aber daß man wirkliche tolle Streiche begehen solle, um für einen Thoren gehalten zu werden, und daß dieses heiße,

we=

wegen Christus zum Thoren werden, das wird keiner sagen, der vom Geiste des Evangeliums, und von der Sittlichkeit einen ächten Begrif hat. Die Demut, das Bekenntniß seiner Fehler, und alle andere Tugenden bekommen in einem vernünftigen, wohlständigen, und gesitteten Betragen bessere Richtung, als in einer Kothlacke. Eine bescheidene und vorsichtige Uiberwindung der Beschwerden, die sich immer bei Ausführung guter Handlungen ergeben, ist auch verdienstvoller, nützlicher, und sowohl dem vernünftigen Menschen, als der guten Sache mehr angemässen, als sich für einen Thoren auszugeben, und sich derb abprügeln zu lassen.

Prisz. Also das billigen sie mir auch wieder nicht, daß ich meine Legende nur gerade nach den Monatheiligen einrichten solle?

Biblioth. Ich kann es nicht billigen; denn die sogenannten Monatheiligen sind nichts, als Auszüge vieler Thorheiten und falscher Mirakel, die in grösseren Legenden enthalten sind.

Prisz. So glauben sie an die Mirakel nicht, die in den Legenden enthalten sind? Sind nicht alle durch so viele Zeugen bestättiget worden?

Biblioth. Mein lieber Pater! zur Zeit des Kartouche —

Prisz. O! das war ein Hauptspitzbub in Frankreich, und kein Heiliger.

Biblioth. Geduld, zur Zeit des Kartouche ließ sich zu Elbeuf bei Rouen ein besonderer Mensch sehen. Er gab vor, er sey von der adelichen Familie des heiligen Hubertus.

Prisz. Hubert, Hubert! das ist was anderes, der war ein grosser Heiliger. Wenn er den zum Vettern gehabt hat, da hat er leicht Mirakel wirken, und auch ein Heiliger werden können.

Biblioth. Er war gut gekleidet; hielt sich Bediente; schien recht gut bei Mitteln zu seyn; gab häufig Almosen; war in der Kirche sittsam

sam und andächtig, und kam in Ruf, daß er nur aus Liebe zu Gott und dem Nächsten herumirre, weil Kraft des Rechtes seiner Geburt auch seinen Händen die himmlische Gnade zu Theil geworden, alle Krankheiten durch Anrühren zu heilen. Dieser Ruf brachte aus allen Gegenden Leute herbei; welche entweder geheilet werden, oder Zuseher und Bewunderer dieser mirakulosen Wirkungen seyn wollten. Er rührte keinen Kranken an, der nicht vorher beichtete, und das heilige Abendmahl nahm.

Prisz. Eben hiedurch hat er am sichersten bewiesen, daß er ein Heiliger und wahrer Wundermann sey, und hiedurch hat er am geschwindesten auch den Philosophen das Maul gestopfet, daß sie seine Wirkungen nicht weis Gott was für natürlichen Kräften haben zuschreiben können.

Biblioth. Einige wollten wirklich so philosophiren; die Frommen aber ruften Mirakel über Mirakel; und wirklich wurden viele wunderbar geheilet.

Prisz. Das habe ich mir ehe eingebildet. Es ist viel, wenn ihn das Volk nicht gleich lebendig auf den Altar gehoben hat.

Biblioth. Er wurde gehoben, aber auf das Rad.

Prisz. Auf was für ein Rad?

Biblioth. Auf das Rad des Scharfrichters; denn er wurde lebendig gerädert.

Prisz. Gehn sie! jetzt haben sie sich auch einmal nicht recht besonnen. Damal war ja schon in Frankreich alles katholisch; damal wurde keiner mehr wegen der Mirakel ein Martyrer.

Biblioth. Er wurde auch kein Martyrer der Wahrheit, sondern er wurde als Hauptspitzbub und der lasterhafteste Anhänger des Kartouche, welcher mit seiner Bande in wehrender Zeit der Mirakelwirkung bei Verübung der losesten Streiche unbemerkt blieb, hingerich-

berichtet. Sehen sie, daß man nicht sogleich alles für Mirakel halten müsse.

Prisz. Aber bei den Mirakeln der Heiligen ist man niemal auf solche Streiche gekommen, sondern sie sind von so vielen Zeugen bestätiget, und bei den Heiligsprechungen anerkannt worden.

Biblioth. Mein lieber Pater! sie scheinen mir noch nicht gelesen zu haben, was auch unter uns Katholiken die gelehrtesten und frömmsten Männer von Mirakeln der Heiligen geschrieben haben. Haben sie des Muratorius seine Werke nicht gelesen?

Prisz. In meinem Leben nicht; ich kenne sie gar nicht.

Biblioth. Haben sie des Lanoy seine Werke nicht gelesen?

Prisz. Die kenne ich auch nicht.

Biblioth. Den Martene, den Mabillon, den Baillet auch nicht?

Prisz. Das ist das erstemal, daß ich alle diese Bücher nennen höre.

Biblioth. Sie haben alle diese nicht gelesen, und wollen eine Legende schreiben?

Prisz. Werden denn von diesen Schriftstellern die Mirakel der Heiligen in Zweifel gezohen.

Biblioth. In diesen Schriften würden sie lernen, wie behutsam man in Ansehung des Glaubens an die Mirakel der Heiligen seyn müsse; wie die Leute hierinn sich selbst, und andere betrügen können; wie die Päbste selbst darinn können hintergangen werden. Sie würden überwiesen werden, wie viele Mirakel den Heiligen auch von den Legendenschreibern angedichtet worden sind.

Prisz. Und das sind katholische Bücher, woraus ich dieses alles lernen solle?

Biblioth.

Biblioth. Ja, ja! katholische Bücher sind es, und ihre Verfasser waren gelehrte von allen Verständigen geschätzte Katholiken.

Prisz. Da müßte ich mich erst bei einem Jesuiten anfragen; denn die waren unstreitig die Gelehrtesten; und wenn mir ein Jesuit einen von denen verdächtig macht, die sie mir genennet haben; so haben sie mir denselben umsonst genennet.

Biblioth. Mein guter Priszilian! ehe man noch von Jesuiten etwas wußte, hat es schon in jedem Fache gründlich gelehrte, und in der katholischen Kirche geschätzte fromme Männer gegeben. Aber ich werde sie auch zu Büchern führen, die Jesuiten zu Verfassern hatten, und worinn das nämliche anzutrefen ist, was ich ihnen sagte. Ich sehe schon, ich muß ihnen vom Grunde die Lust, eine Legende zu schreiben, aus dem Leibe hinauskuriren, weil sie sich mir schon einmal vertrauet haben.

Prisz. Aber eines bitte ich mir aus, Herr Bibliothekar! ich kann vor Müdigkeit keinen

Fuß mehr rühren. Sie müssen schon gewohnt seyn, immer so auf und ab zu gehen, ja sie laufen recht dabei, so daß ich kaum nachkomme.

Biblioth. Nun wir können uns ja niedersetzen. Setzen wir uns!

Prisz. Gott sey Dank!

Biblioth. Hören sie; die erste Absicht bei einem ehrlichen Manne, der also auch mit der Religion und mit seinen Nebenmenschen in Ansehung der Religion jederzeit ehrlich umgehen wird, muß seyn, die Wahrheit zu schreiben. Guibert Abt von Nogent, welcher vor 600 Jahren lebte, hätte auch eine Legende schreiben sollen; allein er lehnte sogleich diese Arbeit von sich, weil er an dem Verlust der ächten Urkunden, an der Unwissenheit in denen Dingen, welche zur Kenntniß der Umstände der Materie, die man abhandeln will, erfoderlich wären, an den nachlässigen, unrichtigen, und mit Fabeln und Lügen angefüllten Uiberlieferungen, und an den Arbeiten seiner

Vor-

Vorfahrer, die in Zeiten des Verfalls der Wissenschaften mit schlechtem Geschmacke, mit dummer Leichtgläubigkeit, und mit übel angebrachtem Eifer für die Ehre Gottes eine Menge Unsinn dahin geschrieben haben, so viele Schwierigkeiten antraf.

Priez. Haben doch der P. Kochem, Ribadeneira, und mehrere Verfasser der Legenden, die unter dem Volke herumgehen, alle diese Schwierigkeiten überwunden.

Biblioth. Ganz und gar nicht, mein lieber Pater. Die Legendenschreiber dieser Gattung haben eben am meisten nur jenen Unsinn nachgeschrieben, und sich wenig um die Wahrheit bekümmert. Nur eine Menge Mirakel, und eine Menge solcher Handlungen, die man ohne Vernachlässigung seiner Hauptpflichten, und ohne Verläugnung des göttlichen Vernunftlichtes nicht nachahmen könnte, den Leuten vor die Augen zu legen, war ihr Endzweck. Ich will so billig seyn, und will es ihnen nicht zur Bosheit, sondern zur Dummheit rechnen, da sie wie die Vorfahrer ihrer Klasse

Ge-

geglaubt haben, mit solchen Lebensbeschreibungen Gott und den Heiligen einen Dienst zu erweisen.

Prisz. Das ist aber doch wahr, daß die Leute damal eine bessere Religion gehabt haben.

Biblioth. So rechnen sie Betrug und Lüge zur Religion, oder zu einem nothwendigen Mittel, unsere Religion zu befestigen? Merken sie wohl, unsere Religion, deren Unterscheidungszeichen die Wahrheit ist, welche den, der die Wahrheit ist, zu ihrem Stifter hat. Hat dieser befohlen, Märchen aufzuschreiben, und dem Volke vorzusagen? Die Heiden hatten nothwendig, ihre Religion mit Fabeln von Göttern und Halbgöttern zu unterstützen. Sie erhielten sich freilich hiedurch auch lange Zeit; allein fiel nicht die heidnische Religion bei der mit Verbreitung des Evangeliums zunehmenden Aufklärung eben deßwegen zusamm, weil sie auf Fabeln und Unsinn gebauet war? Sehen sie, daß Fabeln einer Religion keine Feste, keine Dauer geben, und daß eben die Legendenschreiber, und die ihnen ähnlichen

Prediger und Seelsorger so viele unserer Religion lau und wankend gemacht haben, weil das Fabelhafte und Unsinnige endlich zu auffallend, und zu eckelhaft wurde, und statt dessen von denjenigen, deren Amt es gewesen wäre, den Leuten nichts besseres vorgeleget wurde, durch welches sie auf das Wahre und Einfache der natürlichen und evangelischen Vorschriften wären aufrichtig zurückgeführet worden.

Prisz. In der Natur und im Evangelium steht freilich nichts von Legenden. Es hätten also auf diese Weise gar keine Legenden sollen geschrieben werden.

Biblioth. Mein Pater Priszilian! die ganze Natur ist eine Legende, aus der wir täglich die Werke Gottes, und das, was aus der Natur guter Menschenhandlungen gutes, und aus der Natur böser Menschenhandlungen böses folget, entnehmen können. Die heilige Schrift ist gleichfalls eine Legende, welche uns die nothwendigen Glaubens- und Sittenlehren, die wahrhaftesten Thaten, und die richtigsten

Nachahmungsregeln zur Erfüllung unseres Pflichten, und Erwerbung der Seligkeit dergestalt an Hand giebt, daß wir sie für das Hauptbuch unserer Religion ansehen müssen. Ich sage nicht, daß die Geschichte der Heiligen niemal hätte aufgezeichnet werden sollen. Allein dasjenige Wahre, was davon verlohren gegangen, mit Lügen zuersetzen, sogar Heilige und Mirakel zuerdichten, dem einen Heiligen von dem andern seine Thaten und Mirakel abzuborgen, das heißt von der Strasse der Wahrheit und des Einfachen zu weit hinweggehen, und verursachen, daß viele bei Entdeckung des Betruges auch das Wahre nicht mehr glauben wollen. Wahrheit, Wahrheit, mein Pater Priszilian! ist das Fundament der vom Christo gepredigten Religion, und ein Legendenschreiber, der nicht die Wahrheit zur Hauptabsicht hat, ist ein Marktschreier und Quacksalber, der auf einige Zeit zwar viele Unverständige hintergehen, und verderben kann, zuletzt aber selbst als ein unverschämter Betrüger, oder als ein toller Narr von der Bühne hinabgejagt wird.

Prisz. Sie machen mir eine schöne Lust zum Legendenschreiben. Ich glaube aber doch, sie übertreiben die Sache. Nach dem, was sie sagen, hätten also die Legendenschreiber für den einen Heiligen bei dem anderen die Mirakel zu lehnen genommen, oder erbettelt?

Bibliorh. Nichts anderes ist bei mehreren Lebensbeschreibungen geschehen. Halten sie nur den Stock des heiligen Petrus mit dem Stock des heiligen Gregorius Thaumaturgus zusamm; sehen sie auf die Heiligen hin, deren mehrere ihre abgehauenen Köpfe unter den Armen getragen haben. Sie werden bei mehreren Handschuhe oder Mäntel finden, welche an einem Sonnenstrahl aufgehenkt wurden. Ins Meer geworfene Kirchenschlüssel, welche wieder hervorgekommen; in Flüsse geworfene bischöfliche Ringe, welche von Fischen verschlungen, und wieder ausgespieen worden, treffen sie auch bei mehreren Heiligen an. Ich wollte ihnen eine ganze Beschreibung solcher Mirakel und Thaten machen, die in den Lebensbeschreibungen mehrerer Heiligen auf vollkommen gleiche Art angeführet werden.

Prisz. Kann denn aber das nicht seyn, daß in den guten so wie in den bösen Handlungen einige sich gleich kommen? ereignet sich das nicht alltäglich?

Biblioth. Mein Freund! es ist nicht die Frage, ob Leute in Handlungen sich gleich seyn können, sondern ob sie sich hierinn so durchaus gleich waren; und dieses muß durch unwiderlegliche Zeugnisse erwiesen seyn; denn Thaten müssen bewiesen werden. Fehlen die Beweise, so ist auch kein Grund, das sogleich für richtig zu halten, was von den Leuten gesagt wird. Dieses ist nun um so mehr in Ansehung längst verstorbener Heiligen und der Mirakel wahr; denn das werden sie mir ja doch zugeben, daß heroische Tugenden und Mirakel nicht so, wie gemeine Handlungen sind?

Prisz. Auf diese Weise glauben sie also vielleicht auch die Lebensbeschreibung nicht, die unser Pater Senior von dem heiligen Donat herausgegeben hat, dessen heiligen Leib wir unlängst von Rom erhalten haben?

Biblioth.

Biblioth. Mit den Lebensbeschreibungen dergleichen Heiligen kommen sie mir eben recht. Sind nicht diese Heilige so unbekannt, daß man nicht einmal ihre Namen weis; und werden sie nicht eben deßwegen erst nach der Ausgrabung ihrer Körper zu Rom mit willkürlichen Namen getauft? Wenn man nun nicht einmal den Namen weis, den sie in ihrem Leben geführet haben; wenn Niemand wissen kann, wer sie eigentlich gewesen; wie kann man denn mit Wahrheit und Aufrichtigkeit von ihnen eine ganze Lebensbeschreibung machen? Leider hat man von solchen Heiligen, wenn schon in Jahrbüchern der Kirche andere Heilige gleichen Namens vorkommen, eben aus den Lebensbeschreibungen dieser, die Lebensbeschreibungen jener zusammgestoppelt, oder wenn in älteren Jahrbüchern keine Heilige gleichen Namens anzutreffen waren, ein ganz neues Leben geschmiedet. Wahrheit, Aufrichtigkeit muß immer die erste Absicht bei jeder Geschichte, und hiemit noch mehr bei solchen Geschichten seyn, die zur Ehre der ewigen Wahrheit, und zur Ehre deren, die die

Martyrer und Bekenner der Wahrheit gewesen sind, gereichen sollen.

Prisz. Ich wollte ihnen noch zulassen, daß in Ansehung der alten Heiligen manches nicht mehr erwiesen werden kann; aber bei den neuen Heiligen haben wir unwiderlegliche Zeugnisse von solchen Schriftstellern, die mit den Heiligen gelebet haben. Deßwegen, unter uns geredet, habe ich auch immer auf die neuen Heiligen mehr, als auf die alten gehalten.

Biblioth. Sie werden nicht wissen, daß Fleury seine Kirchengeschichte vom Jahre 600 so anfanget: **Die schönen Tage der Kirche sind verstrichen.**

Prisz. Wer ist der Fleury?

Biblioth. Kennen sie diesen auch nicht? Ich werde ihnen die Betrachtungen leihen, die er über die Kirchengeschichte geschrieben, und die in das Deutsche übersetzet sind; denn sie würden sich vielleicht nicht bequemen, seine Kirchengeschichte selbst zu lesen. Schon aus

die-

diesen Abhandlungen werden sie entnehmen, wie in den Zeiten der verfallenen Wissenschaften, der Kreuzzüge, der mit Feuer und Schwerd unternommenen Bekehrung oder vielmehr Zernichtung der Ketzer, der veränderten Kirchenzucht, der auf das Zeitliche ausgedehnten geistlichen Macht, der Vervielfältigung neuer Mönchsorden auch ganz neue Helden hervorgekommen sind, die aber Fleury * mit den Heiligen der vier ersten Jahrhunderten der Kirche nicht zusammenreimen kann, und verzeihen sie mir, daß ich ihnen als einem Ordensmanne dasjenige wörtlich sage, was Fleury von den Ordensstiftern gesagt hat: **Wenn nicht die meisten Erfinder der neuen Orden** (sind seine Worte) **heilig gesprochen wären; so könnte man vermuthen, daß sie sich von der Eigenliebe haben verführen lassen, und klüger als alle übrigen Menschen haben seyn wollen. Man kann aber ohne Nachtheil ihrer Heiligkeit ihre Einsichten verdenken, und**

be=

* Dis. IV.

befürchten, daß sie nicht etwa alles, was sie hätten wissen sollen, gewußt haben. *

Prisz. Das heißt mit aller Höflichkeit sagen, daß sie bei aller Sehnsucht, in der Frömmigkeit sich hervorzuthun, hübsch dumm waren, und nicht einmal gewußt haben, was zur wahren Heiligkeit gehöre.

Biblioth. Nicht doch mein lieber Pater! Fleury lobt immer das, was an den Ordensstiftern und den neuen Heiligen zu loben ist; nur mit übertriebenen Lobsprüchen, und mit erdichteten Thaten und Mirakeln schreibt er nicht so von ihnen, wie es ihre Legendenschreiber oder ihre Lobprediger thaten.

Prisz. Ich bleibe bei dem, was ich schon gesagt habe, daß diejenigen, die von den neuen Heiligen geschrieben, in derer Leben besser, als in den Leben der alten Heiligen un=

* Dis. VIII.

unterrichtet waren, daß sie also auch mehr Wahres von den neuen, als von den alten Heiligen haben liefern können.

Biblioth. Nicht allemal sind diejenigen Schriftsteller die aufrichtigsten, die am besten unterrichtet sind. Gewisse Verhältnisse, in welche ein Schriftsteller wegen Freundschaft, Verwandschaft, Nazion, gleicher Schullehre, gleichen Ordeninstituts, und anderer Umstände mit den Heiligen gebracht werden kann, können ihm auch die Aufrichtigkeit in dem, was er besser weis, als andere hemmen. Beides muß bei einem Schriftsteller zusammkommen, Aufrichtigkeit, und sicherer Unterricht; und wie ein sicherer Unterricht die Begierde nach Wahrheit, die Neigung zum Einfachen, und in Rücksicht auf die zuprüfenden Thaten nicht nur eine gemeine gute Einsicht, sondern eine besondere Scharfsinnigkeit nebst den nöthigen kritischen, diplomatischen, und antiquarischen Kenntnissen, und bei allem dem noch die genaueste Sorgfalt, und eine mühsame Behutsamkeit voraussetzet; weil sonst Urkunden, Zeugen, und eigene Augen betrügen können;

so

so muß die Aufrichtigkeit von Eigenliebe, Eigenutz, Partheilichkeit, unächtem Religionseifer, allen Nebenabsichten, und leidenschäftlichen Gesinnungen in der weitesten und unzugänglichsten Entfernung stehen.

Prisz. O! wenn sie dieses alles fodern; so ist gar keine Geschichte richtig; so muß man die weltlichen Geschichtsbücher auch alle hinwegwerfen.

Biblioth. Mein lieber Pater! diesem übereilten Urtheile habe ich folgende Bemerkungen entgegen zu setzen. Richtig wird auch zu einem getreuen weltlichen Geschichtschreiber alles dieses erfodert, und deßwegen ist auch unter den weltlichen Geschichtschreibern der eine schätzbarer als der andere. Die alten Urkunden der weltlichen Geschichte aber, so wie überhaupt die profanen Bücher sind unverdorbener geblieben, als die Urkunden der Heiligen.

Prisz. Wie beweisen sie das?

Biblioth.

Biblioth. In den Verfolgungen unter den heidnischen Kaisern und unglaubigen Barbaren gieng es ja nicht über die weltlichen Urkunden, nicht über die weltlichen Wissenschaften her, sondern über die Christen und ihre Religionsschriften. Bei hergestelltem Frieden der Kirche wurden die gut geschriebenen weltlichen Geschichtbücher auch nicht so sehr angefochten, sondern vielmehr von den christlichen Landesfürsten und Gelehrten forthin in Ehren gehalten, und wohl bewahret. Bei dem Verfalle der Wissenschaften blieben zwar gut geschriebene profane Bücher in Ruhe, aber eben deßwegen außer der Gefahr, so verfälscht zu werden; denn die Geistlichen, die damal die einzigen Lehrmeister waren, setzten ihre Wissenschaft in lauter aszetischen Grillen, in skolastischen Spitzfindigkeiten, und in der schwärmerischen Begeisterungskunst. Um profane Bücher bekümmerten sie sich nicht viel.

Prisz. Geistliche haben sich auch in profanen Büchern gar nicht umzusehen. Haben sie nie gelesen, wie der heilige Hieronimus, der sogern den Cicero und Plautus gelesen, weil

er

er an den ungeschickten Redarten der Propheten (wie es Ribadeneira recht schön bemerket) Eckel hatte, noch bei lebendigem Leib vor den Richterstuhl Gottes gefodert, hierüber ausgefilzet, statt eines Christen ein Ciceronianer genannt, und endlich gleich in Gegenwart des göttlichen Richters dergestalt dick und dicht zergeißelt worden, daß er, wie er aus dem Schlafe und aus der Entzückung zu sich gekommen, seine abgeblaute Schultern noch gefühlet hat. Fein sauber hat er das weltliche Bücherlesen bei Seite gelassen. Poeten lesen kann Gott bei einem Geistlichen schon gar nicht leiden. Desiderius Bischof von Frankreich, der sich auch so sehr auf die weltlichen Bücher, und besonders auf die Poesie verlegte, hörte gleich von dem heiligen Papst und Kirchenlehrer Gregorius: **Gottes und Jupiters Lob reimen sich nicht in einem Munde.** Es war also der Wille Gottes, daß die weltlichen Bücher von den geistlichen sollten in Ruhe gelassen werden; und wer weis, wenn Gott nicht mit seiner ausserordentlichen Gnade sogleich vor seinem eigenen Richterstuhle dem heiligen Hieronimus so tüchtige Stösse und

Schlä-

Schläge hätte herabmessen lassen, ob Hieronimus nicht durch die weltlichen Bücher wäre verführet worden, die weltliche Schreibart anzunehmen.

Biblioth. O mein Pater! eben die weltliche Schreibart war die Ursache, daß sich die guten profanen Bücher bis auf diese Zeit in ihrem ganzen Werthe erhalten haben. Lassen sie sich hierüber aus dem Melchior Kanus * etwas vorlesen, was ich unter meinen Notaten da eben bei Händen habe. Melchior Kanus war katholisch, Dominikaner und Bischof

Prisz. Schon wieder einer, den ich nicht kenne.

Biblioth. Von den weltlichen Schriftstellern kann man die Aufrichtigkeit, Glaubwürdigkeit, und natürliche Redlichkeit hochschätzen. Einige unter ihnen sind entweder durch eine uneigennützige Lie-

* Loc. theol. l. II. c. 6.

Liebe zur Wahrheit, oder durch eine gewissenhafte anständige Schamhaftigkeit bewogen worden, einen solchen Abscheu vor Lügen zu bezeugen, daß es uns zur Schande gereicht, daß heidnische Schriftsteller zuverlässiger und wahrhafter sind, als die von unserer Religion. Ein Diogenes Laertius ist weit richtiger und gewissenhafter in denen Lebensbeschreibungen der Weltweisen, die er verfertiget, als die meisten unserer christlichen Schriftsteller in den Lebensbeschreibungen der Heiligen. Ein Suetonius ist aufrichtiger und freier, und zeiget weniger Leidenschaft in seinen Leben der Kaiser, als unsere Schriftsteller in den Lebensbeschreibungen der Martyrer, der Jungfrauen, und der Bekenner des Glaubens. Diese Heiden suchen die Fehler nicht zu verstecken, die sie an denen rechtschafenen Leuten finden, von welchen sie reden, und verschweigen auch die scheinbaren Tugenden nicht, die sie an den Bösen entdecken. Aber die meisten unserer Schriftstel-

steller lassen sich fast gänzlich von Leidenschaft und Vorurtheil die Feder führen, und treiben die Freiheit zu erdichten so weit, daß man beinahe noch mehr Eckel als Scham dabei empfindet. Solcher Leute Schriften sind der Kirche nur zur Last, verschaffen ihr aber keinen Nutzen. Man kann diejenigen unmöglich rechtschafene Leute nennen, welche den Lesser durch ihre Schriften von freien Stücken hintergehen, und die Wahrheit, die sie erkennen, verstellen. Nichts ist gerechter, als die Klage des Vives über die fabelhaften Geschichten, welche man in der Kirche eingeführet; und man hat grosse Ursache, diejenigen zu verdammen, welche durch andächtige Lügen der Kirche einen Dienst oder eine Ehre zu erweisen geglaubt haben; denn anstatt, daß ihre Arbeit zur Ehre Gottes und der Heiligen gereichen sollte, welches doch ohne Zweifel ihre Absicht gewesen; so verlieren sie vielmehr alle Glaubwürdigkeit bei vorsichtigen und vernünftigen Leuten selbst in

An=

Ansehung desjenigen, was sich noch Wahres unter ihren Erdichtungen befinden mag.

Prisz. Das ist stark! Wenn das nicht ein Bischof und ein Dominikaner gesagt hätte; so hätte ich geglaubt, ein Ketzer hätte es geschrieben. Wie dem Herrn Bibliothekar aber gleich alle Bücher einfallen, die ihm zu seiner Sache taugen, und wie sie ganze Stellen auswendig wissen. Sie gleichen dem heiligen Antonius ebenfalls Dominikanerordens, welcher in den heiligen Orden aufgenommen worden, weil er die ihm gesetzte Bedingniß zur Erstaunung aller erfüllet, und ein jedes Gesetz des juris Canonici von Wort zu Wort herzusagen gewußt hat. Der Teufel hat zwar auch ein gutes Gedächtniß; denn aus dem Munde des Mädchens, aus welchem er vom heiligen Norbert Bischof zu Magdeburg mit harter Mühe ausgetrieben wurde, sagte er von Wort zu Wort das hohe Lied Salomons aus göttlicher Schrift daher, und zwar anfangs in lateinischer, und hernach in deutscher Sprache.

Biblioth. Mein lieber Priszilian! ich bin ihnen für dieses Kompliment verbunden; ich kann mir nun auserwählen, was ich will, eine heilige oder eine teuflische Gedächtniß.

Prisz. Bitte um Verzeihung. Des teuflischen guten Gedächtnisses habe ich nur Amerkungsweise erwähnet.

Biblioth. Sie mengen mir in wehrender Zeit, als ich sie von den Fabeln der Legenden überzeugen will, immer Faxen aus den Legenden darein. Antonius so wenig, als ich, hatte ein mirakuloses Gedächtniß. Er wird ein ausserordentlich gutes Gedächtniß gehabt haben. Das war schon genug zu seiner Empfehlung. Bleiben wir dabei stehen, ohne solche Eigenschaften auf den Ambos der Mirakelschmiede zu legen. Ich rechne mein Gedächtniß zu keinem Mirakel, sondern zur Gnade, die mir von meinem Schöpfer und durch die von mir pflichtmässig unternommene Uibung zu Theil geworden. Gehn wir also zurück auf die Schreibart der weltlichen Schriftsteller, die von Legendenschreibern so sehr unterschieden ist, und

zur

zur Dauer der weltlichen Geschichte noch beitragen wird, wenn so viele Legenden schon längst im Stampfe werden gelegen seyn. Der heilige Paskasius Ratbert * aus dem neunten Jahrhundert sagt: **Es ist eine Schande, daß die Asche und Gebeine der Heiligen in Gold und Edelgesteinen aufbehalten, ihre Thaten und Tugenden aber in bäurischer und rauher Schreibart erzählet werden.**

Prisz. Jetzt will man freylich alles im Hochdeutschen haben, und die Normalschulbuben haben sich neulich unterstanden, unseren Pater Prediger zu kritisiren. Das könnte mich am meisten vom Legendenschreiben abhalten. Aber verzeihen sie mir mit ihrem Vorzuge, den sie den weltlichen Geschichtschreibern vor den Legendenschreibern geben; hat nicht ein weltlicher Geschichtschreiber das widersprochen, was der andere weltliche Geschichtschreiber angeführet hat? Bei den Legendenschreibern ist aber durchaus mehr Einstimmigkeit. Sehen sie, daß

von

* In vita Rufini & Valerii

von dieser Seite mehr Zeugen und mehrere Proben für die Wahrheit sind.

Biblioth. Ich habe dem Pater schon gesagt, wie behutsam auch in Ansehung der weltlichen Geschichtschreiber vorgegangen werden müsse. Daß ein weltlicher Geschichtschreiber gleich Gegner gefunden, das hat eben die weltliche Geschichte in Ordnung und Richtigkeit gebracht. Der mit seinen Gründen bei der Kritik am besten auslangte, dessen Geschichte erhielt das Feld. Allein bei den Legenden hat einer dem anderen das Geschriebene abgeborget. Leider waren die meisten lange Zeit einstimmig, weil sie gleiches Geistes waren, im fortwehrenden Verfalle der Wissenschaften, und bei der Herrschung der schlechtesten Grundsätze lebten, gleiche elende Begriffe aus gleicher elenden Erziehung erhielten, und vom unächten Religionseifer, von der Neigung zum frommen Betrug, von Eigenliebe, Eigennutz, und solchen Nebenabsichten gleich eingenommen waren. Es haben sich zwar endlich auch katholische Gelehrte und Ordensmänner, Männer von grossen Würden über die geistliche Geschichte, und

gegen die Lebensbeschreibungen hervorgethan; allein sie drangen nicht so leicht durch, wie die weltlichen Geschichtschreiber. Sie wurden von Mönchen, Bethbrüdern, und Schwachköpfen verdächtig gemacht, wo nicht gar als Ketzer ausgeschrieen. Wie hätte nun ihre Arbeit in der Kirche einen Gemeinnutzen leisten können? wie hätten sie zur besseren Belehrung des Volkes etwas beitragen können, da sie nicht unter das Volk kam, für dasselbe nicht eingerichtet war, und von denjenigen, die bei der Dummheit des Volkes ihre Vortheile zohen, fleißig verhindert wurde, daß auch nicht einmal Auszüge davon gemeinen Leuten vor die Augen kommen sollten. Haben sie nichts gehöret, nichts gelesen von dem rechtschafenen Pater Roman Schad Benediktiner zu Kloster Banz, was er für Verleumdungen bei den Augspurgerkritikern, die das Reich der Dummheit mit aller Gewalt erhalten wollen, über seine verbesserte Legende zu erfahren gehabt hat? Er war für einen Bilderstürmer, für einen Verachter der Heiligen, für einen Feind der Mönche ausgeschrieen, und in Rücksicht auf

Re=

Religion und Sittlichkeit verdächtig gemacht worden.

Prisz. Der ist gewiß ein mißvergnügter Mönch!

Biblioth. Nun so redeten eben die Augspurgerkritiker, aber sehr dumm in die Welt hinein.

Prisz. Bedanke mich gar schön; das geht also mich auch an?

Biblioth. Sie müssen schon meinem gerechten Eifer, und der Sehnsucht, sie auf bessere Wege zu bringen, etwas zu gutem halten.

Prisz. Nur zu, nur zu; mir schadet es nicht; ich kann schon was aushalten.

Biblioth. Wenn sie einen Koch bekommen, der in Ansehung der Sauberkeit, des Geschmackes, des Fleißes bei Herrichtung der Speisen, und in Rücksicht auf gute, genußbare, und gedeihliche Speisen das Konvent bedienen will;

wenn sie einen Kellermeister bekommen, der statt eines ungesunden, sauren Weines ihnen einen guten, gesunden, und unverfälschten Trunk herzurichten weis; wird der als ein Feind des Koch = oder Kellermeisteramtes, als ein Feind des Klosters, als ein mißvergnügter Klosterbruder ausgeschrieen werden können?

Prisz. Mein bester Herr Bibliothekar! sie waren in keinem Kloster, darum machen sie solche Gleichnißen. So bald sich bei uns ein solcher Koch oder Kellermeister hervorthäte; so hieß man ihn einen Galanteriekoch. Die anderen Sudelköche, deren ein jeder gröber ist, als der Koch auf dem Berg Kassino, den der heilige Karolomanus erfahren hat, verfolgeten ihn bis auf's Blut, und die alten Patres selbst würden mit vielem Murren ihre vorige Klosterkost, und ihren vorigen Klostertrunk verlangen, weil vorher im Kloster immer so und nicht anders geessen und getrunken worden. In diesem Stücke ist wirklich eine erstaunliche Dummheit in unseren Klöstern.

Biblroth. Sie mag nicht allein in Ansehung der Leibs- sondern auch der Geistesnahrung seyn; und wer bei ihnen über eine elende Geistesnahrung mißvergnügt ist, der wird wohl nach dem Urtheil der Klöster der mißvergnügteste Mönch heissen?

Prisz. Gott sey Dank! wir sind in unserem Kloster alle vergnügt. Bei der Nacht haben wir keinen Chor mehr; jeder könnte schlaffen so lange, bis Zeit zum Meßlesen ist; wir frühstücken nach der Messe; bethen ein wenig Brevier, weil kein Chor mehr ist; gehen hernach um eilf Uhr zum Essen. Nach der Tafel kann man sich unterhalten, wie man will; auch wieder schlaffen, oder jemanden besuchen. Man hat also zu Hause oder auffer demselben seinen richtigen Jausentrunk. Um sechs Uhr ist schon wieder das Nachtessen, und hernach kann man schlaffen gehen, wann und wie man will. Die Pension, Gott sey Dank! erhalten wir richtig; darneben giebt es auch gute Leute, die einem die Aufhebung der Sammlung nicht viel merken lassen. Ich wüßte nicht, warum ich mißvergnügt seyn sollte? Wir leben besser, als

vor-

vorher; und auch von denen, deren Klöster schon aufgehoben, oder die schon auf die Seelsorge hinausgestellet sind, sind die meisten so vergnügt, daß ihnen nichts fataleres geschehen könnte, als wenn sie in die Klöster zurückgehen müßten; vielleicht wissen aber der Pater Goldhagen und die Augspurgerkritiker, daß der Pater Schad nur aus Desperazion schreibt.

Biblioth. Mir scheinet selbst, er desperire, daß die Augspurgerkritiker und Mönche von solchem Schlage in ihrem Leben zu besseren Begriffen, und zu einer ehrlicheren Verfahrungsart werden können gebracht werden. Er desperirt aber so wenig von der sicheren Frucht seiner Arbeit, als auch kein anderer desperiren, und deßwegen die Arbeit für die gute Sache aufgeben solle. Die Wahrheit des Herrn bleibt ewig. Nur Menschenwerke, wie Klöster und augspurgische Schriften sind, können, und werden vergehen. Bei aller Bemühung, in Augspurg so viel unsinniges Gezeug drucken zu lassen: und solches von dort aus in alle Welt zu verbreiten, um nur den Leuten die Binde vor den Augen zu befestigen, fällt doch

die=

Diese Mönchsbinde bei den meisten schon von selbsten hinweg, die Aufklärung wächst, und bei dem gemeinsten Manne wird es täglich leichter. Das Uible, was man der Aufklärung anrechnet, und mit welchem man sich über das aufgeklärte Jahrhundert lustig machen will, wird entdecket, daß es vielmehr von den Feinden aller wahren und nützlichen Aufklärung herkömmt, und von ihnen auf das bösartigste angezettelt worden ist. Jedermann lernt sie alle Tage besser kennen. Sie werden bald in ihrer ganzen Blösse dastehen, und den nur zu lehnen genommenen Religionsmantel ablegen müssen. Diese Elenden haben eine schlechte Politik, daß sie selbst so vieles dazu beitragen, nachdem man doch schon aller Orten durch die Erfahrung, und durch das, was die unauslöschliche Geschichte von ihnen sagt, auf sie aufmerksam gemacht worden ist.

Prisz. Da mische ich mich nichts darein. Der Pater Schad soll seine Sache selbst ausmachen, und sich gleichwohl wacker wehren.

Biblioth. Wenn sie aber eine Legende schreiben wollen, Pater Priszilian! so kommen auch sie den Augspurgerkritikern in die Hände.

Prisz. Das sehe ich nicht ein, warum?

Biblioth. Schreiben sie gut; so kömmt der Pater Goldhagen sammt allen Augspurgerkritikern gewiß über sie; schreiben sie schlecht, so werden sie von wahrhaft gelehrten, und redlichen Kritikern derb hergenommen.

Prisz. Was thue ich denn also jetzt?

Biblioth. Ich dächte, sie sollen gar keine Legende schreiben; so kommen sie am besten davon.

Prisz. Wenn nur eines nicht wäre. Ich muß es ihnen schon gestehen; bei meinen Ohren- und Halsschmerzen habe ich mich verlobt, eine Legende zu schreiben. Ich hatte nämlich — aber ich bitte, das bleibt unter uns —

Biblioth.

Biblioth. Sorgen sie nichts, ich schweige wie eine Mauer.

Prisz. Ich hatte nämlich folgende Erscheinung und Entzückung.

Biblioth. Was sagen sie; eine Erscheinung? eine Entzückung?

Prisz. Ja, ja! nicht anders. Kaum fieng ich in meinem Habit auf dem Bette liegend bei Nachlassung der Schmerzen einzuschlaffen an; so überfielen mich zwölf ungeheure Wölfe, und henkten sich mit Zähnen und Klauen an meine Kapuze so, wie sie es dem heiligen Beichtiger Kolumbanus thaten. Ich schwitzte ärger, als die Bildnißen des heiligen Stanislaus zu Lüblin und Krakau. Sie verließen mich aber bald, da der Engel, der den heiligen Papst Alexander mit einem Windlichte aus dem Kerker führte, mit dem nämlichen Windlichte die Wölfe, welche kein Feuer dulden können, vertrieb, und zu meiner Bewahrung den Drachen zurück ließ, welcher die Leiber Vincentii Sabinæ und Christinæ bewacht,

um den Juden, der dieses nicht glauben wollte; seinen langen Schweif geschlungen, und ihn so lang gequetschet hat, bis er ein Christ geworden. Sie können sich einbilden, wie froh ich war, daß ich die verzweifelten Wölfe von der Kaputze hinweg hatte, und daß der Drach als ein so guter Wächter sich zu mir legte. Wir lagen eine Weile so beisammen ich und der Drach. Auf einmal aber kam bei der Thüre ein ungeheurer Riese herein mit ausgespreitzten saulendicken Armen. Ich erinnerte mich gleich; daß das derjenige Teufel sey, welchen der heilige Abt Antonius gesehen, wie er von den schon gegen Himmel hinaufffliehenden Seelen einige noch im Fluge ertappt. War meine Angst bei den Wölfen schon so groß; so war sie jetzt nach grösser. Ich erwartete nichts anderes, weil er die Hände ausgestrecket, als daß es Schläge absetze, und daß mir das widerfahren könne, was dem heiligen Romuald widerfahren ist, nämlich noch Maasen von teuflischen Schlägen bis ins Grab tragen zu müssen. Allein auf einmal veränderte er sich in einen kleinen Mohrenbuben, so wie er in dieser Gestalt einen Mönchen des heiligen Bene-

dickts

ckts stäts an dem Kleide gezupft, um ihn aus dem Kloster hinauszuziehen. Ich kam ihm aber zuvor, schrie so, daß mich der Quardian im Schlafe schreien muß gehöret haben; schrie aber nichts anders, als, **Ich bin vergnügt, mir geht's recht gut, ich bin vergnügt, mir geht's recht gut;** denn die heilige Katharina von Senis hatte auch hierinn die sicherste Gegenwehr, daß sie mit dem Teufel nicht viele Worte gewechselt. Er verschwand auch gleich mit einem solchen Gestank, daß von diesem Gestank meine Zelle noch voll ist; und sobald er verschwand, hörte ich allerhand Geschrei und Heulen durcheinander; bellen wie die Hunde, röhren wie die Ochsen, grunzen wie die Schweine, brüllen wie die Löwen. Ich muß bekennen, da habe ich selbst gelacht darüber; denn wenn man nur einmal etwas solches höret, da ist schon alles gegen die Teufel gewonnen. Das ist sodann ihre bekannte Lamentazion, die sie beim heiligen Basilius auch angestimmet haben, wie er ihnen den entrissen hat, von dem sie doch schon eine schriftliche Obligazion auf seine Seele lautend in Händen hatten.

Bibliot.

Biblioth. Mein Pater Prisz[illian]! ich habe nicht erwartet, so viele Erscheinungen bei ihnen aushalten zu müssen. Wir sind noch nicht bei der Entzückung, die sie auch gehabt haben, und worauf erst das Gelübd, eine Legende zu schreiben, erfolget seyn wird.

Prisz. Wir werden gleich dabei seyn. Nun, wie ich gesagt habe, so war's mit dem Teufel gar. Das war gut. Auf einmal stehet sodann ein schöner Jüngling vor meiner, und schreiet mir zu: **Predige.** Ich bekannte offenherzig, daß das Konsistorium mich für immer als unfähig erkläret hat, weil es mir nach Konsistorialausspruch im Kopfe, und auch im Vortrage fehlen solle. Hierauf setzte mir der Jüngling ein Aderlaßeisen auf die Zunge, wie er es dem heiligen Equitio gethan, und ihn hierdurch zum Predigen tauglich gemacht hat; beutelte aber den Kopf, und sagte: **Das thut ihm's nicht;** und verschwand. Ich wollte schon verzweifeln, weil ich meine Zunge, die ich dem englischen Jüngling zur Ansetzung des Aderlaßeisens so weit habe herausrecken müssen, nicht mehr hineinbringen konnte,

und

und das Maul eine gute halbe Spanne weit offen halten mußte, wie ein steinener Kopf bei einer Fontaine. Allein wehrend dem, daß ich mich tröstete, daß auch sogar bei den Heiligen immer vor grossen Unternehmungen dergleichen Anfälle vorausgegangen sind; so kam ein Bischof bei der Thüre herein, zoh seine Handschuhe aus, legte sie nicht etwa auf meinen Tisch, sondern warf sie in die freie Luft hin, und die Handschuhe blieben auch in freier Luft an einem Strahle vor meinem Nachtlichte hangen. Da erkannte ich mich nun, daß es der heilige Evermond sey. Er gieng auch gleich auf mich zu, und gab mir eine solche Ohrfeige, wie er es zu Dietmarsen dem gegeben, der sich mit seinem Feinde nicht hat aussöhnen wollen; und Wunder! Zunge und Mund war wieder zurecht gebracht so, wie auch auf jene mirakulose Ohrfeige die Aussöhnung erfolget ist.

Biblioth. Aber um Gotteswillen; wir sind ja noch nicht beim Gelübde, eine Legende zu schreiben. Werden die Erscheinungen noch lange dauren?

Prisz. Jetzt kömmt das Gelübd schon. Nicht genug, daß mir der heilige Evermond Zunge und Mund zurecht gemacht hat, ich wurde auf einmal auch mit einem dicken Spinnengewebe überdecket, wie durch ein solches Spinnengeweb der heilige Priester Felix vor seinen Feinden unsichtbar gemacht wurde. Sodann hörte ich eine Stimme: **aus diesem Spinngewebe heraus wirst du die Legenden der Heiligen schriftlich vertheidigen.** Um Himmelswillen dachte ich, wie wird das möglich seyn, wenn's mit mir so aussieht, wie der Konsistorialspruch lautet, besonders da der Engel des Equitius mit mir auch nichts ausrichten konnte. Ich tröstete mich zwar mit dem, daß man zum Schreiben eben keiner geübten Zunge bedarf; allein der Kopf, dachte ich wieder, sollte doch gut bestellt seyn, wenn man ein Buch schreiben will. Bei diesen meinen zwischen Furcht und Hofnung schwebenden Gedanken trat der heilige Dionis mit seinem Kopf unter dem Arm ein. Wer war fröher als ich; ich erkannte gleich, daß es auf eine mirakulose Kopfvertauschung angesehen sey; denn zum Kopf, um ihn unter dem Arm zu tragen, thut

es

es ein schlechter Kopf auch, so wie die schlechtesten Hüte unter den Arm genommeu werden; hiemit könnte auch der heilige Dionis mit meinem Kopfe unterm Arm schon vorlieb nehmen. Ich dachte dabei; hat doch Gott selbst mit der heiligen Katharina von Senis Herzen getauschet, dergestalt, daß er ihr ihr Herz aus dem Leibe genommen, und das seinige hineingesetzet hat, gleichwie auch dort, wo Christus die Seite ihres Leibes eröfnet, und wieder recht sauber vermacht hat, ihr ein grosses Wundenmaal blieb. Allein ich betrog mich abermal. Er legte zwar sein Haupt auf meinen Tisch hin, so wie er es vormal in die Hände der tugendhaften Katulla hingelegt hat; aber er that es nur, um mir bequemer seine Bücher de cœlesti hierarchia & ecclesiastica überreichen, und folgende Ermahnung geben zu können: **Lese dieses Buch fleißig; lese und lerne auch alle Geschichten der Heiligen, die schon geschrieben sind, auswendig, wie die heilige Katharina von Siena; und schreibe sodann selbst, wie die heilige Katharina von Belogna auf Befehl Gottes die sieben geistlichen Waffen geschrie-**

schrieben hat, ein ganzes Zeughaus wi-
der die, welche die Legenden bezweifeln
wollen. Sollte dir aber der Kopf schwach
werden; so ruffe entweder mich, oder
die heilige Ositha an, die auch ihren
Kopf unterm Arme trägt. So wie wir
ohne Köpfe so viele Schritte gehen konn-
ten, so wirst auch du in schriftlicher
Vertheidigung der Legende grosse Schrit-
te machen. Als ich demungeachtet noch wank-
te, sprang eine überausgrosse und abscheuliche
Krott auf mich, so wie vormal auf Theresia;
ich kam hierüber aus dem Schlaf, oder mehr
aus der vom Himmel mir zugeschickten Vor-
stellung, und sah, daß ich nicht im Bette,
sondern samt meiner Bethdecke auf dem Zim-
merboden so lag, als wenn ich in das Bett
diese Nacht gar nicht hineingekommen wäre.
Sogleich sprang ich auf, fiel aber sogleich
wieder auf meine Knie, und machte mit auf-
gehobenen Fingern das Gelübd, eine Legende
zu schreiben.

Biblioth. Dem Himmel sey gedankt! daß
wir nun einmal bei ihrem Gelübde sind. Ich
woll-

wollte sie wären schon um viel eher aus dem Bette gefallen.

Prisz. Erlauben sie mir nur noch ein wenig; das ist noch nicht alles. Sie müssen wissen, daß der Himmel auch dieses Gelübd schon angenommen habe, und daß ich also nicht mehr davon abgehen könne.

Biblioth. Seyn sie unbesorgt, ich werde ihnen das Gelübd auflösen.

Prisz. Sie werden sehen, es kann nicht aufgelöset werden. Hören sie nur! in der nämlichen Stellung, in der ich knieend mit aufgehobenen Fingern um 7 Uhr früh das Gelübd machte, blieb ich unbeweglich wie der steinerne Herrgott in unserem Kellerstübel in einer Entzückung bis um neun Uhr, hiemit zwo ganze Stunden. Der heilge Thomas von Aquin blieb freilich gar durch zween Tage entzückt; aber auch ich war durch diese zwo Stunden so entzückt, daß, wenn ich ein brennendes Licht in der Hand gehabt hätte, mir gewiß die Hände, wie es ihm geschehen ist, weil sich

auch heilige Leute die Hände verbrennen können, in der Entzückung, ohne etwas zu spüren, wären verbrennet worden; denn es erschien mir erstens der heilige Franziskus Solanus mit seinem Geiglein, und sagte: Mein Geiglein war immer schlecht gestimmet, und doch hat es endlich den finsteren Pater Johann mehr, dann die künstlichste Musik bewogen, dabei zu hüpfen, und mit mir Lieder von der Mutter Gottes zu singen; so wird auch deine Legende, wenn sie auch noch so schlecht gestimmt seyn wird, die Murrer wider die Legenden bewegen, deiner Arbeit Lob zu singen. Bleibe fest bei deinem Gelübde. Darauf kam die heilige Rosa von Lima mit einer Menge Bücher, welche ihr die Mutter Gottes, die bei ihr nach der Erzählung des Ribadeneira die Stelle einer Aufwärterinn vertratt, nachtrug, und vor meiner hinlegte. Auf diesen Büchern gieng Christus auf und ab, und zwar in so kleiner Gestalt, daß er kaum eines Fingers groß war; sah aber niemal mich, sondern immer die heilige Rosa an, die, da er ihr von den Büchern hinabsteigen wollte, ihn mit ihren lieblichen Versen (wie sie dann eine künstliche Reimdich-

terinn war) oben zu erhalten gewußt hat, bis sie die Chokolade, die ihr der Schutzengel brachte, ausgetrunken hat. Sodann verschwand sie mit ihrem ganzen Gefolge, und allen Büchern, unter welchen die meisten Legenden waren. Endlich wie die heilige Felizitas eine von lauter Scheermessern zusammgesetzte Himmelsleiter sah, so stellte sich mir eine solche aus einer Menge Papierscheeren zusammgesetzt dar. Ein Zeichen, daß ich nicht lange verweilen solle, sogleich das Papier zu beschneiden, um darauf meine Arbeit bald anfangen zu können. Auf der Leiter hieng eine Lampe mit dem Oel gefüllt, wovon der heilige Lupus nur etwelche Tropfen brauchte, um ein ganzes Ungewitter auf der See zu stillen, und bei dem man also ein Ungewitter auf dem Lande, mit welchem die Kritiker einen Authon überziehen wollen, gar nicht zu achten hat. Zugleich war es eine Ermahnung, daß ich auch mir es nicht zu viel seyn lassen solle, an meiner Legende bei der Nacht zu schreiben. Unter der Leiter stand eine Schachtel mit Galläpfeln, um eine eigene gute Dinte hierzu ansetzen zu können, an welchen Aepfeln ich gleich erkannte, daß sie

mir die heilige Dorothea müsse zugeschicket haben, wie sie auch dem Rechtsgelehrten Theophilo Aepfel aus dem himmlischen Garten zugeschickt hat. Neben der Schachtel lag eine Martinigans, die also nicht nur Federn zum Schreiben, sondern weil es um einen hungrigen Author eine erbärmliche Sache ist, etwas für den Wanst lieferte, woraus sie abnehmen können, daß das eben keine dumme Gans war. Bei der Gans stand mit einer Ochsensenne, die voll mit zauberischen Innschriften war, der vom heiligen Jakob bekehrte Zauberer Hermogenes, der mir drohte, mir den Kragen so umzudrehen, wie er es vor seiner Bekehrung durch seine Teufel dem heiligen Jakob thun wollte, wenn ich nicht mein Gelübd mit dem Schreiben einer Legende erfüllen würde. Da sehen sie also, daß nicht nur der Himmel, sondern die Hölle selbst mich von meinem Gelübde nicht abweichen lasse.

Biblioth. Sind sie also nun am Ende ihrer Erzählung?

Prisz. Ja, sonst weis ich nichts, als daß ich mit denen beim Gelübde aufgehobenen Händen, und in dieser Verzückung so lange geblieben, bis mir der Frater Portner das überbrachte, was mir, wie ich ihnen schon erzählet habe, der Kassier des Herrn Buchhändlers überschickte. Der Frater kam beinahe selbst in Entzückung, wie er mich in dieser Stellung antraf.

Biblioth. Ich bitte sie; nur nichts von der Entzückung des Fraters auch noch dazu. Ich habe schon an ihrer Entzückung genug; und nun hören sie mich so geduldig, als ich sie gehöret habe. Ich weis es schon, ich würde ihnen umsonst sagen, daß dergleichen Erscheinungen und Entzückungen von einer überspannten Einbildungskraft, von einem durch Legendenlesen, und durch fortwehrende Vorstellungen der darinn vorkommenden Bilder erhitzten Gehirne herkommen, und daß sie auch bei vielen Heiligen daher gekommen seyn; denn sie glauben einmal fest darauf.

Prisz. In diesem heiligen Glauben will ich leben und sterben; und solle mich der Teufel selbst hierinn mit allen Anfechtungen nicht irre machen können, wenn er gleich die Gestalt des seligen Johannes vom Kreuz wieder einmal annehmen, und mich eines besseren belehren wollte.

Biblioth. Nun gut; ich benehme ihnen ihren Glauben gar nicht, und gestehe es, daß ich gar nicht vermögend wäre, ihnen das zu benehmen, was nun einmal schon so fest in ihrem Kopfe ist; ja ich will ihnen sogar ihren Vorsatz, eine Legende zu schreiben, und ihr hierüber gethanenes Gelübd nicht mehr aus dem Kopfe reden. Sie erinnern sich aber doch auf das, was ihnen der Heilige mit seinem Kopfe unter dem Arm befohlen hat; nämlich vorher das, was schon über die Geschichte der Heiligen geschrieben ist, zu lernen, wie es die heilige Katharina von Seńis that.

Prisz. Das werde ich auch thun, sonst wäre ja das Gelübd nicht ganz erfüllet.

Biblioth. Und dieses ist auch deßwegen nothwendig, weil man, wenn man über einen Gegenstand schreiben will, doch die Hauptbücher schon kennen muß, die über den nämlichen Gegenstand geschrieben worden sind. Denn der wird ein elendes Buch liefern, der keine Literatur hat.

Prisz. Ich habe ja schon gesagt, daß ich mich eben deßwegen mit Vertrauen an sie gewendet habe, um von ihnen die besten Hilfsbücher, und alles dasjenige zu erhalten, was ich zum Grund meiner neuen Legende nehmen muß.

Biblioth. Nun bester Pater! so kommen sie mit mir. Was wir in unserer Bibliothek über diesen Gegenstand haben, das werde ich ihnen mit Vergnügen vorzeigen; und auch das, was wir nicht haben, gleichwie unsere Bibliothek mit den Klosterbibliotheken keine so besondere Akquisizion gemacht hat, werde ich ihnen getreu anzeigen, damit sie auch dieses etwa aus einer andern Bibliothek zur Einsicht zu begehren wissen; denn sie müssen mir einmal

das

das Hauptsächlichste kennen lernen, was schon über die Geschichte der Heiligen geschrieben worden ist, und woraus sie mit guter Auswahl die erfoderlichen Materialien nehmen können.

Prisz. Ich danke ihnen recht vom Herzen. Wir schwätzen schon zwo Stunden; allein wenn nicht sie selbst dabei Ungelegenheit haben; so will ich mir alles dieses mit grösten Freuden zeigen, und erklären lassen; versäume ich auch heute Jausentrunk und Abendessen, so werde ich es mit der Hilfe Gottes schon ein andermal einbringen.

Biblioth. Kommen sie also. Sehen sie! hier sind die Martyrologia. Die Martyrologia waren anfangs nichts, als Kalender, welche die Namen der Martyrer, die Oerter ihres Leidens, und die Feste nach dem Tage ihres Todes oder Begräbnißes enthielten. Der älteste Kalender dieser Art ist der, welcher gegen die Mitte des vierten Jahrhunderts unter dem Papst Liberius aufgesetzet, und eigentlich von

Pei-

Peireszius * aufbewahret, nachhin aber von Pater Gilles Bucher einem Jesuiten aus Arras im Jahre 1634 zu Antwerpen bei der Erklärung des Oster Cyklus herausgegeben worden. ** Man sieht auch aus des Polemius Silvius seinem Kalender, daß die Christen noch am Ende der Regierung des jüngeren Theodosius sehr wenige Festtage gehabt haben.

Prisz. Haben doch auch wir jetzt sehr wenige Festtage mehr in unseren Kalendern.

Biblioth. Es waren auch in den uralten christlichen Kalendern die Feste der Heiden sowohl, als der Christen enthalten.

Prisz. Also gerade so, wie in unserem Toleranzkalender, wo sogar die Feste der Juden und Türken enthalten sind. Alles untereinander.

Biblioth.

---

* Gassendi vita Peireſci l. 3. pag. 98.

** Buchers Ciclus pascalis p. 7.

Biblioth. Ich will ihnen alle jene Martyrologien gar nicht aufdringen, die nichts dann Register der Martyrer waren, und die verschiedenen Authoren zugeschrieben wurden; denn sie bedärfen hauptsächlich derjenigen, in welchen wenigstens eine kurze Geschichte der Heiligen eingeschaltet ist.

Prisz. Die anderen wären ohnehin für mich nicht, und es würde nur durch unnützes Lesen bloßer Register die Erfüllung meines Gelübdes verzögert.

Biblioth. Die meisten halten dafür; der erste, der in den Martyrologien kurze Geschichten eingeschaltet hat, sey der ehrwürdige Beda gewesen, welcher Martyrologien in ungebundener Rede, und auch in Versen geschrieben hat, und im 735ten Jahre gestorben.

Prisz. Was? im 735igsten Jahre? So alt ist im neuen Testamente kein Mensch geworden.

Biblioth.

Biblioth. Im 735igsten Jahre nach Christi Geburt.

Prisz. Das wohl.

Biblioth. Beda hat aber seinem Martyrologio keine Geschichte der Heiligen beigesetzet; denn das, was an solchen Geschichten zu seinem Martyrologium gekommen ist, enthält Sachen, zum Beispiel das erst im neunten Jahrhundert allgemein eingeführte Fest aller Heiligen, das in neuere Zeiten als eines Beda gehöret. Man schreibt es vielmehr dem Florus zu.

Prisz. Wer war der?

Biblioth. Man ist weder über die Zeit, in welcher er gelebt, weder über den Ort seines Aufenthalts und seines Amtes einig. Es beweisen auch die historischen Auszüge, welche Florus von dem Leben und Tod der Heiligen gegeben, daß er mit ächten Martyrergeschichten sehr schlecht versehen gewesen.

Prisz.

Prisz. Nun, so lassen wir ihn bei Seite, diesen Kunden, wenn er nichts ächtes hat; er mag gewesen seyn, wer er will.

Biblioth. Raban Erzbischof von Mainz, welcher im Jahre Christi 856 gestorben, verfertigte auch ein Martyrologium, welches Kanisius im sechsten Bande seiner lectionum antiquarum drucken ließ. Man zweifelt aber auch, ob das Werk von ihm sey, und über dem ist wenig erheblich, was darinn von dem Leben der Heiligen vorkömmt.

Prisz. Halten wir uns also nicht mit etwas auf, was nicht erheblich ist.

Biblioth. Der heilige Adon ein Mönch von Ferrieres in Gattinois, der im Jahre 860 Erzbischof zu Vien wurde, hat gleichfalls ein Martyrologium nach dem Muster desjenigen, welches dem heiligen Hieronimus zugeschrieben wird, verfertiget; und es wurde Anfangs sehr begierig aufgenommen. Allein die Weitläufigkeit, der er sich bedienet, und die unächten Legenden und verfälschten Geschichten,

aus welchen er so weitläufige Auszüge gemacht hat, benahmen diesem Martyrologium bald den Werth.

Prisz. Wenn's nicht viel werth ist; so lassen wir es auch hinweg;

Biblioth. Usuard ein Mönch von St. Germain des Prez hat zwar in dem Martyrologium, welches er gegen das End des Jahres 875 auf Befehl Karls des Kahlen herausgegeben, den Fehler der Weitläufigkeit vermieden, aber er hat doch eigentlich an Adons Werk, obwohl er hievon keine Meldung macht, und hiemit auch an deßen unächte verfälschte Quellen sich gehalten, welches nicht minder Notker der schweizerische Mönch von St. Gallen mit dem Zunamen petit begue, der im Jahre 912 gestorben, bei seinem Martyrologium gethan hat. Des Usuards Martyrologium erhielt doch dergestalt die Oberhand, daß es zum eigentlichen römischen und allgemeinen abendländischen Martyrologium geworden.

Prisz. Nun, so bleiben wir bei dem.

Biblioth. Mein lieber Priszilian! es giebt so viele verschiedene Martyrologien des Usuards, als ansehnliche Hauptkirchen und Klöster in Europa. Jede Kirche machte Zusätze, Veränderungen, Glossen, und Erweiterungen darein, dergestalt, daß ein Usuardisches Martyrologium dem anderen nicht gleich sieht, so wie es vorhin bei dem Martyrologium, welches unter dem Namen des heiligen Hieronimus herumgieng, geschah.

Prisz. Da sollte ich nun alle die verschiedenen Usuardischen Martyrologien lesen, und wüßte zuletzt doch nicht, wie ich daran bin; das lasse ich wohl bleiben. Es müßte einer gerade verwirrt werden. Hören sie, Herr Bibliothekar! ich halte mein Gelübd, halten sie aber auch das, was sie mir vorhin immer von der Neigung zum Einfachen vorgesagt haben.

Biblioth. Kenntniß müssen sie aber doch auch sogar von dem haben, was sie nicht gebrauchen werden; sie müssen nämlich denjenigen,

die

die ihnen hierüber Vorwürfe würden machen wollen, zu zeigen wissen, daß sie es nicht aus Mangel des Kenntnißes solcher Bücher, sondern aus guter Ursache gethan haben.

Prisz. Nun, in Gottes Namen! Aber ich sollte mir wohl die Namen der Schriftsteller, die sie mir daher nennen, aufschreiben; denn alle diese sammt den Bemerkungen, die sie von ihnen machen, in dem Gedächtnisse zu behalten, ist mir unmöglich. Ich habe ein Gedächtniß wie ein Sieb mit grossen Löchern, wo alles sogleich wieder durchfällt.

Biblioth. Ich werde ihnen ja ohnehin von den brauchbaren Büchern, die wir in der Bibliothek haben, eines nach dem anderen zum lesen geben; und von denen, welche wir nicht haben, werde ich gleichfalls die brauchbaren anmerken.

Prisz. Das ist zuviel Gnade. Es würde auch ziemlich langsam mit meinen Notaten hergehen, und ich würde ihnen nur Aufenthalt machen.

Biblioth.

Biblioth. Vom Usuardischen Martyrologium müssen sie noch wissen, daß ein Augustinermönch Namens Bellin von Padua gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts; Franziskus Maruli, sonst Mauro Lykus ein Sizilianer Abt zu Messina, und berühmter Mathematikus in der Mitte des 16ten Jahrhunderts, und Jean van der Meulen ein gelehrter Doktor aus Löwen, der geradehin Molanus genannt wird, sich die Mühe gegeben, das usuardische Martyrologium in seiner ursprünglichen Gestalt herzustellen.

Prisz. Gieng es ihnen von statten?

Biblioth. Bellins Arbeit, wovon die erste Ausgabe im Jahre 1498 zu Venedig, eine vermehrte aber unter dem Titul Martyrologium des römischen Hofes im Jahre 1521 zu Paris herauskam, war sehr fehlerhaft, und erhielt bei Verständigen keinen Beifall.

Prisz. Fort mit dem;

Biblioth. Mauro Lykus machte zwar einige Verbesserungen, in Ansehung der Zeitrechnung und Erdbeschreibung; machte aber übrigens den Usuard unkenntlicher, als es die anderen gethan.

Prisz. Der hätte auch eine solche Arbeit sollen stehn lassen.

Biblioth. Molanus hätte das meiste leisten können. Auch er war erst 35 Jahre alt, wie er sich über die Bearbeitung dieses Gegenstandes machte, und war ein sehr aufrichtiger Mann. Er ließ die Worte des Usuards unverändert, bemerkte aber auf dem Rande, was Usuard wider die Wahrheit der Geschichte angeführet. Man findet auch bei der ersten Ausgabe zu Löwen vom 1568 die Kritik des Doktor Hesselius seines zwei Jahre vorher verstorbenen Lehrmeisters über verschiedene Geschichten und Leben der Heiligen. Allein das war nicht nach dem Geschmack der Fabelzeit. Man vernichtete von allen Seiten seine Absichten; besonders trat in wehrender Zeit in Italien Peter Galesini des apostolischen Stuhls Pro-

tonotarius auf, der sich in seinem dem Papst Gregorius dem dreizehnten gewidmeten, und anno 1577 zu Mailand herausgegebenen Martyrologium zum Gebrauch der römischen Kirche sehr bemühte, denjenigen Usuard berühmt zu machen, dessen sich die römische Kirche bediente; aber eine ungemeine Nachlässigkeit in Anführung der Quellen, eine Menge falscher Quellen, und seltener verdächtiger Geschichten, eine erstaunliche Verwirrung und Verwechslung der Zeit, Oerter, und Personen konnte bei aller geschmückten Schreibart nichts besseres wirken, als daß man endlich die Nothwendigkeit einsah, das römische Martyrologium von den darinn gehäuften Fehlern doch einmal zu reinigen.

Prisz. Ich kann hiemit alles das unrichtige und verwirrte Gezeug, was sie mir daher genannt haben, leicht entrathen, und halte mich gerade an das, was sodann verbessert herausgekommen ist.

Biblioth. Der Papst Gregorius der dreizehnte bestellte eigene Personen, um das Werk

des

des Galesini durchzusehen; und dem berühmten Baronnius Priester des Oratorii zu Rom, der nachhin Kardinal geworden, trug man auf, die zur Verbesserung oder Erklärung dienlichen Anmerkungen zu machen. Dieser Baronnius arbeitete auch wacker darauf. Er strich Ketzer aus, die vorher im Martyrologium waren.

Prisz. Lieber Gott! so sind vorher sogar Ketzer unter den Heiligen gestanden?

Biblioth. Er ließ viele Dinge hinweg, die falsch, verdächtig, oder doch nicht erbaulich waren.

Prisz. Um des Himmels willen; Einige Martyrologien vor Zeiten müssen wunderlich ausgesehen haben. Da würde unsereiner schöne Materialien zu einer Legende bekommen haben.

Biblioth. Baronnius hat auch durch seine Bemerkungen erwirket, daß jenem Martyrologium, so unter dem Titul: Römisches Martyrologium, welches man nach der

Ordnung des neuen Kalenders, und nach der Wahrheit der Geschichte wieder hergestellet, und auf Befehl des Papsten Gregorius des dreizehnten bekannt gemacht hat, im Jahre 1584 herausgekommen, die Bewilligung des Papsten wieder abgenommen, und dieselbe sodann anno 1586 dem zum öffentlichen Gottesdienst bestimmten Martyrologium des Baronnius gegeben worden.

Prisz. Mit diesem Martyrologium haben wir also doch einmal ein sicheres und vollkommenes Werk erhalten?

Biblioth. Nichts minder. Selbst dieses Werk ist seitdem öfters übersehen, kritisiret, und in Verbesserung genommen worden. Baronnius selbst erkannte bei Ausarbeitung seiner Jahrbücher, daß er nicht nur viele Fehler im Martyrologium stehen gelassen, sondern selbst aus Vorurtheil, oder Mangel der Aufmerksamkeit viele neue Fehler hinzugethan.

Prisz. Da haben wir's! Wer hätte das vom Baronnius glauben sollen?

Biblioth.

Biblioth. Es ist richtig, und von den gelehrtesten Männern unwidersprechlich bewiesen worden, daß er viele Heilige stehen gelassen, deren einige der Ketzerei verdächtig, andere offenbare Ketzer gewesen, daß er zweifelhafte Heilige denen vorgezogen, deren Heiligkeit nie bestritten worden; daß er alle Päpste, von welchen er einige Lobsprüche angetroffen, ja sogar Gegenpäpste in sein Martyrologium genommen, und viele andere, die kein Zeichen einer Verehrung hatten, eigenmächtig unter die Heiligen versetzet. Kein Tag ist beinahe ohne Fehler. Bolandus, Henschenius, Pabebroch und seine Gehilfen haben zwar das Fehlerhafte bereits zum größten Theil angemerket. Noch bei Lebzeiten des Baronnius machte Latino Latini von Viterbo viele und wichtige Verbesserungen, welche aber erst im Jahre 1677 in Rom zum Vorschein kamen. Auch Holstenius lieferte anno 1663 Verbesserungen der Baronnischen Arbeit. Philipp Ferrari General der Serviten ließ auch im Jahre 1625 ein Register der Heiligen drucken, um das zu ersetzen, was im römischen Martyrologium nicht befindlich ist. Allein sowohl mit diesem Werke,

als mit seiner 16 Jahre vorher geschriebenen Topographie des Martyrologiums hat er in Ansehung der Richtigkeit und Genauigkeit wenig Ehre aufgehoben. Man sieht vielmehr (sagt Baillet) daß er das wenige, was er zu wissen geglaubt, sehr schlecht gewußt habe.

Prisz. Tausend hinein! die Serviten haben sonst wackere Leute gehabt.

Biblioth. Besonders hatten sie einen wackeren Mann an Paul Sarpi.

Prisz. O! den kenne ich dem Namen nach; hat eine Geschichte von dem Kirchenrath zu Trient geschrieben; unser Quardian hat sie erst vor etwelchen Tägen einem jungen Geistlichen weggenommen, und ihm dafür zu Mittag Wasser und Brod gegeben. Aber sagen sie mir, ist dann ein Unterschied zwischen Martyrologien und Menologien?

Biblioth. Dieser bediente man sich in der griechischen Kirche; und sie haben die meiste Aehnlichkeit mit den Martyrologien der latei-

nischen Kirche. Auch die Griechen hatten ihre Passionalen oder Leidensgeschichten der Martyrer, ihre Synaxarien oder registrirte Geschichten der Heiligen, die am Tage der Synaxis oder der Versammlung abgelesen wurden; ihre Menäen, oder Auszüge aus den Geschichten der Heiligen. Einige wollen für den ersten Verfasser derselben den heiligen Johannes von Damaskus halten; mit mehrerem Grunde aber glaubt man, daß das älteste griechische Synaxarium und Menologium unter dem Kaiser Basilius dem jüngeren Porphyrogeneta genannt; der im Jahre 1025 gestorben, herausgekommen sey.

Prisz. Griechisch kann ich nicht ein Wort lesen, zu geschweigen daß ich es verstünde; da machen sie sich also keine Mühe, Herr Bibliothekar! mir viel von griechischen Legenden vorzusagen.

Biblioth. Die griechischen Menäen und Menologien wurden auch in Ansehung der Lebensbeschreibungen der Heiligen nach sehr schlechten Mustern gesammelt. Die abgeschmacktesten Fabeln,

beln, offenbare Widersprüche, Dinge wider die Reinigkeit und Heiligkeit der Religion, und wider die guten Sitten, den Heiligen selbsten in Mund gelegte Zweideutigkeiten und Lügen sind herrschend darinn. Belieben sie da die venezianischen Ausgaben von 1525 und 1639 in sechs Bänden in Folio anzusehen.

Prisz. Aber um Gotteswillen! was thäte ich denn mit diesen 6 Bänden. Auf meine Ehre! ich kenne nicht einmal das griechische A, B, C.

Biblioth. Wir haben Uibersetzungen vom Peter Arkudius, welche der Abt Ughelli im sechsten Bande seines Werkes Italia sacra; vom Kardinal Sixlet, welche Kanisius im anderen Bande seiner lectionum antiquarum drucken ließ. Auch Rader ein deutscher Jesuit, welcher verschiedene Histörchen aus den griechischen Menäen zog, machte sich anheischig, eine Uibersetzung zu liefern; allein dieses Vorhaben wurde durch seinen Tod vereitelt.

Prisz. Requiescat in pace. Ich bin froh, daß nichts daraus geworden, so erspare ich das Lesen. Zwar ich hätte sie ohnehin nicht gelesen, nachdem ich nun die Beschaffenheit weis, die es mit den griechischen Menologien hat.

Biblioth. Simeon Metaphrastes hätte in Zeiten eines besseren Geschmackes leben sollen. Das wäre ein Mann gewesen, die Menologien zu entlarven. Er hatte Witz, Beredsamkeit, und Wissenschaft.

Prisz. Wer war der Metaphrastes, und wo lebte er?

Biblioth. Er erschien unter Kaiser Leo dem Weisen dem Sohn und Nachfolger Basilius des ersten; war zu Konstantinopel gebohren, aus einer ansehnlichen Familie, und mit vortreflichen Natursgaben versehen; weßwegen er auch die vornehmsten Stellen des Reiches, und sowohl das Amt eines Oberhofmarschalls, als jenes des ersten Finanzministers bekleidete, und arbeitete an den Lebens-

beschreibungen gegen das Jahr 912, welches das erste der Regierung des Konstantinus Porphyrogenetta ist.

Prisz. Damal muß es zu Konstantinopel noch schlechter um das Finanzwesen, als jetzt ausgesehen haben. Beim Hofmarschallamte muß es weiter auch nicht viel zu arbeiten gegeben haben, weil der Herr Hofmarschall und Finanzminister sich auf's Legendenschreiben verlegt hat.

Biblioth. Das war nur seine Erholungsarbeit, die er zuweilen zwischen seinen Geschäften vornahm.

Prisz. Nein, das schwöre ich; hätte ich nicht das Gelübd gemacht, aus Unterhaltung schrieb ich gewiß keine Legende. Sagen sie mir aber nur; ist etwas brauchbares von ihm vorhanden; oder ist etwa an seiner Arbeit auch nichts richtiges?

Biblioth. Er sammelte vor allen eine Menge Lebensbeschreibungen; die er für gut hielte,

ließ

ließ er unverändert, bei den übrigen aber verbesserte er die Schreibart; machte vielen Heiligen eine Lebensbeschreibung aus seinem Kopf, und nach seiner Einbildungskraft; ja er gab Regeln, wie man den Lügen mit einer Wahrscheinlichkeit das Ansehen der Bescheidenheit geben könne, dergestalt, daß man glauben sollte, er habe Lehren der Dichtkunst vortragen wollen. *

Prisz. Das ist wieder eine saubere Arbeit.

Biblioth. Die Griechen erhoben diese Arbeit doch mit Lobsprüchen, und sowohl griechische, als unsere Legendenschreiber sind in ihren Arbeiten getreue Metaphrastes geworden; denn Metaphrastes bedeutet einen, der übersetzet, und zugleich Zusätze macht. Allein Baronnius, Aubertus Miräus, Jakob Loppin, Thomas Ruinart, Tillemont haben bewiesen, daß das, was man an Metaphrastes loben will, in Betrachtung mit dem, wie er der Wahr=

* Surius act. d. 20 Iul. p. 248.

Wahrheit geschadet, gänzlich hinwegfalle. Hören sie nur, was der Jesuit und Kardinal Bellarmin von ihm sagt: * Metaphrastes hat vieles aus seinem Kopfe zu den Geschichten des Lebens der Heiligen hinzugethan, und die Begebenheiten erzehlet, nicht wie sie wirklich vorgegangen, sondern wie sie hätten vorgehen können. Die Reden, welche er die Martyrer halten ließ, die Gespräche, die Streitigkeiten mit ihren Richtern und Verfolgern, die zahlreichen und wunderwürdigen Bekehrungen der Heiden, die umher stehen, die unerhörten Wunderzeichen, und soviele andere Sachen, wovon wir in den alten Schriftstellern der Kirchengeschichte nichts antreffen, sind alles seine eigene Erfindung. Sehen sie! so redet ein Jesuit! habe ich ihnen nicht versprochen, auch noch aus Jesuitenbüchern das Verdächtige und Unrichtige der Legenden darzuthun?

Prisz.

---

* De Script. eccles. an. 850.

Prisz. Ich bite sie; schweigen sie mir von den griechischen Menologien; ich will die übrigen gar nicht nennen hören. Sie werden alle nach dem griechischen Geschmacke, hiemit um nicht viel richtiger seyn. Wir sind einmal in der lateinischen Kirche, und ich bin zufrieden, wenn sie mir in dieser etwas ganz verläßliches geben können; denn bisher habe ich auch von den Legendenschreibern der lateinischen Kirche noch nichts vollkommen sicheres gehöret.

Biblioth. Unter dem, was die Schriftsteller der lateinischen Kirche seit dem neunten Jahrhundert geliefert haben, war das berühmteste in Versen unter dem Titul: Triumph der Martyrer und Bekenner der lateinischen oder abendländischen Kirche in 15 Büchern besungen von dem berühmten Flodoard Kanonikus zu Rheims.

Prisz. Fünfzehn Bände; da habe ich genug zu lesen.

Biblioth. Ich kann ihnen keinen Band davon geben; denn wir haben ihn nicht. Man will

will wissen, daß es in der Bibliothek der grossen Kirche zu Trier aufbehalten wird, und sich davon eine Abschrift in der Kirche der Karmeliter Dehaux zu Paris befinde.

Prisz. Deßwegen reise ich weder nach Trier, weder nach Paris.

Biblioth. Der Auszug, welchen Don Thiery daraus gemacht, und welchen uns du Pin geliefert hat, * zeiget, daß Flodoard mit falschen Nachrichten reichlich versehen war.

Prisz. Ich habe es schon gesagt, daß ich darum weder nach Trier, weder nach Paris reise. Das gieng noch ab, daß man um Lügen eine so weite Reise machen solle.

Biblioth. Gegen das End des eilften Jahrhunderts machte sich durch seine Werke über die Leben der Heiligen Goszelin beliebt, ein Mönch aus der Abtei St Bertin zu St. Omer in Artois. Er war ganz Metaphrastes.

Prisz.

---

* Hist. eccl. 10. siecl. p. 331.

Prisz. Still! ich habe schon genug.

Biblioth. Es sind auch die meisten seiner Werke nicht mehr vorfindig.

Prisz. Ist gar kein Schade darum.

Biblioth. Ein deutscher Mönch Zisterzienserordens Cäsarius von Heisterbach, ein frommer, aber unwissender, und bis zur Ausschweifung leichtgläubiger Mann, * welcher zur Zeit des Kaisers Friederich des anderen gestorben, hat gleichfalls Lebensbeschreibungen der Heiligen, und zwölf Bücher oder Gespräche von Wundern und wunderbahren Geschichten geliefert. Seine Arbeit ist eine Sammlung lauter Märchen.

Prisz. Einen anderen, einen anderen bitte ich mir aus.

Biblioth. Vinzenz von Beauvais ein Jakobiner aus Burgund, welcher anno 1264 starb, und

* Baillet Abh. pag. 597.

und die Kronik des im Jahre 1227 verstorbenen Zisterzienermönchs Helinand benützte, schrieb mit dem nämlichen Mangel der Einsichten, wie sein Vorgänger; und zu Ende desselben Jahrhunderts kam die güldene Legende des Jakobs von Varase oder de voragine heraus.

Prisz. De voragine? das ist ein wunderlicher Name.

Biblioth. Er war zu Varraggio einer kleinen auf den Küsten von Ligurien gelegenen Stadt zwischen Genua und Savona gebohren. Man nannte ihn aber lieber de voragine als de varagine, weil vorago ein Schlund in Rücksicht auf ihn bedeutender war. Er war Generalvikar der Dominikaner, und nachhin Erzbischof von Genua.

Prisz. Also der hat einmal eine Arbeit geliefert, die verdient hat, die güldene Legende genannt zu werden.

Biblioth. Hierüber muß ich ihnen wieder aus meinen Notaten lesen, dergleichen ich bei jeder Bücherschranke einige einlege. Wizellus ein deutscher und katholischer Schriftsteller, der auch vieles gegen Luther geschrieben, sagt von dieser güldenen Legende: **Ein blinder könne von der Abbildung urtheilen, die Voragine von seinen Heiligen macht; dieser Legendenschreiber hat zu viele Fabeln in sein Werk eingemischt, und sey deßwegen auch bei allen vernünftigen Leuten in Verachtung gekommen.** * Der berühmte Vives ein Spanier von Geburt, ein Mann von grosser Einsicht und gereinigtem Geschmacke, der 1537 zu Brügge starb, giebt folgendes Urtheil: Was man die güldene Legende nennt, ist eine den Heiligen und einem jeden Christen sehr unanständige Sache. Ich weiß nicht, warum man sie gülden nennet, da sie doch von einem Menschen geschrieben ist, der nothwendig einen eisernen Mund,

* Hagiologia. præf.

und ein bleiernes Herz muß gehabt haben. Ach! wie schädlich ist es für uns Christen, daß man unter uns die schönen Thaten unserer Heiligen nicht mit mehrerer Wahrheit und Richtigkeit beschrieben. * Der eben so berühmte Klaudius Espenzäus väterlicher Seite aus dem Hause Beauvau, und mütterlicher Seite aus dem Hause Ursini von Neapel, der auf der Kirchenversammlung zu Trient war, und 1571 starb, sagte von der güldenen Legende; **sie sey eigentlich nichts, als eine Legende der Lügen.** So urtheilte auch Johann Hessel Professor auf der Universität Louraine, der ebenfalls auf der Kirchenversammlung zu Trident war. Bellarmin nahm den Verfasser der güldenen Legende nicht einmal in das Register der Kirchenschribenten. Selbst Baronnius, der des Voragine Parthei nahm, um sein eigenes Martyrologium nicht um den Werth zu bringen, konnte gegen so richtige Urtheile nicht aufkommen.

Prisz.

---

* l. 2 de con. act. ad fin.

Prisz. Bei dieser goldenen Legende ist also sehr schlechtes Gold, und viel Zusatz. Höre ich denn aber nicht bald etwas, was gewichtiger wäre?

Biblioth. Peter Kalo von Chiosa und Bernard Guidonis oder von Guy aus der Gegend Limoges Bischof zu Tuy in Gallizien, und hernach zu Lodeve in Languedok zween Dominikaner des vierzehenten Jahrhunderts waren nur Sammler der Lebensbeschreibungen der Heiligen; und hiemit können sie auf ihre Werke aus meinen bisherigen Bemerkungen schliessen. Sodann aber kam Peter Natalis Bischof von Equilia ein Venezianer mit seiner Geschichte der Heiligen im Jahre 1372 daher, woran er noch als Pfarrer arbeitete. Espenzäus fand in diesem Werke mehr Fabeln und Possen, als Mist in dem Stalle des Augias * gewesen. Peter Natalis hat sogar Heilige aus dem alten Testamente aufgesucht, die niemals von der Kirche verehret worden; selbst von Ketzern hat er

* in 2 Thimoth.. 4 n. 21.

Martyrer und Bekenner hergeholet, dergestalt, daß sein Werk sogar für gefährlich angesehen wird. * Gewissenhafter hatte freylich Bonin Mombrice ein Mayländer zur Zeit Papst's Sixtus des IV. geschrieben. Nur trieb er leider aus Hochachtung für das Alterthum seine Gewissenhaftigkeit so weit, daß er auch die gröbsten Fehler und die unsichersten Urkunden beibehielt.

Prisz. Was wird denn das noch werden? Ich habe ja noch nicht ein einziges verläßliches Buch, an welches ich mich sicher halten könnte.

Biblioth. Nur Geduld! ich habe auch geduldig ihre Erscheinungen und Entzückungen angehöret. Le Fevre aus Etaples einer kleinen Stadt in der Niederpikardie machte sich mit Hilfe der schönen Wissenschaften und der Mathematik gegen die damaligen philosophischen und theologischen Sophisten, und auch gegen die Legende. Er ließ schon den ersten Band, wel=

* Baillet. Abh. §. 39.

welcher die Martyrer des Monats Jänner enthielt, unter dem Titul agones Martyrum im Jahre 1525 drucken. Er litt aber hier über so viele Verfolgungen, daß er kümmerlich noch das Glück erhielt, nach genommener Zuflucht zur Königin von Navarra im Jahre 1537 als ein ehrlicher Katholik sterben zu können. *

Prisz. Das ist ein schlechter Lohn für einen, der doch einmal eine ehrliche Legende herausgeben will. Das wird gewiß andere abgeschrecket haben. Hierauf lasse ich mich nicht ein; eher würde ich um Dispensazion von meinem Gelübde einkommen.

Biblioth. Zu eben der Zeit hatte eine gleiche gute Absicht in Spanien Antonius von Lubrixa oder Nebrissensis. Allein auch dieser hatte Hinderniße erfahren, und die nach seinem Tod gemachte Sammlung seiner Arbeiten, die 1527 zu Logrono in Druck kam, enthielt nichts, dann Abschriften der Urkunden der Martyrer mit Verbesserungen und Randgloßen, welche aber

* Baillet §. 41.

aber eben wegen sovieler Hinderniſſe den Werth einer verläßlichen Unternehmung nicht erreichen konnten. Ein anderer Spanier Johann Maldonat Großvikarius des Biſchofs zu Burgos in Altkaſtilien machte auch eine Sammlung von Lebensgeſchichten der Heiligen im Jahre 1530. Er ſelbſt erkannte aber, daß es einer Verbeſſerung bedarf, wie er dann auch wirklich einiges verbeſſert hat. Georg Wizelius von Fulda, der ſich gleichfalls vor den Fabeln und Thorheiten der goldenen Legende verwahren wollte, bekannte ganz aufrichtig bei ſeiner Geſchichte der Heiligen unter dem Titul Hagiologium, welches im Jahre 1541 gedruckt wurde, daß es ihm an Büchern und anderen nöthigen Hilfsmitteln zur glücklichen Ausführung ſeines Unternehmens fehle.

Prisz. Ich werde wohl vielleicht noch zuletzt ein gleiches Bekenntniß machen müſſen.

Biblioth. Aloiſius oder Ludwig Lipoman ein Italiener Biſchof zu Verona, und nachhin zu Bergamo, den der Papſt bei der Kirchenverſammlung zu Trident ganz wohl benützte,

wuß-

wußte zu seiner Sammlung von allerhand Lebensbeschreibungen schon Hilfsmittel zu finden. Um sein Werk zu vergrössern, ließ er die Lebensbeschreibungen des Metaphrastes, und die, welche unter dessen Namen bekannt sind, übersetzen.

Prisz. Sobald ich was vom Metaphrastes höre; so hab ich schon genug.

Biblioth. Der erste Band seiner Arbeit kam 1551, und der achte nach seinem im Jahre 1559 erfolgten Tode heraus.

Prisz. Meinetwegen. Das Muster Metaphrastes ist alles, was einen Legendenschreiber bei mir schon jetzt auf immer aus dem Kredit bringet.

Biblioth. Ich wette; sie werden entweder ein stattlicher Legendenschreiber, oder gar keiner.

Prisz. Ich gestehe ihnen, wenn ich das Gelübd nicht gemacht hätte; so gäbe ich recht gern schon jetzt das ganze Legendenschreiben auf. Ich be-

bekomme ja zum Plunder beinahe gar nichts, was mir zu einem verläßlichen Muster dienen könnte.

Biblioth. Weil sie schon den Namen Metaphrastes gar nicht hören können; so werde ich mit dem Surius auch keine Ehre aufheben.

Prisz. Ist das wieder ein Metaphrastes?

Biblioth. Verschiedene nennen ihn den Metaphrastes der Lateiner; ja Wangnerek und Allatius sagen; er habe es ärger gemacht, als Metaphrastes. * Sogar Baronnius beschweret sich über die Willkur des Surius: Was hat Surius anderes gethan (schreibt Roswcida **) als daß er das Ansehen seiner Urschriften vernichtet, indem er ihnen ihre erste Gestalt und natürliche Schreibart genommen, unter dem Vorwande ihnen das rauhe und unschlachtige

---

* Zeiler Hist. T. I. P. 2 p. 234.

** Præf. fast.

ge zu benehmen, und sie besser auszupu-
tzen. Er hat die historische Wahrheit in
vielen Stellen geschwächt, denen er einen
falschen und fremden Sinn gegeben, weil
er sie nicht verstanden. Die Kunst hat
in diesem Falle die Natur verdorben.
Wozu nützt uns die Annehmlichkeit der
Schreibart, wenn sie uns den Reiz der
Wahrheit entzieht, und dasjenige ver-
stecket, woran uns am meisten gelegen,
es nach der Natur zu kennen.

Prisz. Wer war er denn?

Biblioth. Ein Kartheuser, der sich zu Köln
aufhielt. Er war von Lübek gebürtig, und
starb 1578. Eigentlich geht das, was er
geschrieben hat, nur bis auf den Monat Ju-
nius in sechs Bänden. Seine Stelle wurde
durch Jakob Misander einen Kartheuser aus
eben dem Orte ersetzet; dieser lieferte den sie-
benten Band, worin den später eingelangten
Stücken ihr Ort in den sechs ersten Bänden
angewiesen wird: und starb im Jahre 1589.
Nach dem Tod des Misanders wollte nun alles

den

den Surius ergänzen, oder vermehren, * oder das vorhandene ins Kurze bringen, ** oder es endlich in der Mutterſprache brauchbarer machen. Einige hierunter ſchreiben mit weniger Freyheit, als Surius und gewiſſenhafter. Allein die Quellen waren ſchon immer unlauter, und auch die mit ehrlichſter Bemühung herausgegebenen Legenden wurden von Buchdruckern und Verlegern ſelbſten mit Märchen angefüllet, wie ſich Heräus darüber bei ſeiner letzten Ausgabe beſchwerte.

Prisz. Bei meinem Gelübde wird mir immer bänger.

Biblioth. Im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts trat ein Jeſuit Heribert Rosweida in Utrecht auf.

Prisz.

---

* Worunter von Unbenannten eine vermehrte Ausgabe in Köln im Jahre 1618 herauskam.

** Zacharias Lipyelow aus Antwerpen, ein Kartheuſer zu Köln, und Franz von der Haer von Utrecht Kanonikus zu Löwen Hareus genannt. Das Werk Lippelovs, welcher ſehr jung ſtarb, machte Kornelius Graſſius ein Kartheuſer mit Zuſätzen bekannt.

Prisz. Bravo! der wird also einmal was geliefert haben, was man sich zum Muster nehmen kann.

Biblioth. Nach dem Entwurf, den er gemacht hatte, sollte das Werk aus 16 grossen Bänden, und noch dazu aus einem anderen mit kritischen Anmerkungen, und aus einem mit Registern bestehen. Zur Probe, und um der Welt von dem Werthe seines Unternehmens einen Vorgeschmack zu geben, ließ er 1604 Jahrbücher der Heiligen, deren Lebensbeschreibungen er in den Bibliothecken der Niederländer in Handschriften gefunden hat, wie auch vorgefundene gerichtliche Urkunden von dem Tod des Martyrers Tarokon und seiner Mitgenossenen drucken. Allein er wurde vom Tod übereilt, weil er bei seinem Martyrologium, seinem Leben der Väter aus der Wüsten, seiner niederländischen Legende, seiner Kirchengeschichte, und vielen anderen Werken seine Kräften erschöpfet hat; folglich auch ein so grosses Unternehmen niemal hat ausführen können, zu welchem nach Meinung des Bellarmins eine Lebenszeit von 200 Jahren kaum zureicht.

Prisz.

Prisz. Zweyhundert Jahre? Da darf ich mein Gelübd gleich aufgeben; so lange lebe ich gewiß nicht.

Biblioth. Bleiben sie nur noch. Da sehen sie die Bollandisten in der Reihe hinauf stehn.

Prisz. Um des Himmels willen! das sind ja bei 50 Tom. Wer wird diese alle lesen? Auf meine Ehre! ich getraute mir nicht, sie vor fünf und zwanzig Jahren auszulesen. Wann würde ich hiernach mit meiner Legende fertig? — Wer sind denn diese Bollandisten, und warum nennt man sie so?

Biblioth. Bollandus ein Jesuit fieng zu Antwerpen im Jahre 1630 diese Arbeit an, um die Unternehmung des Rosweida auszuführen.

Prisz. Und der lebt noch?

Biblioth. Wie kann ihnen dieses beifallen?

Prisz.

Prisz. Weil Bellarmin zweyhundert Jahre zu einer solchen Unternehmung fodert.

Biblioth. Er machte nur den Anfang, führte deßwegen einen Briefwechsel durch ganz Europa, um die nöthigen Hilfsmittel aus allen Bibliothecken, Kartausen, und Kabineten zu erhalten.

Prisz. Wenn aber daselbst überall so viel unrichtiges und unverläßliches war, hat er es richtig und verläßlich machen wollen?

Biblioth. Er entdeckte gleich, daß Roswei= da viele Urkunden für ächt angegeben, die nichts, als verdorbene Abschriften und Zusätze waren, und machte sich über die Untersuchung und Prüfung alles dessen, was ihm einge= schickt wurde.

Prisz. Viel Glück! werden wohl auch über seine Prüfungen wieder von anderen eben so Prüfungen gemacht worden seyn. Lieber Gott! ein einziger Mensch —

Biblioth. Erlauben sie mir — Er sah selbst ein, daß dieses seine Kräfte übersteige. Er bekam auch im Jahre 1635 den Pater Gottfried Henschenius zum Gehilfen. Im Jahre 1641 kam schon der Monat Januarius in zween starken Bänden heraus.

Prisz. Ist es für ein verläßliches Werk von allen Verständigen erkannt worden?

Biblioth. Man tadelte sogleich, daß ungewisse Stücke nicht hinweggelassen, um sich keine Händel zuzuziehen; daß er viele Neigung gegen die gemeineren unrichtigeren Uiberlieferungen bewiesen; und daß die ungeheure Grösse des Werkes einstens der gelehrten Welt zur Last gereichen würde. Es wurden auch bald Fabeln entdecket, und eingestanden, die Bollandus genau nachgeschrieben hat, wie sie ihm vor's Gesicht kamen.

Prisz. Das habe ich mir ja eingebildet; und doch haben sie weiter geschrieben?

Biblioth.

Biblioth. Der Monat Februarius erschien in drey Bänden im Jahre 1658. Zwey Jahre hernach wurde Pater Daniel Papebroch ihr Gehilf. Dieser machte mit dem Henschenius eine Reise in Italien und Frankreich, um einen Vorrath an Handschriften und Nachrichten zusammzubringen. Im Jahre 1665 starb Bollandus; und selbst er gab noch zuletzt seinen Gehilfen den Auftrag, dasjenige in seinem Namen zu widerruffen, was er selbst würde widerruffen haben; und das übrige nach ihren Gutachten zu verbessern.

Prisz. Da haben wir's. Wenn man die ungeheuren Bände gelesen hat, sodann kömmt erst die Widerruffung und Verbesserung, und hierauf wieder eine Verbesserung, und zuletzt ist doch nichts verläßlich.

Biblioth. Der Monat März in drey Bänden lag schon im Jahre 1668 zum Druck fertig. Der Monat April in drey Bänden im Jahre 1675. Zum Monat May bekamen sie den Pater Daniel Kardon zum Gehilfen, welcher aber bald starb, und durch den Pater Kon-

rad

rad Janning ersetzet wurde, so wie der Henscheenius, der im Jahre 1681 starb, schon in seiner Krankheit den Pater Franz Baert zum Gehilfen hatte. Nach dem Tod des Henschenius war Papebroch das Haupt der Unternehmung. Vom Monate May kamen also die ersten drey Bände im Jahre 1680; der vierte und fünfte im Jahre 1685; der sechste und siebente im Jahre 1688.

Prisz. Ich bitte sie um alles in der Welt; nennen sie mir keinen Monat; keinen Gehilfen, und nicht so viele Bände mehr. Ich sehe sie da alle vor mir stehen, habe weder Zeit weder Lust, sie zu lesen; und glaube gern, daß die Bollandisten alles zusammgebracht haben, was sie nur immer haben zusammbringen können. Aber dieses macht eben noch nicht in Ansehung der Verläßlichkeit alles aus; sondern es wird einem vielmehr schwerer, aus so vielen gesammelten Nachrichten das Wahre heraus zu finden. Das ist noch ärger, als wenn man alle Zeitungsblätter zusammschreiben, und abdrucken ließ.

Biblioth. Ich muß ihnen bekennen, daß auch deßwegen die Geschichte der Martyrer der ersten Jahrhunderte, welche im Jahre 1689 zu Paris Don Thierry Ruinart ein Benedikti-ner der Kongregazion des heiligen Maurus mit gelehrten Anmerkungen herausgegeben; mehre-ren Beifall erhalten hat.

Prisz. Ich bedürfte aber nicht nur von Martyrern der ersten Jahrhunderte, sondern von Beichtigern, Einsiedlern und allen Heili-gen eine kurzgefaßte richtige Geschichte, die ich zum Muster nehmen könnte.

Biblioth. Mein lieber Priszilian! denken sie nur zurück auf die Hauptursachen, die ich vor-hin angezeiget habe, warum wir etwas gar verläßliches nicht haben können. Ich will ih-nen spanische Legenden geben.

Prisz. Was soll ich mit den spanischen Legenden thun. Ich verstehe kein Wort spanisch.

Biblioth. Sie sind ja übersetzt. Die Spanier liebten diesen Titul der Legenden: **Ausbund der Heiligen.**

Prisz. Der Author solle lieber ein Ausbund seyn.

Biblioth. Die meisten spanischen Legenden sind nichts, als eine Sammlung falscher Urkunden, und anderer verdächtiger Stücke. Ich versichere sie, daß, ob man gleich des Kochems Legende für das dümmste hält, doch Ribadeneira den Kochem in der dummen, plumpen, und fabelhaften Schreibart weit übertreffe.

Prisz. Und auf den Ribadeneira habe ich alles gehalten.

Biblioth. Mit französischen Legenden werde ich auch nicht aufwarten dürfen?

Prisz. Ich verstehe vom französischen auch nichts.

Biblioth. Die Arbeiten des Tillemonts, und mehrerer Franzosen, welche die Erbauung der Seelen mehr, als sonderbare Begebenheiten und Wunder zur Absicht nahmen, sind gewiß nützlicher zur Lesung, als so viele andere Legenden, die mit Mirakeln, Erscheinungen, Entzückungen, und dergleichen Fabeln das Gehirn einnehmen, oder wohl gar zu fanatischen Handlungen Anlaß geben, worunter unsere deutschen Volkslegenden vorzüglich gehören.

Prisz. Was thue ich denn also jetzt?

Biblioth. Was sie wollen.

Prisz. Das Wollen wäre ein leichtes; aber das Ausführen.

Biblioth. Wenn sie ihrem Gelübde, und dem ihnen vom heiligen Dionis gegebenen Befehle nachkommen wollen; nun so müssen sie doch alle schon gelieferte Arbeiten über die Geschichten der Heiligen lesen, solche zusammhalten, das Beste und Wahrhafteste heraussuchen, und

sodann gleichwohl ihre Legende zu schreiben anfangen.

Prisz. Wenn das nur nicht so eine Menge Bücher wäre.

Biblioth. O! die sind noch nicht alle. Wenn sie (wie sie mir doch sagten) das Leben eines jeden Heiligen schreiben wollen; so müssen sie wissen, daß der Orient und der Occident, Portugal und Spanien, Frankreich und Wälschland, England und Deutschland, und jede Provinz ihre besondere Heiligen, und ihre besondere Legendenschreiber habe. Weiters haben wir besondere Legenden von Weltpriestern, von Ordensleuten, und zwar von einem jeden Orden insonderheit; von heiligen Jungfrauen, heiligen Weibern, heiligen Wittfrauen, heiligen Jünglingen, heiligen Ehemännern, heiligen Regenten, heiligen Hofleuten, heiligen Soldaten, heiligen Magistratspersonen, heiligen Theologen, heiligen Advokaten, heiligen Aerzten, heiligen Künstlern, heiligen Bürgern, heiligen Bauern, Dienstboten, und Hirten, und so weiter — diese müs-

sen sie alle durchgehen, bevor sie eine Feder ansetzen. Soll ich ihnen die Verfasser alle daher nennen, und diejenigen Werke vorzeigen, die wir hievon in der Bibliothek haben; ich nenne sie zwar nicht alle gern daher, weil man unschickliche Bücher durch Benennung nur bekannt macht.

Prisz. Nein, nein! machen sie sich keine Mühe. Jetzt glaube ich's dem Bellarmin, daß man zu einer vollständigen Legend zweyhundert Jahre braucht. Wie wäre es, Herr Bibliothekar! wenn ich standweise schriebe? und in dem ersten Theile die heiligen Advokaten liefer-te? Ich glaube, hierüber würde ich mit dem Lesen und Schreiben am geschwindesten fertig seyn.

Biblioth. Sie irren sich; Roberti hat 50 heilige Rechtsgelehrte zusammgebracht.

Prisz. Das ist unmöglich; ich habe in meinem Leben nur vom heiligen Ivo gehöret.

Biblioth. Sehen sie, wie nothwendig es ist, daß sie alles lesen, was in den bisher geschriebe-

nen

nen Geschichten von diesen 50 Advokaten vorkömmt.

Prisz. Mein Gelübd werde ich ja doch nicht etwa nur im Schlafe, oder im Taumel gemacht haben?

Biblioth. Mir scheinet es wohl. Sie können mir diese Meinung um so weniger übel ausrechnen, da sie mir so freymüthig gestanden, daß sie bei der Tafel dem Oedenburgerausbruch zu viel gethan haben. Nach der Tafel wird wohl auch wieder seyn getrunken worden?

Prisz. Kann's nicht laugnen; Wein war immer bis auf den Abend genug und gut vorhanden, und da geht so ein Glas nach dem andern im Diskurse unter guten Freunden hinein, daß man es selbst nicht merkt.

Biblioth. Nun zweifeln sie gar nicht mehr, daß diese Exzesse mit den Vorstellungen in Gährung kamen, von welchen ihre Phantasie durch die Legende schon überspannt war, und daß

hie=

hiedurch ihre Erscheinung, ihre Entzückung, und ihr Gelübd hervorgebracht wurde. Ich wette, daß sie, wie sie erwachten, sich auf den Boden liegend fanden, und nachhin aufknieeten, auch dieses noch im Schlafe und Taumel geschehen.

Prisz. Ich muß es bekennen, frei bin ich nicht geknieet, sondern ich lehnte knieend am Bette mit darauf geneigtem Kopf, so wie es mir öfters beim Lesen geschieht, daß der Kopf auf dem Buch liegt; aber das weis ich gewiß, daß die Hand noch mit denen zum Gelübd aufgehobenen Fingern auf dem Polster ausgestreckt lag, wie der Frater Portner zu mir kam.

Biblioth. Das beweiset eben, daß sie im Schlafe und Taumel Hand und Finger auf den Polster hingestrecket, und sich ungezweifelt werden bemühet haben, wieder in das Bett zu kommen; wozu sie aber noch nicht genug Kraft und Gegenwart hatten, folglich in dieser Stellung lehnen blieben.

Prisz. Sie sind ein gelehrter, ein einsichtsvoller, und gewissenhafter Mann, und hätten nichts davon, wenn ich wegen eines nicht erfüllten Gelübdes zum Teufel führe. — Sie bringen mich wirklich dahin, daß ich auf mein Gelübd nicht mehr viel halte.

Bibliorh. Ich schätze mich und sie glücklich, wenn sie nichts mehr darauf halten, so wie auch nichts darauf zu halten ist.

Prisz. Nun, ich folge ihnen; ich will expresse nichts darauf halten, und lasse das ganze Legendenschreiben stehen. Der Plunder möchte soviel unverläßliches Gezeug lesen; wornach man zuletzt nicht wüßte, wie man daran ist. Ich habe mich aber doch zu bedanken für die erstaunliche Geduld und Mühe, die sie mit mir gehabt haben, bis sie mir so vieles gezeigt, und erkläret haben.

Bibliorh. Sie sind mir keinen Dank schuldig; ich danke ihnen vielmehr, daß sie mir nach meinem Wunsch Gehör gegeben, und den Gedanken vom Legendenschreiben so geschwind ha-

haben fahren lassen, womit sie sich selbst und anderen gewiß den besten Dienst erweisen. Sollte sie noch jemal der Gedanke anwandeln, eine Legende zu schreiben; so müssen sie mir doch sodann die Werke des Launoi, die sie hier sehen —

Prisz. Schon wieder 15 Bände —

Biblioth. Nur das, was er von Heiligen geschrieben, sollen sie mir lesen. Dieses wird sie vollkommen heilen; denn Launoi ist der, welcher die Lebensbeschreibungen der Heiligen, und ihre Verfasser recht zu mustern gewußt hat. Da vergeht ihnen gewiß der Geschmack an Legenden auf immer; und sie werden die Heiligen selbst auf eine geringere Anzahl zu bringen lernen, als die Zahl derselben bei den Legendenschreibern ist.

Prisz. Seyn sie unbesorgt über meinen Vorsatz, keine Feder an eine Legende in meinem Leben anzusetzen. Ich habe diesen Vorsatz, Gott sey Dank! jetzt nüchtern gemacht, und ich halte ihn gewiß.

Biblioth.

Biblioth. Mein lieber Pater Priszilian! Eine gute Legende ist schon recht, zum Beispiel, wenn darinn mit Hinweglassung alles Ungewissen, und noch mehr der Fabeln angeführet wird, wie dieser oder jener Heilige die Pflichten gegen Gott, gegen sich selbst, gegen seinen Nebenmenschen, die Pflichten seines Standes und Amtes nach den natürlichen Gesetzen, und nach der evangelischen Lehre zu erfüllen bemühet war, und wie wir ihm hierinn nachahmen sollen. Eine solche Legende ist erbaulich und nützlich.

Prisz. Also auch von Mirakeln nicht viel?

Biblioth. Wunder sind noch kein sicherer Beweis der Heiligkeit. Das sollen sie ja aus de3 Evangelisten Matthäi siebentem Kapitel 22tem Vers wissen. Petrus Damianus zeiget gar schön, * daß es eine Heiligkeit ohne Wunder gebe, und daß ein heiliges Leben über die Wunder vielen Vortheil habe; weil es ein nützliches Beispiel zur Nachfolge giebt, da die Wun-

* Epist. 19. l. 1. n. 14. vita d. Loric.

Wunder nichts als Bewunderung erwecken. Ja ich behaupte, daß mehr Nutzen und Erbauung beim Volk durch Anführung der Fehler, welche die Heiligen als Menschen an sich gehabt haben, als durch Anführung übertriebener Wunder verschaffet werden könne, weil hierdurch nicht nur der wahre Begriff von den Pflichten gegen Gott, die zwar nie eine Entehrung Gottes, aber auch nie eine den Pflichten gegen sich und seinen Nebenmenschen; und überhaupt keine der gesunden Vernunft entgegen gesetzte Handlungen zulassen, beim Volk geschärfet würde; dem Leser würde auch die Beurtheilung dessen, was wirklich nachahmungs würdig ist, das Erkenntniß der Gott schuldigen Unterwerfung, und wie wir seiner Gnade beständig bedürftig sind, um dieses und jenes zu vermeiden, in was sogar Heilige wegen Mangel des Unterrichtes und Verwechslung des wahren Guten mit dem scheinbaren verfallen sind, anschaulicher. Die Ehre der Heiligen leidet nichts hiebei; die heilige Schrift selbsten stellet uns Heilige vor, wie sie waren, ohne ihre Fehler zu verstecken, oder wohl gar zu loben. Es haben auch selbst viele Heilige in ih-

ren Schriften ihre begangene Fehler angeführet, dann Gott nahm ihnen ja die Menschlichkeit nicht. * Allein hievon werde ich mich mit ihnen ein andermal weitläufiger besprechen.

Prisz. Schon das, was sie mir jetzt gesagt haben, vertreibt mir den dicken Nebel, den ich bisher in meinem Kopfe gehabt habe. Alles dieses höret, leset, und studiret man bei uns nicht. Aber jetzt habe ich auch höchste Zeit, daß ich gehe, sonst kann ich bei der Pforte nicht mehr hinein.

Biblioth. Nun so gehen sie; leben sie wohl, und lassen sie sich von den Bollandisten nichts träumen.

Prisz. Diese habe ich heute zum ersten — und letztenmal gesehen. Ich empfehle mich.

III.

---

* Ambrosius Apol. David c. 2 Bernard. Serm. de S. Martin. Bei Baronnius das Leben des Theodor Studites am 12ten November. Ribera. vit. Theres l. 1. c. 8. fol. 51.

III.

Teufeln, denen es übel bekommen, die es aber nicht eingestehn.

Astaroth. Was ist das für ein Lärm?

Hebelfurk. Wer wird denn die Vorwürfe und Spottereyen leiden, mit welchen Thebar mich nicht allein, sondern von allen, wie wir da sind, einen nach den anderen necket.

Astaroth. Was sind das für teuflische Buberein, Thebar!

Hebelfurk. Mir wirft er immer vor; ich hätte aus des heiligen Vincentii Ferrerii seinem Esel unter der Predigt geschrieen, um die Zuhörer zu stöhren.

Thebar. Ist das nicht wahr, daß du diesen Eselsstreich begangen hast? — Hast du nicht mit Schande abziehen müssen, weil es der

Vin-

Vinzenzius gleich bemerket hat? Du hast ges glaubt, er kenne seine Eseln nicht besser. Ja, ja! du bist ein geschickter Teufel!

Hebelfurk. Alles das ist erlogen.

Thebar. Du wirst ja die Legendenschreiber nicht Lügen straffen; wirst also wohl das auch nicht eingestehen, daß du in Gestalt eines Waldbruders die Leute wider Vincentium hast aufhetzen wollen, und daß dich hernach die Schergen beim Kopf erwischt, und öffentlich in Arrest geführet haben.

Hebelfurk. Derselbe Aufwiegler war ein Mensch; und wie er ihnen aus dem Gefängnisse wieder entwischt ist, haben sie gleich einen Teufel daraus gemacht.

Thebar. Geh, schweige! Du, und der Mephistophiles ist einer ungeschickter, als der andere.

Mephist. Wenn du geschickter bist, nun so sehe, daß du auf Kommissionen geschickt werdest.

Kannst

Kannst du mir was beweisen, was ich unschicklich verrichtet?

Thebar. Um der Höllenwillen! könnte was unschicklicher seyn, als jemanden in Gestalt eines Hundes zu versuchen?

Mephist. Wer war ein Hund?

Thebar. Du warst es, und zwar ein grosser und entsetzlicher Hund, der den Rachen aufgesperrt, als wenn du den heiligen Dunstanus gleich verschlucken wolltest; hernach aber dich mit einem kleinen Stäblein hast davon jagen lassen.

Bellial. Ich weis etwas ärgeres von ihm.

Thebar. Ist schon recht; so bin ich doch nicht der einzige, der ihn seiner Unschicklichkeit überführen kann.

Mephist. Redet ihr nur zu; es kömmt schon die Rede auf mich auch.

Bellial.

Bellial. Zu dem nämlichen heiligen Dunstanus kam er, um denselben in dem Gebeth zu stören. Der Heilige kannte aber den Vogel aus den Federn; erwischte eine glühende Zange, die ohngefähr in dem Feuer zur Arbeit bereitet lag; ertappte ihn bei der Nase, und gab ihm einen so kräftigen Zwick, daß er überlaut aufschreiend mit Hinterlassung eines grossen Gestankes seinen Abschied nahm.

Mephist. Kann seyn, daß dieß in einer dumm verfaßten Legende so geschrieben steht. Aber wahr ist es deßwegen doch nicht. Auf diese Weise müßte ich das auch glauben, was ich von dir gelesen habe.

Bellial. Von mir?

Mephist. Von dir, von dir. Du hast es ja recht gescheid machen wollen, wie du die Gestalt des Engels angenommen, und als Engel die heilige Juliana zur Abgötterei hast verführen wollen.

Bellial.

Bellial. Ich war zu keiner Zeit bei der Juliana.

Mephist. Hast recht, daß du läugnest. Kein anderer Teufel hat doch noch eine Beicht abgelegt, wie du. Hast du nicht der Julliana, da sie dich in Ketten hatte, gleich so demüthig und offenherzig gebeichtet, daß du eben derjenige Teufel bist, der die Eva im Paradiese zum Apfelbiß, den Kain zum Brudermord, den Nabuchodonosor zur Aufrichtung seiner Bildsäule, den Herodes zum Kindermord, den Judas zur Verrätherei und zum Aufhenken, die Juden zur Steinigung Stephani, den Nero zur Hinrichtung Petri und Pauli, und endlich den Salomon dahin verführet, daß er durch die Weiberliebe zum Narren geworden? — Und hat dir nicht nach dieser Beicht das heilige Jungfräulein mit Fauststreichen eine dermassen kräftige Absoluzion * gegeben, daß du es aus göttlicher Zuthuung empfunden, und jämmerlich geschrieen hast?

* Ribadeneira Legende. Augspurg 1779. erster Theil pag. 402.

Bellial. Ei so lüg! —

Mephist. Warte ein wenig; ich sage dir ein jedes Wort deiner Lamentazion; sie lautete also: **Dieser Spott ist mir noch nie geschehen, daß mir ein so krippelhaftes Kind dermassen schimpflich mitfahren, und mich so dicht abgezwackt hat; da ich doch so vielen tapferen Helden den Hals gebrochen. Ich habe es fein voraus mir eingebildet, daß ich mit solchem Trinkgeld werde heimgeschickt werden, und danke es dem Luzifer mit tausendfachen Peinen, daß er mich hieher verordnet; dann er hat schon vorher wissen müssen, das junge Zifer sey Stahlfest, und werde sich nicht von Gott hinweglenken lassen.** Das ist wahr; Kourage hat Bellial. Auch auf dem Richtplatze, wohin er Juliana als ein betrübter Sklave mit gehenkten Ohren in Fesseln folgen mußte, ist er nur über einen einzigen feurigen Anblick der Juliana wie über einen Blitz erschrocken, und hat vermeynt, es sey schon an dem, daß es wieder Stösse regnen werde.

Bellial.

Bellial. Das kenne ich; davon ist ein jedes Wort aus einer Legende. An solche dumme Erzählungen glauben schon sehr wenige der gemeinsten Leute auf der Welt, zugeschweigen daß du damit bei uns einen Glauben finden solltest. Wenn ich wirklich einen Bart hätte; so würde mir bei solchen Lügen kein graues Haar daran wachsen.

Astaroth. Das ist gescheid, Bellial! Wenn jeder gleich über alles lärmen wollte, wie der Hebelfurk; so würde des Lamentirens, Zankens, und Händelns nie ein End werden. Genug, wenn keiner sich in dem schuldig weis, was die Legendenschreiber von ihm anführen. Aber Hebelfurk! du bist schon ein abgeschmacker Teufel.

Hebelfurk. Aber wenn gar kein End von Vorwürfen gemacht wird; so muß einem ja endlich die Geduld vergehen.

Thebar. Da habe ich noch lange hin, bis ich mit deinen Unschicklichkeiten zu Ende komme.

Astaroth. Sage es ihm gerade in Bart hinein. Er muß mürbe werden, und muß lernen, nicht gleich einen solchen Lärm anzufangen. Sage alles gerade heraus; ich will mich selbst dabei unterhalten.

Thebar. Mein lieber Hebelfurk! es heißt sonst; der Esel geht nur einmal auf's Eis; aber du bist recht hübsch zweimal gegangen; denn bei deiner zweyten Verwandlung in einen Waldbruder hättest dich ja erinnern können, wie es dir das erstemal ergieng, da du schon als Waldbruder, mit langem schwarzen Barte bis auf die Gürtel, dem Vincentio die Lehre geben wolltest, der Jugend ihren Lauf zu lassen; auf die Worte aber: **Packe dich, Höllengespenst!** sogleich mit hinterlassenem Gestank über Hals und Kopf davon liefest. Aus der schönen Valenzia, in welche du hast fahren müssen, weil du sie angelernet hast, Vincentium zu verführen, und sodann, wie es mißlung, ihn in bösen Ruf zu bringen, als wenn er hätte der Verführer seyn wollen, hat er dich auch hübsch herausgejagt. Was sage ich, herausgejagt? Sobald Vincentius nur

ins

ins Zimmer trat, schrieest du schon erbärmlich, hießest den Vincentium eine Salamandra, die mitten im Feuer unverletzt geblieben, und hinweg warst. O du allerliebste Salamandra was sagst hierauf?

Hebelfurk. Ist es doch nicht recht, wenn man sich darüber aufhält.

Astaroth. Ist das wahr, Hebelfurk?

Hebelfurk. Soviel weis ich, daß ich weder beim Vincentio, weder bei der Valenzia gewesen, und daß das lauter Erdichtungen sind.

Thebar. Aber sage mir, Hebelfurk! wie ist dir denn eingefallen, die Gestalt eines Ochsen anzunehmen, da du das kleine Kind Catharinam die Tochter der heiligen Brigitta im Zimmer, und in ihrem Bettlein hast umbringen wollen. Um ein kleines Kind zu überwältigen, hättest du ja nicht nothwendig gehabt, ein Ochs zu werden, und mit Hörnern zu stossen. Ich weis wohl, daß die Katharina von Kindheit auf in einem Nonnenkloster erzogen worden;

den; aber eben das ist noch unschicklicher, daß du geglaubt hast, um in ein Kloster zu kommen, sey die Ochsengestalt die angemeßnes te. Schau! der Mephistophiles, der Dagon, und der Satanas wußten schon eine bessere Gestalt anzunehmen.

Dagon. Kömmst über mich auch?

Thebar. Ihr drey seyd ja auf zehntausend Mann, denen Vincentius zu predigen im Begriffe war, als ledig gewordene schwarze Pferde angesprenget. Das war ein Wüthen, ein Schreyen, ein Springen, ein Schlagen, ein Schnauben, und ein Brausen, als wenn alles in Grund hätte sollen getretten werden; und zuletzt war es den zehntausend Personen gar nicht nothwendig, davon zu laufen; nicht deßwegen, weil unter zehntausend Personen wohl einige im Stande sind, drey Pferde zu fangen, oder fortzujagen; sondern deßwegen, weil der einzige Vincentius machte, daß die muthigen Hengsten alle drey zugleich im Rauch aufgiengen.

Dagon. Von dir hab ich wohl gelesen, daß du im Rauche aufgegangen bist.

Astaroth. Bravo, Dagon! Siehst du, Hebelfurk! so hättest auch du es dem Thebar machen sollen.

Dagon. Thebar hat einmal in Gestalt eines Bothens eine fromme Frau mit der Nachricht, daß ihr Sohn gestorben, aus der Predigt des heiligen Antonius von Padua herauslocken wollen. Die Frau ist aber sitzen geblieben, weil Antonius ihr sogleich von der Kanzel herabgeruffen: **Das ist kein Both, sondern der Teufel; glaube ihm nicht; dein Sohn lebt.** Und mein guter Thebar, um von dem erhitzten Antonius nicht mehr gezwackt zu werden, trollte sich bei Zeiten hinweg, und gieng als ein Rauch im Angesichte aller Zuhörer durch die Luft hinweg.

Thebar. Diese Erzählung hat dir nicht gerathen.

Astaroth.

Astaroth. Laß du sie nur erzählen; denn ich weis nicht, warum nur du immer allein von ihnen etwas daher reden sollest, und sie von dir nichts.

Satanas. Er ist der Meinung, daß nur das geräth't, was er erdichtet. Beim Deckel von der Kanzel, den er unter der Predigt des Antonius herabgeworfen, hat es ihm aber am wenigsten gerathen; denn Antonius hat den Leuten schon vorher gesagt; es solle sich niemand entsetzen, wenn etwas brechen oder fallen sollte; und es hat sich auch hierüber niemand stöhren lassen.

Mephist. Das müßt ihr nicht vergessen, daß er den Antonius hat erdrosseln wollen, aber auch davongejagt worden ist.

Belzebub. Ihr wißt alle noch nicht das ärgste von Thebar, was ich weis.

Thebar. Ich weis wohl auch etwas sehr arges von dir.

Belzeb. Wisse und sage, was du willst; ich rede jetzt einmal von dem, was dir vom heiligen Basilius geschehen ist.

Astaroth. Rede nichts darein, Thebar! du hast nachhin Zeit genug, das zu sagen, was du vom Belzebub wissen willst.

Belzeb. Protemus ein hochadelicher Herr hatte eine schöne Tochter, die aber ihren ganzen Sinn auf die ewige Jungfrauschaft und auf das Klosterleben richtete. Thebar statt dessen, daß er solche Händel dem Asmothäus überlassen sollte, erachtete, geschickt genug zu seyn, durch Liebesflammen dieses zu hindern. Ohne zu bedenken, daß er für ein hochadelisches Fräulein auch einen hochadelichen Amanten aussuchen sollte, machte er den Hausknecht des Protemi in dieses Fräulein verliebt. Der Kerl, der die Liebe nicht einmal mit dem mindesten Zeichen durfte merken lassen, wäre bald zum Narren geworden. Allein Thebar versprach ihm Hilfe gegen dem, daß er sich durch eigene Handschrift mit Leib und Seele verschreibe; und wirklich gelang es dem Thebar bald hernach,

nach, auch das hochadeliche Fräulein gegen den Hausknecht in Liebesflammen zu setzen. Ja, es gelang ihm noch mehr. Protemus, der auf das ihm von seiner Tochter kläglich gemachte Bekenntniß der mit dem Hausknecht angespon=nenen, und schon eingefädelten Liebe gewaltig erschrack, zog endlich doch das Leben seiner Tochter, die eben aus Kummerniß, ihren Hausknecht nicht zu bekommen, sterben wollte, dem Aergerniß vor, und willigte drein. Die Heurath wurde vollzogen. Jetzt glaubte mein guter Thebar, die Seele des protemischen Schwiegersohnes könne ihm nicht mehr entge=hen. Allein die verheurathete Tochter Protemi, welche ihrem betrübten, und schwermüthigen Ehegatten so lange mit Bitten und Liebkosun=gen zugesetzet, bis er ihr die Ursache seiner Traurigkeit, und seiner verzweiflungsvollen Gedanken entdecket, hat sich nach vielem Wei=nen, Heulen, und Jammern (wie es denn ei=ner jungen Frau nicht leicht seyn kann, wenn sie nicht weis, ob ihr nicht der Teufel alle Augenblick ihren Mann holt) zu dem heiligen Basilius verfiegt, Basilius nahm den verhypo=thezirten Schuldner des Teufels in sein Zim=

mer,

mer, sperrte ihn daselbst ein, ließ ihn fasten, daß ihn hätten die Schwarten krachen mögen; und befahl sodann dem Thebar, die empfangene Handschrift vor allen Leuten herzugeben. Thebar ließ freilich allerlei Stimmen hören von einem Hunde, von einem Ochsen, von einer Schwein, von einem Löwen, und endlich von einem Menschen, der einen Schuldschein sich nicht gern aus den Händen reißen läßt. Er glaubte, es sey nicht möglich, daß er sollte können gezwungen werden, den ersten Satz auf den gewesenen Hausknecht zu verlieren, und mit Verlust unter die Kurrentgläubiger zu kommen. Aber der Schuldschein mußte endlich heraus; und Thebar muß auch denselben nicht recht fest gehalten haben, denn das verdammliche Zettel fiel aus der Höhe herab; und gerade dem heiligen Basilius in die Hand, der es vor aller Augen zerriß. *

Thebar. Bist am Ende mit deiner Erzählung? Sey so gut, und gehe auf die Welt hin-

* Ribadeneira in vita S. Basilii.

hinauf, und frage nach, ob jemand mit dem Teufel einen Kontrakt anschlieſſen könne; und wenns möglich wäre, daß einer aus Dummheit eine solche Verschreibung machete, ob ein unerlaubter Kontrakt, ein unerlaubtes und sündhaftes Versprechen eine Kraft haben könnte? Hat was solches keine Kraft; so hat auch die darauf lautende Handschrift keine Kraft; und es wäre unnütz, einen ungiltigen Schuldschein in Händen behalten, oder etwas darauf fodern zu wollen. Ich sehe schon, du bist auch kein rechtsgelehrter Teufel, mein lieber Belzebub! — Der Teufel kann keine Seele holen, die nicht dahin verurtheilet ist; kein Mensch wird aber dahin verurtheilet, der in Reue und Busse stirbt. Die Kraft der Busse kann durch eine Handschrift, die der Teufel in Handen hat, nicht gehindert werden. Wenn also ein solcher, der sich dem Teufel verschrieben hätte, seine Sünden durch die Busse auslöschete; so gäbe sodann der ewige Richter auf eine Handschrift so wenig mehr acht, als ein zeitlicher Richter, sobald eine Schuld für ungiltig, oder sonst für erloschen erkannt wird, für die darauf lautende Handschrift, sie mag

sich

sich wo immer befinden, keine Achtung mehr hat. Siehst, was das dummes ist, einem heiligen Kirchenlehrer Basilius ein solches widersinniges Gezeug anzudichten. Selbst bei uns Teufeln war noch keiner so dumm, daß er auf den Gedanken verfallen wäre, eine solche Handschrift zu übernehmen, und als giltig aufzubewahren.

Belzeb. Und doch trift man bei den Verfassern der Legenden solche Verschreibungen genug an.

Thebar. Du hast recht; aber wenns nur auch alles wahr wäre, was man daselbst antrift.

Hebelf. Ha, ha! sauberer Herr! in dem, was du von uns erzählest, sollen die Legendenschreiber lautere Wahrheit geschrieben haben; aber was von dir in Legenden gesagt wird, das soll alles für Unwahrheit und Lüge gehalten werden?

Astaroth. Nun das ist einmal recht, Hebelfurk! So muß man einen Spötter abfertigen;

gen; so muß man ihm ohne alle Lamentazion und Geschrey begegnen.

Thebar. Genug, daß ich schon bewiesen habe, daß Belzebubs Erzählung keinen rechtlichen und keinen vernünftigen Zusammenhang hat. Aber ich will ihn jetzt in seiner ganzen Blösse darstellen, und fünf bis sechs tolle und ungeschickt von ihm unternommene Streiche bekannt machen.

Belzeb. Meinetwegen bemühe dich sechzig tolle Streiche mir anzudichten. Es ist bei deinen Erzählungen der Zusammenhang auch nicht so stark, daß man nicht gleich das Widersinnige und Fabelhafte merkt.

Thebar. Höret nur! Die Seufzer, die dem heiligen Dominikus in seinem Zimmer durch die Verzuckung ausgetrieben wurden, waren so heftig, daß hiedurch auch bei der Nacht die übrigen Brüder in ihren Zimmern aus dem Schlafe aufgewecket wurden. Dieses, und daß Dominikus öfters beim Gebethe in der Luft schwebte, verdroß den Belzebub dergestalt, daß

er

er sich vornahm, diesen Heiligen tod zu werfen, damit ihm das heftige Seufzen vergehen solle. Von der Gasse wollte er eben keinen Stein aufheben, sondern er stieß einen aus dem Kirchengewölbe heraus. Dieser fiel nun — aber leider nicht auf Dominikus, sondern streifte nur dessen Kaputze, und fiel auf den Boden. Der Boden bekam freilich eine grosse Spaltung von diesem ungeheuer schweren Steine. Auch der Stein gieng in viele Stücke, welche noch heut zu Tage aufbewahret werden. Aber nicht einmal die Kaputze des Dominikus, zugeschweigen Dominikus selbst ist dabei in Schaden, oder aus der Fassung, und aus der vorigen Stellung gekommen. Ist Belzebub nicht ein stattlicher Steinwerfer? — Aber als Stuzer macht er seine Sache noch besser. Wirklich hat er fünf Dominikaner aus ihren Beichtstühlen gejagt. Er kam in Gestalt eines frechgeputzten Jünglings —

Hebelf. O! da möchte ich ihn gesehen haben; da muß er allerliebst ausgesehen haben.

Belzeb.

Belzeb. Du schweig! Weißt du, wie du oben auf der Welt gemalen wirst? als ein Aff mit Gamshörnlein und einen Eichkatzenschweif, hiemit als eine wahre Mißgeburt.

Thebar. In dieser Stutzergestalt begehrte er also vom Frater Sakristaner einen Beichtvater. Der Frater muß ein höflicher Frater gewesen seyn; denn nach einigen Minuten war schon ein Dominikaner im Beichtstuhl. Da beichtete nun Belzebub so unfläthige Dinge und mit so lebhafter Vorstellung, daß der Pater Beichtvater lange wie auf Nadeln saß, hin und her wetzte, es endlich nicht mehr aushalten konnte, und aus dem Beichtstuhle über Hals und Kopf lief; weil seine eigene Seele dabei Mackel bekommen hätte. Dieses Bubenstück trieb er noch bei vier andern Dominikanern, die aber ebenfalls ungeachtet alles Ausspeiens die Schweinereien ohne eigene Gefahr nicht anhören konnten, und eiligst den Beichtstuhl verliessen. Aus der öffentlichen Prostituzion, in die er durch das Hinweglaufen der Beichtväter im Angesichte des ganzen Volkes kam, machte er sich freilich nichts. Wie aber immer

mer sehr ungeschickt ist, die nämliche Bnberet zu oft zu treiben, wodurch man endlich entdecket werden muß; so gieng es auch dem Belzebub, da Dominikus selbst in die Kirche kam. Der erkannte sogleich das saubere Beichtkind, fuhr den jungen Herrn mit trotzigen Worten an, und befahl ihm ohne weiterem, sich fort zu packen, und künftig die jungen Geistlichen mit keinen solchen Zoten mehr in dem Beichtstuhle zu beunruhigen; worauf mein Belzebub auch sogleich unsichtbar geworden, und in Beiseyn alles Volkes zum Kennzeichen einen unerträglichen Schwefelgestank hinter sich gelassen hat.

Belzeb. In dieser Erzählung ist wohl gewiß nicht viel Zusammenhang. Mit einem solchen Unternehmen hätte ich ja etwas wider mich selbst bewirken können, nämlich daß so jungen Geistlichen nicht gestattet werde, die Beichten wollüstiger junger Herren; oder wollüstiger Frauenzimmer anzuhören; das lasse ich wohl bleiben.

Theb. Vielleicht hat das mehr Zusammenhang, was du bei der heiligen Klara de mon-

te Falconis versuchet hast. Ihr müsset wissen, daß er damal sogar die Gestalt einer Klosterfrau Namens Johanna, die eine Schwester der heiligen Klara war, angenommen hat, um diese vom Klosterleben abzuhalten. Er fuhr über die kleine Klarl mit scharfen Worten her, und drohete ihr den Kopf abzureißen, wenn sie nur noch ein einziges Wörtlein sagen würde, daß sie wolle eine Klosterjungfrau werden. Allein sogar das kleine Engelein erkannte gleich, daß Belzebub unter dem Klosterschleier stecke, und da war's für dießmal wieder aus.

Hebelf. Das hat die Schwester Johanna übel gemacht.

Belzeb. Du sey still, Hebelfurk! mit dir gieng schon gar keine andere Verwandlung von statten, als in eine Katze.

Theb. Eben mahnest mich Belzebub darauf, daß du selbst einmal in Gestalt einer Katze den heiligen Jüngling Ludovikus nachhin toletanischen Bischof schrecken wolltest. Wirklich wollte er als eine abscheuliche schwarze Katze den

im Gebethe begriffenen heiligen Jünglinq fertig und begierig anfallen. Aber im Angesichte Ludwigs Kammerdiener, die, ohne sich zu rühren, dem Gefechte der Katze mit ihren jungen Herrn zusahen, mußte er Reißaus nehmen. Uiberhaupt sind die Heiligen mit ihm bald fertig geworden. Zu Padua war von ihm ein Weibsbild besessen; und in dieser trotzete er dem heiligen Bernard mit diesen Worten: **Du Zwibel- und Knoblauchfresser! du sollst mich gewiß nicht aus meinem Besitze treiben.** Der heilige Bernard ließ die Besessene zum Grab des heiligen Siri führen. Es beliebte aber Gott nicht, daß dermalen der heilige Sirus, sondern vielmehr Bernardus die Ehre dieser Erledigung haben sollte; worauf Belzebub pochender wurde, und mit höhnischem Gelächter sagte: **Sirulus hat mit mir nichts richten können, und Bernardulus soll mir noch viel weniger beikommen.**; und wehrend dem, als er so kühl daher schwätzte, stieß ihn der heilige Bernard aus der bedrangten Person hinaus.

Belzeb. Ich lasse es mir nicht nehmen, du bist einem Legendenschreiber einmal an der Seite gewesen, sonst könnte es nicht möglich seyn, daß du solche Histörchen daher bringen könntest. Du redest auch vollkommen in dem Style, den man in den Legenden antrift.

Theb. O meine Brüder! das ist alles noch nichts; jetzt kömmt erst eine lächerliche Gestalt, in der er einst in Armenien hat abziehen müssen. Der heilige Bartholomäus hat ihn gezwungen, aus einem Götzenbilde in Gestalt eines höckerichten Mohrens, in der Grösse eines Zwerges, mit langem zottichtem Bart, funkelnden Augen, abscheulichem Angesicht, einer überaus grossen Nase, aus welcher ein unleidentlicher Schwefel- und Pechgestank herausgieng, und ganz mit Ketten umwunden, auszufahren; worüber der alte König Palämon, die Königinn, ihre mondsüchtige Prinzessinn, und die ganze königliche junge Herrschaft dergestalt erschracken, daß sie ausser sich erstarrt stunden.

Belzeb. Astaroth! merkest nichts? die Geschichte ist auf dich, nicht aber auf mich gemünzet.

Astar.

Astar. Wie? auf mich?

Thebar. Ich protestire; soviel unterstünde ich mich nicht.

Belzeb. Da du die Märchen der Legenden so gut weißt, Thebar! so wirst ja auch wissen, daß Ribadeneira ausdrücklich schreibt, daß der Teufel, der aus dem Götzenbilde gefahren, der Astaroth gewesen, und daß er vor seiner Ausfahrt in Gegenwart nicht nur des königlichen Hauses, sondern der sämmentlichen Götzenpfaffen, und einer grossen Menge Volkes alle seine Betrügereien hat bekennen müssen.

Astar. Daß ich dich Thebar nicht gleich —

Hebelf. Nicht doch, Astaroth! gedenke an die Lehre, die du mir gegeben hast. Wir wissen ja alle, daß das alles eben so erlogen ist, als daß der Apostel Bartholomäus ein weisses Kleid 26 Jahre an seinem Leibe ohne Verschleiß getragen hat, welches ebenfalls Ribadeneira in seiner Legende anführet.

Belzeb.

Belzeb. Ja, ja! schone des Thebars; siehst ja, daß er schon bitterlich weinet, wie er es damals that, da ihm der heilige Bischof Nonus die heilige Pelagia taufte.

Astar. Wer war die Pelagia?

Belzeb. Sie war zu Antiochia eine verschriene öffentliche Buhlerin, ritt auf einem Maulthiere unter grossem Geschwader kostbarest gekleideter Diener und Dienerinnen; vom Haupte bis zum Fuß in purem Gold und Purpur, die Schuhe schimmerten von kostbaresten Edelgesteinen. Die Brust war frech entblößt, das Haupt unbedeckt mit fliehend und mühsam gekrausten Haaren, weßwegen sie ungezweifelt sich einen eigenen Friseur wird gehalten haben. Der Hals war nicht etwa mit Knopperperlein, sondern mit den edelsten bonnengrossen Zahlperlen umschlungen. Die Hände waren mehr als fürstlich gezieret. Alles an ihr gab wegen der wohlriechenden, angestrichenen, und eingestreuten Oehlen, und Essenzen, und Gepulver einen so annehmlichen Geruch von sich, als trage das

Maul=

Maulthier das ganze glückselige Arabien auf seinem Rücken.

Mephist. Die muß ein gutes Einkommen gehabt haben.

Belzeb. Bei ihrer Ankunft vor der Kirche gliech der ganze Platz mehr einer Spezereikramm, als einer Gasse. Die Schönheit ihres Angesichtes war übermenschlich, und kounte von keinem ehrbaren Auge beinahe ohne Beunruhigung des Gemüthes angesehen werden. Besonders waren die Augen an ihr was wundersames. Gleich einem Uhrwerke dreheten sie sich unverschämt auf die Zuschauer hin und her mit den annehmlichsten Blicken.

Mephist. Da werden die Stutzer geloffen seyn, und sich zu ihr hinzugedrenget haben.

Belzeb. Solches Gelüster rannte von einer Gasse zur andern; paßte ihr aber — und abermal vor, um sich nur wenigstens mit Anschauen an ihr zu belustigen. Von deneu acht Bischöfen aber, die damal in Antiochia versammelt wa-

waren, schlug ein jeder die Augen nieder, sobald sie das vergoldete Luder * erblickten. Nur Nonus zeigte das Widerspiel, riß beide Augen auf, sah ihr, als ob er verzuckt wäre, eines Ansehens nach, rührte sich nicht, bis sie vorbei war, machte sodann den Bischöfen eine Lehre, wie die Weltdoggen sich mehr Mühe für ihren Putz, als die Christen für ihre Seeligkeit geben; und hielt endlich dem Volke ohne geschliffene Worte aus der Wohlredekunst, und ohne spitzfindige Sprünge aus der Weltweisheit eine so nachdrückliche Predigt, daß Pelagia, die die Predigt anhörte, auf einmal ganz umgekehrt sich alsogleich wegen ihrer Bekehrung mit dem heiligen Nonus in Korrespondenz setzte, und ihm ein kleines Brieflein durch zehn Bediente überschickte.

Mephist. Sicherer geht ja ein Brief, wenn er von zehn Personen getragen wird.

Belzeb. Es gieng lange her, bis der heilige Nonus die Taufe vornahm; wie man denn über-

---

* Ribadencira in vita S. Noni.

überhaupt vor Zeiten nicht sogleich alles auf einen Konvertiten oder eine Konvertitinn hielt. Mit der Pelagia allein reden wollte Nonus schon gar nicht, welches auch ganz gescheid war. Endlich aber, da er von ihrer Bekehrung versichert war, taufte er sie; und dabei weinte mein Thebar bitterlich, und klagte dergestalt, daß es alle Anwesende hören konnten, mit folgenden Worten: **O mir armseligem Tropfen! o in was für Schaden hat mich der alte Grabler gesetzet! Es war dem verschimmelten Geitzhals nicht genug, daß er mir dreyßigtausend Sarazenen entführet, und zu Christen gemacht, auch die ganze Stadt Heliopolis aus den Händen gerissen; sondern er entzieht mir nun heut noch dazu alle meine Hofnung. Ist dieß nicht ein unerträgliches Elend! o du vermaledeyter Glatzkopf, was muß ich von dir leiden!** Der heilige Nonus aber lachte dazu, ließ sich wider seine Gewohnheit an diesem Tage wohlgeschmalzene Speisen und Wein vorsetzen, und befand sich dabei recht lustig und wohlauf. *

Satan.

---

* Ribadeneira l. c.

Satan. Am verächtlichsten hat den Thebar der heilige Martin fortgeschickt.

Hebelf. Wie so?

Satan. Der Graf Adizianus wollte die ganze Stadt Turon mit Peinigung der Bürger unter und über sich kehren. Die Blutbegier sah ihm schon aus den Augen heraus. Der heilige Martinus bemerkte sogleich, wer den Grafen zum Mord und Brand hetze. Er sah nämlich, daß dieser Teufel in abscheulicher Gestalt seiner hochgräflichen Gnaden auf dem Rucken saß. — Was glaubt ihr wohl, was der Heilige gethan hat; exorcisirt? weit gefehlt. Einen einzigen Blaser hat er gemacht, und Thebar war von des Grafens Schulter hinabgeblasen, wie ein Roßkefer; worauf dem Grafen augenblicklich alle Wut vergieng.

Thebar. Satanas! Satanas! denke auf den heiligen Jakob von der freyen Reichsstadt Ulm aus dem Orden des heiligen Dominikus.

Satan. Den habe ich nie gekannt.

Thebar.

Thebar. Nicht hast ihn gekannt? Weißt du nicht, wie du mit einem ganzen Geschwader höllischer Geister vor ihm herumgetanzt, mit tausenderlei ungebärdigen Freudenzeichen ein übereiltes Jubelfest gehalten, und ihm mit der dümmsten Zuverlässigkeit noch dazu die Ursache gesagt hast; nämlich weil anderen Tages ein Tumult entstehen, und hierdurch die Hölle einen Zuwachs an Seelen erhalten werde; welches aber sodann Jakob mit seinem Gebethe so leicht verhindert hat. Ich weis es wohl, daß ihr hierüber erbittert in Gestalt der Raaben haufenweise zugeflogen, mit dem Schnabel auf ihn gestossen, in ihm die Klauen einzusetzen euch bemühet, und ihm die Ohren mit ungeheurem Geschrei angefüllet habt. Aber das Geschrei war auch alles, was ihr unternehmen konntet. Ich bitte dich, Satanas! denke auch auf den heiligen Martin, wie du heller dann die Sonne mit königlichem Purpurmantel, kostbarer Krone mit Perlen und Edelgesteinen von allen Seiten, mit Schuhen von Gold, und mit ausbündiger Holdseligkeit des Angesichtes dich ihm gezeiget hast. Der heilige Mann stutzte freilich anfangs eine Weile,

le, und wußte sich in eine so prächtige Vorstellung nicht zu finden, bis der Mauskopf sich endlich meldete, und sagte: er wäre Christus, komme vom Himmel, und wolle foderst ihn, alsdann auch andere Menschen gnädiglich heimsuchen. Aber eben aus dem glänzenden Aufzug entdeckte der heilige bald, daß er ein Höllenaas vor seiner habe; worüber du vor Schande in einen Dunst erloschest mit einem abscheulichen Gestank zum Angedenken, was du für ein Sauchrist seyst, wie es Ribadeneira wörtlich schreibt.

Astaroth. Höret ihr! jetzt habe ich genug an euren Erzählungen. Ich sehe, daß einer dem anderen nur Vorwürfe über erdichtete Begebenheiten macht, wie sie in den Legenden enthalten sind; und zwar mit den nämlichen pöbelhaften, schmutzigen, und unschicklichen Ausdrücken. Mir als Teufel eckelt an so dumm und niedrig beschriebenen Fabeln. Ihr müßt ja doch am besten wissen, daß alles dieses nicht wahr ist; wie möget ihr dann hieraus gegen einander eure Vorwürfe nehmen. Schämt euch! Kein einziger rede mir mehr etwas von

sol=

solchen erdichteten Dingen, die wir niemal unternommen haben,

Hebelf. Aber eben deßwegen; weil uns die Legendenschreiber soviel angedichtet haben, sollte Luzifer einmal von uns einige aussenden, damit alle fabelhafte Legenden vom Teufel geholet würden.

Astar. Du redest, wie du es verstehest. Die fabelhaften Legenden bringen immer der Hölle einen Vortheil. Bei solchen erdichteten Begebenheiten halten sich die Leute ungemein gern auf. Erzählungen von Mirackeln, von Teufeln, und von ausserordentlichen Thaten, die sie nicht einmal nachahmen könnten, sind ihnen lieber, als Erzählungen, woraus sie sich erbauen, und die Erfüllung ihrer Pflichten als Menschen, Christen, und Bürger nach Amt und Stande zur Nachahmung nehmen könnten. Mancher, der recht viel gutes hätte stiften können, wenn er mit der gesunden Vernunft und dem Evangelium zufrieden seine Handlungen hienach bescheiden eingerichtet hätte, wurde durch Lesung der Legenden oder Kochemsbücher anfangs klein-

müthig, und hernach gar zum Narren, und hiemit nicht mehr fähig, was Gutes zu leisten. Ich wäre untröstlich, und Luzifer wäre es auch, wenn die Leute die fabelhaften Legenden bei Seite legten, und dafür nützlichere und wahrhafte Erbauungsbücher in die Hand nähmen. Das wäre nicht übel, wenn sodann die Zahl vernünftig denkender und vernünftig handelnder Menschen, die Zahl wahrer, auf das Wesentliche ihrer Religion bedachter, und den ächten Gottesdienst kennender Christen, die Zahl nützlicher Staatsmitglieder; getreuer Unterthanen, rechtschaffener Hausväter und Hausmütter, treuer und arbeitsamer Dienstbothen, und kurz die Zahl ehrlicher, ihre Pflichten gegen Gott, gegen sich, und gegen den Nächsten erfüllender Leute überhand nähme. Bisher war ein Mensch dem anderen sein Teufel; ja mancher war sich selbst sein Teufel; ob wir gleich den Namen trugen, und für die Urheber ihrer Thaten passiren mußten. Das schadet nichts; laß die Legendenschreiber uns andichten, was sie wollen. Wie mehr ungeschickte Legenden, oder dergleichen mit albernen waldbrüderlichen Flausen angefüllte Bücher unter die Leute kommen,

men, desto besser für die Finsternuß, und hiemit auch für die Hölle als das Reich der Finsternuß.

Hebelf. Astaroth! du redest die Wahrheit. Schönen Dank also dem Kochem, Ribadeneira, und der ganzen Kompagnie dergleichen Legendenschreiber. Schönen Dank dem Pater Goldhagen, und den Augspurgerkritikern.

IV.

IV.

Das auferbauliche Stein- Pflanzen- und Thierreich.

Pater Pinxit. Herein! — O dero Diener, Herr Skulpsit? Freut mich, daß ich nach so langem Warten doch endlich die Ehre habe, sie zu sehen.

Skulpsit. Eure Hochwürden müssen schon verzeihen; ich war wirklich jetzt durch vier Wochen an meinem Arbeitstische bei einem Kupferstiche so angehenkt, daß ich gar nicht aus dem Hause kam, weil diese Arbeit eilends geliefert seyn mußte.

P. Pinx. Was hatten sie dann so dringend in Kupfer zu stechen?

Skulp. Die Belagerung Belgrads nach der richtigsten Zeichnung, wie sie vor sich gieng.

P. Pinx.

P. Pinx. O ihr Weltkinder! auf die Belagerung des Himmels denket ihr nicht. Immerwährend redet alles von der Belagerung Belgrads, von der Belagerung des Himmels Niemand.

Skulp. Eure Hochwürden werden ja nicht wollen, daß wir, wie die Titanen den Himmel stürmen sollen?

P. Pinx. Ja, ja gestürmt muß der Himmel seyn. Das will der himmlische Kommandant selbst. Er ergiebt sich ganz gern. Er will, daß man diese Festung einnehmen solle. Aber freylich muß auch bei dieser Belagerung mit Gewalt zu Werke gegangen werden. Man muß gegen die Welt und gegen alles Zeitliche Minen anlegen; man muß in das eigene Fleisch einhauen, und die bösen Lüste mit Sengen und Brennen vertreiben, und die feurigen Kugeln des Gebeths müssen unaufhörlich Tag und Nacht in Himmel hineinfliegen.

Skulp. Alle Tage, wenn ich munter werde, danke ich Gott für die glücklich überstandene

Nacht, und daß er mich wieder einen Tag erleben ließ; empfehle ihm mich samt meinem Weibe und Kindern, mein ganzes Hausgesind, alle, auf die ich zu denken schuldig bin, mein ganzes Hauswesen, und meine Arbeit, die ich ihm auch zum stäten Gebeth aufopfere. Hernach bleibe ich bei meiner Arbeit, und erwerbe mir hiedurch ehrlich mein tägliches Brod. Ich lasse mich in nichts ein, was in meiner Gesundheit, oder in meinem Hauswesen eine Unordnung oder einen Schaden verursachen könnte. Uibereisse, und übertrinke mich nicht; hüte mich vor allem dem, was mich zu meiner Arbeit und zu den Schuldigkeiten meines Standes unfähig machen könnte. Behüte mich Gott; daß ich meinem Nebenmenschen auch nur mit Worten, zugeschweigen mit Thaten übel, oder betrügerisch begegnen sollte. Werde jederzeit meinem bedürftigen Nebenmenschen Gutes thun, was ich kann. Gehe Sonntag und Feyertag in die Kirche, und zum Wort Gottes; halte meine Kinder hiezu eben so, wie zur Schule an; und sorge, daß sie weder von mir, weder von anderen ein übles Beispiel sehen, oder dumme und schädliche Eindrücke bekom-

kommen, sondern an Leibes- und an Seelenkräften gut zunehmen. Schickt mir Gott ein Kreuz und Leiden, nun so opfere ich ihm auch dieses auf. Sehe aber immer, ob nicht diese oder jene üble Folgen aus Handlungen meiner selbst oder anderer, die ich hätte verhindern können, entstanden sind; welches ganz gut zur Besserung und Warnung tauget. Zahle meine Steuern und Gaben; und bin kein Narr, daß ich mich wider meine Obrigkeit, oder wider neue Einrichtungen gefährlich aufhetzen, und aus der Ruhe und Ordnung bringen lasse. Und wenn der Tag so vorbei gegangen; so danke ich Gott wieder dafür; empfehle ihm wieder mich sammt allen, und gehe zwar nicht eher schlafen, bis nicht alles in meinem Hause gut besorgt ist; sodann aber lege ich mich nieder, und schlafe in Gottes Namen recht gut, ohne daß ich vom miniren, einhauen, sengen und brennen, von feurigen Kugeln, oder von was solchem, was ich bei allem Nachdenken nicht begreifen könnte, mir etwas träumen lasse. Ich denke, es wird schon recht werden.

P. Pinx. O! der Herr Skulpsit ist ganz ein philosophischer Christ, gerade so, wie jetzt die Mode ist. Nun, da werde ich mit meiner Arbeit übel ankommen, die ich von ihnen habe wollen in Knpfer stechen lassen.

Skulp. Das wüßte ich nicht, warum. Ich bedarf immerfort einer Arbeit; und wenn auch mehrere Arbeiten zusammkommen, so habe ich schon meine Leute und meine Gehilfen dazu. Sagen euer Hochwürden nur, was, und wie es in Kupfer gestochen seyn soll.

P. Pinx. Mein Herr Skulpsit! In der nunmehr aufgehobenen Kartause, in die ich im dreyßigsten Jahre meines Alters kam, lebte ich auch dreyßig Jahre. Sie wissen, die Kartäuser mußten einer Kunst oder eines Handwerkes kündig seyn, um damit in den vom Gebethe übrigen Stunden dem Müssiggange zu steuren, und die Anfechtungen um so leichter zu überwinden. Ich kam nun als gelernter Maler ins Kloster; hatte leider Anfechtungen genug, welches der Medikus auf die von Fastenspeisen herkommenden mehreren Reitze schie-

ben

ben wollte; sagte aber dem wahren Urheber dieser Anfechtung dem Teufel immer sogleich: Warte, ich werde dir was malen; und malte. Durch dreyßig Jahre, durch die ich dem Teufel so vormalte, kam nun eine ganze Sammlung zusammen, welche ich jetzt in Kupfer gestochen haben möchte.

Skulp. Befehlen sie nur; und lassen sie mir zur Güte ihre schöne Arbeit sehen; ich werde mich schon bemühen, ihr auch im Kupferstiche nachzukommen.

P. Pinx. Es ist eine Sammlung des Stein- Pflanzen = und Thierreiches.

Skulp. Vortreflich! das ist eben jetzt ein Lieblingsgegenstand für die Naturforscher. Ungezweifelt werden sie auch die Klassifikazion und die nöthigen Erinnerungen aus Linnäus und Wallerius nehmen.

P. Pinx. Weit gefehlt, Herr Skulpsit! Meine Sammlung ist nicht für die, die bei der Natur stehen bleiben, und sich nicht höher

schwin=

schwingen. Sie ist kein natürliches Stein = Pflanzen = und Thierreich, sondern ein übernatürliches, welches den Entzweck hat, mehrere Himmels = als Natursforscher zu machen.

Skulp. Hierauf bin ich recht fürwitzig; denn von einem übernatürlichen Stein = Pflanzen = und Thierreich habe ich noch nichts gehöret.

P. Pinx. Da sehen sie den Haufen gemalter Stücke. Wir wollen aber eines nach dem anderen hernehmen, wenn sie Zeit haben, sich bei mir aufzuhalten.

Skulp. Sonntags nach dem Gottesdienst habe ich bis nach 7 Uhr Abends Zeit; mich in einem guten Orte aufzuhalten; sodann aber muß ich wieder nach Hause sehen.

P. Pinx. Jetzt ist es 5 Uhr, bis 7 Uhr Abends werden wir ein jedes Stück gesehen, und unsere Spekulazion gemacht haben. Die Sammlung muß einen Band Kupferstiche in Quart ausmachen. Auf dem ersten Blatt wird

nur

nur der Titul gestochen: Auferbauliches Stein- Pflanzen- und Thierreich denen frommen Seelen gewidmet, die über Steine, Pflanzen, und Thiere eine übernatürliche Gewalt zu erlangen begierig sind, und hierin die sicheren Beweise der Heiligkeit finden wollen.

Skulp. Wenn was nützliches erlanget werden kann, so bin ich auch dabei.

P. Pinx. Jetzt liegen die Stücke noch übereinander, ich muß sie erst klassifiziren, je nachdem sie in das Stein- oder Pflanzen- oder Thierreich gehören. Das ist aber bald geschehen. Ich will ihnen also nur jetzt ein Stück nach dem anderen, wie sie da aufeinander liegen, vorzeigen; damit sie mir über jedes ihren Gedanken sagen, wenn allenfalls etwas beigesetzet, oder etwas hinweggelassen, oder dieß, oder jenes anders gestellet, gezeichnet, und ausgedrücket werden solle. Nur bitte ich, im Kupferstiche die unter jedem Bilde angesetzten Beschreibungen recht leserlich zu arbeiten. Ich

habe

habe mir viele Mühe gegeben, solche wörtlich aus den Legenden zu nehmen.

Skulp. Sorgen sie nichts; und auch nur deßwegen, weil sie erlauben, werde ich bei den Bildern selbst mir die Freyheit nehmen, hierüber meine Gedanken zu sagen.

P. Pinx. Da sehen sie das erste Stück an. Ich glaube, sie werden mir die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß ich mich beflieẞen habe, die Mucken und Schnacken so zu malen, als wenn man es sähe, wie sie den heiligen Makarius von Alexandria stachen.

Skulp. Waren das besondere Schnacken und Mucken?

P. Pinx. Die Mucken waren nichts besonderes; aber das war etwas besonderes, daß sich dieser Heilige durch sechs Monate von Mucken stechen ließ, um die geilen Anfechtungen zu dämpfen. Er stellte sich nackend und bloß an den freien Luft durch sechs Monate, und gab seinen ganzen Leib allerhand Schnacken und

Mucken zum stechen, beißen, und freſſen preis, worunter etliche von solcher Grösse waren, die den Bienen gleich auch einem wilden Schwein die Haut hätten durchbohren können. Er wurde auch also zugerichtet, daß er einem Aussätzigen ähnlich gesehen. Nun, habe ich alles gut ausgedrückt?

Skulp. Ja, ja! die Mucken sind so gemalen, daß man glaubt, sie mit Händen greifen zu können. Ich bedankte mich aber für ein solches Mittel wider die Anfechtungen; und Gott sey Dank! bei der Arbeit und Hausforge plagen mich die Anfechtungen nicht stark.

P. Pinx. Sehen sie da das zweyte Stück. Könnten wirklich glühende Kohlen anders aussehen, als ich sie gemalen habe?

Skulp. Vortreflich! das werden Steinkohlen seyn; sonst würden sie wohl nicht verdient haben, in die Sammlung genommen zu werden? Aber auf den Kohlen steht ja ein Frauenzimmer, und zwar gar eine Nonne?

P. Pinx.

P. Pinx. Ja! eine Klosterschwester der heiligen Brigitta, welche aus Liebe zur Tugend, und um das beim Anschauen eines Jünglings in ihr angezundene Liebsfeuer abzukühlen, sich auf glühende Kohlen gestellet, und hierdurch sich auch gar erbärmlich die blossen Füsse verbrannt hat. Diese Kohlen sind keine Steinkohlen, sondern Kohlen, wie sie von der Klosterschwester gerade aus dem Ofen genommen worden. In einer auferbaulichen Sammlung können schon auch Brennholz- und Ofenkohlen in das Pflanzenreich eingeschaltet werden.

Skulp. Da halte ich wieder nicht mit; unter Mucken mit Aussatz, und auf Kohlen mit verbrannten Füssen machte ich mich nur ohne Noth zu dem untauglich, was ich leisten muß. Ich bleibe dabei; gescheid und mässig seyn, und fleißig arbeiten ist das beste Mittel wider die Anfechtungen.

P. Pinx. Wie gefällt ihnen der Wolf und das Lamm?

Skulp. Sind gut gemalen. Aber warum stehen dann diese zwey Thiere am Bette einer schlafenden Frau?

P. Pinx. Die ist die Mutter des heiligen Andreæ Corsin, welcher in ihrer Schwangerschaft träumte, sie habe einen Wolfen im Leibe, der aber in ein Lamm wird verkehret werden. Der Andreas Korsinus war auch anfangs ein recht lüderliches Tuch; ist aber hernach Bischof zu Fesula, und ein grosser Heiliger geworden.

Skulp. Träume treffen ja immerzu und zufälliger Weise ein; aber ich halte nichts darauf.

P. Pinx. Ist diesen zwey Pferden etwas auszusetzen?

Skulp. Nicht das mindeste! Sie werden aber auch eine fromme Bedeutung haben?

P. Pinx. Sehen sie dann nicht, wie zween Mönche aus einer Berghöhle hervorgezohen wer-

den

den. Denen hat der heilige Papst und Kirchenlehrer Gregorius zu Pferde nachjagen lassen, weil sie aus dem Kloster davon gelaufen sind; und die Pferde, wie sie zur Berghöhle kamen, wo die Mönche versteckt lagen, konnten nicht weiter gebracht werden; woraus man abnahm, daß dieses ein Zeichen sey, in der Berghölle nachzusuchen.

Skulp. Der Papst Gangenelli hätte ihnen gewiß nicht nachjagen lassen.

P. Pinx. Diese vier grossen Adler werden auch recht gemacht seyn, wie sie die zerstückten Gliedmassen des heiligen Martyrers Stanislaus zween Tag und Nacht bewachten, und beide Nächte hindurch mit brennenden Lampen vom Himmel beleuchtet wurden.

Skulp. Gemalen ist alles gut; aber —

P. Pinx. Was wollen sie mit dem aber? nicht wahr, an der ganzen Geschichte zweifeln? — Da haben sie einen anderen Adler, der den heiligen Martyrern Vito, Modesto,

und

und Crescentiæ mit seinen Klauen und mit seinem Schnabel die Speisen zubrachte.

Skulp. Der Adler wird dazu abgerichtet gewesen seyn?

P. Pinx. O sie gottloser Mensch! Freilich kostet es den Heiligen wenig Mühe, zu ihrem Dienst auch die wildesten Thiere abzurichten, da die Weltkinder zu thun genug haben, bis sie einem Pudelhund das Apportiren lernen. — Da sehen sie einen Bärn von ungewöhnlicher Grösse, auf welchen Kaiser Karl der Grosse gejagt hat, wie sich dieser Bär in die Kapelle der heiligen Gudula geflüchtet, den Klosterjungfrauen sich zu Füssen gelegt, alle Nonnen abgeleckt, und Zeit seines Lebens von diesen keuschen Seelen nicht mehr hinweg zu bringen gewesen.

Skulp. Verzeihen eure Hochwürden! aus dem, daß der Bär die Nonnen abgeleckt hat, weiß ich mir eben nicht viel zur Lehre und Nachahmung herauszunehmen.

P. Pinx.

P. Pinx. Da sehen sie einen Esel. Der hat durch drey Tage kein Futter bekommen, und doch hat er bei der vom heiligen Antonius von Padua angestellten Prozession sich nach dem vorgesetzten Futtersack nicht umgesehen, sondern ist auf die vorderen Füsse niedergefallen, und hat (wie Ribadeneira beschreibet) seinen dummen Eselskopf geneiget; worüber sich die Ketzer geschämt haben, daß der langohrige Doctor sie in die Schule führet.

Skulp. Der Esel wird doch nicht aus Hunger und Mattigkeit zusammgefallen seyn, nachdem er dreymal vier und zwanzig Stunden nichts gefressen hat. Dem sey aber wie ihm wolle, so hat also der Esel mehr ausgerichtet, als so viele unserer abgedankten Missionarien.

P. Pinx. Wie gefallen ihnen die Häringe?

Skulp. O die wären mir willkommen, wenn sie nicht gemalen, sondern zum Essen wären. Mir thut nichts so leid, als daß die Häringe, die ich so gern esse, nicht so leicht mehr zu bekommen sind.

P. Pinx.

P. Pinx. Warum sind sie nicht heilig? sie könnten so viele haben, als sie wollten. Den heiligen Thomas von Aquin gelustete es einmal in seiner Krankheit nach Häring. Es waren aber keine zu bekommen; deßwegen wurden andere Fische in einem Verschläglein daher gebracht. Und sehe Wunder! bei eröfneten Küstlein sind alle Fische zu Häringen geworden. Ich habe deßwegen auch den Medikus, den Fischer, und etliche Dominikaner um das Fischküstel knieend in verwunderungs- und ausruffungsvoller Stellung gemalen.

Skulp. Den heiligen Thomas von Aquin habe ich schon öfter als den Patron der theologischen Fakultät in Kupfer gestochen; aber ich versichere sie, die Kunst, aus jeder Gattung Fische Häringe zu machen, wäre mir lieber, als seine ganze Wissenschaft.

P. Pinx. Da haben sie wieder Fische, welche schwaderweise von grosser und kleiner Gattung dem Ufer zuschwimmen, ihre Köpfe aus dem Wasser stossen, und solche fest in der Hö-

he halten, um die Predigt des heiligen Antonius von Padua zu hören.

Skulp. Ich nehme mir die Freiheit, ihnen nur als eine Zwischenerzählung anzuführen, daß ich schon bei einigen Fischtruhen war, wo die Fische, sobald man hinzukam, herbeischwammen, und auch die Köpfe heraus reckten, weil nämlich vorher öfters Leute dahin kamen, die ihnen Brod hineinwarfen.

P. Pinx. Nein! das war bei den Fischen des Antonius nicht. Er gieng freilich ans Ufer, wo schon vorher öfters andere Leute auch gewesen sind; aber er rufte die Fische eigens zur Predigt, und lehrte sie, wie ein jeder Fisch seinem Gott dienen könne. Sie senkten sich auch nicht eher wieder in die Tiefe, als bis er ihnen den Segen gegeben hat; nicht etwa deßwegen, daß sie über die beim Segen bewegten Hände erschrocken wären, sondern weil sie wie gescheide Leute, erst nach dem Segen des Predigers abziehen wollten. — Hier haben sie einen schreckbaren Fischkopf.

Skulp. Der ist ja gar schon heißabgesotten in einer Schüssel? und das ist ja ein König, der bei der Tafel sitzt.

P. Pinx. Der ist Theodorikus der König der Ostrogothen, der den heiligen Symachus hinrichten ließ. Sehen sie draußen im Prospeckt, nothwendig in einer kleinen Figur, den heiligen Symachus, wie er den abgeschlagenen Kopf in die Hände nimmt, um in die nächste Kirche zu gehen, und daselbst das heilige Abendmahl zu empfangen. Dem acht und neunzig Tage darnach an der Tafel sitzenden Theodorik wurde unter anderen Speisen der Kopf eines so ungewöhnlich grossen Fisches aufgesetzet; und weil diesem Kopfe scharfe Zähne aus dem Maul, und die trotzigen Augen in aller Weite offen stunden; so gerieth Theodorik in die Phantasie, dieser Fischkopf sey der Kopf des Symachi; und wurde nicht nur auf der Stelle zum Narren, sondern gab auch bald mit ungeheurem Geschrei seinen Geist auf.

Skulp. Im Prospeckt auf der linken Seite ist ja ein Feuer speiender Berg angebracht.

P. Pinx. Weil ein heiliger Einsiedler in der Offenbarung sah, wie die vom Theodorik hingerichteten Martyrer Johannes und Symachus ihn gefesselt und übel zugerichtet zum Berg Vulkano geschleppet, und in die Feuer speiende Tiefe gestürzet haben.

Skulp. Ja, ja; das ist allerdings möglich, daß eine schon mit tollen Gedanken angefüllte Phantasie besonders eines gottlosen Wütherichs durch einen einzigen schreckbaren Anblick und fürchterlichen Gegenstand überspannt werden kann.

P. Pinx. Da haben sie abermal Fische; wie sie dem heiligen Petro Gonzalez aus dem Predigerorden an das Ufer zugeschwommen sind, um den Leuten, die bei einem Brückenbau arbeiteten, eine Mahlzeit abzugeben. Sie schwammen nicht eher wieder davon, bis Petrus nicht ihrer so viele mit den Händen herausgefangen hat, als für ihn und die Arbeiter zur Nahrung nothwendig waren; und dann warteten sie auch noch auf den Segen.

Skulp. Ich muß hier abermal erinnern, daß schon zu mir einmal jemand gekommen, der mir bekennet hat, er könne die Fische nach seinem Belieben zum Fang bringen. Worüber ich ihn aber gebeten, solches nur nicht dort vorzunehmen, wo die Fischerey schon jemanden zugehört, und also für andere verboten ist.

P. Pinx. Ist das nicht eine schön gewachsene Salatstaude?

Skulp. Nun, einen heißabgesottenen Fisch hatten wir schon in dieser Sammlung, so mag ja auch ein Salat und bald darnach etwas Gebrattenes oder Gebackenes kommen. Ich esse recht gern Salat.

P. Pinx. Dieser Salat lachte gleichfalls eine Nonne desjenigen Klosters an, welches im Lande Valeria und unter der Obsorge des heiligen Abten Equitii stand. Die gute Nonne riß zu heißhungrig und zu fürwitzig einige Blätter ab, und fuhr geschwind damit dem Maul zu. Allein essen, und vom Teufel besessen werden, beides war zugleich, und die Nonne

wälzte sich in einem fort auf dem Boden herum. Equitius hatte auch Mühe, den Teufel herauszubringen; denn der Teufel schrie immer: Was habe ich dann verschuldet? Ich saß auf dem Salat; warum ist sie gekommen, und hat mich hineingeschluckt.

Skulp. Verzeihen mir euer Hochwürden! das glaub ich nicht. Zum ersten halte ich schon nichts auf das Besessen seyn. Warum sieht man denn jetzt in keinem Lande, wo das Volk aufgeklärter und gesitteter ist, Besessene? Ich will dem Stifter unserer Religion, der über den Teufel triumphiret hat, die Ehre nicht nehmen lassen, daß er den Teufel so kraftlos gemacht, und dort, wohin er gehöret, angeschlossen, daß er in keinen Menschen mehr fahren, oder jemanden einen Schaden zufiegen kann. Zweytens kann ich das, daß der Teufel gerade sich auf den Salat hinsetzen solle, um in den zu fahren, welcher den Salat essen wird, für nichts anderes, als für eine lächerliche Erfindung ansehen.

P. Pinx.

P. Pinx. Hätte sie das Kreutz über den Salat gemacht; so wäre auch der Teufel nicht in sie hineingefahren.

Skulp. Ich bitte eure Hochwürden; mir haben im vorigen Jahre die Haasen meinen Salat sauber abgefressen. Nun das werden sie mir wohl zulassen, daß kein Haas vorher ein Kreutz macht, wenn er einen Salat abfrißt; und doch ist der Teufel nicht einmal in die Haasen gefahren. Drittens hätte der Teufel nach seiner eigenen Aussage eben nicht in der Nonne, sondern bei seinem Salat bleiben wollen. Nun, da wäre ja mit einem Vomitiv geholfen gewesen, um den Teufel samt dem Salat herauszuspeien. Viertens scheinet mir auf meine Ehre, daß wegen einer Begierde und einem Fürwitz nach einer Salatstaude der Schöpfer so wenig sein Ebenbild dem Teufel übergeben werde, als ich mir auch von Gott nicht einbilden kann, daß er den Teufeln die Freiheit lasse, sich hin und her auf die Salatstauden zu setzen. Eine Bestrafung des Fürwitzes und der unmässigen Begierde hätte ja wohl auch die Oberinn ohne Teufel vornehmen kön-

können; und zuletzt wird wohl schon Strafe und Warnung genug gewesen seyn, daß sich die Nonne mit dem Salat den Magen verdorben, und in Krämpfungen verfallen ist.

P. Pinx. So nehmen es die heutigen Philosophen freilich nicht, wie es die frommen Legendenschreiber nehmen.

Skulp. Ich bin kein Philosoph. Aber nicht nur die gesunde Vernunft, sondern selbst auch unsere heilige Religion, erachte ich, ist gegen die Glaubwürdigkeit eines solchen Salatmirakels. Die Haasen sollen mir nur meinen Salat stehen lassen; ich fürchte mich gar nicht, daß sich die Teufeln darauf setzen.

P. Pinx. Weil sie wider die Haasen so erbittert sind; so sollte ich ihnen diesen Haasen da gar nicht vorzeigen. Das ist der Haas des heiligen Beichtigers Fructuosi Erzbischofs zu Brackara. Da er noch in der Einöde wohnte, geschah es, daß die Hunde wehrender Jagd einen Haasen verfolgten. Der Haas nahm seine Zuflucht zum heiligen Mann, wornach auch

die

die Hunde sogleich die Spur verloren, und dingte sich bei ihm zum Hausvieh ein. Wie ein an seinen Herrn gewöhnter Hund jammerte er, wenn der heilige Mann ausgieng, und sprang vor Freuden, wenn derselbe wieder nach Haus kam.

Skulp. Im Prospeckt liegt ja ein Kranker? Wie kömmt denn der zu der Haasengeschichte?

P. Pinx. Das ist ein muthwilliger Knabe; den hat eine Krankheit überfallen, weil er den Haasen dem heiligen Mann gestohlen, und umgebracht hat.

Skulp. Die Aeltern dieses Knabens, oder die, unter deren Aufsicht er stand, hätten ihm den Schopf beuteln, und dem heiligen Manne den Haasen zurückstellen sollen. Wenn man Kindern angehen läßt, auch nur Kleinigkeiten jemanden zu entfremden; so wächst bei ihnen die Lust zum Stehlen mit den Jahren. Es ist auch nicht gut, wenn man ihnen angehen läßt, das Vieh zu martern. Sie bekommen harte Herzen, und machen es sodann den Leuten so,

wie

wie dem Vieh. Nichts unvernünftigeres und unbescheidneres ist, als wenn einige sagen: Kinder sind Kinder; und ein Vieh ist nur ein Vieh. Das Vieh ist zwar zum Nutzen des Menschen, aber nicht zur unnöthigen Marter und Qual erschaffen. Unmöglich wäre es mir, an einer solchen Viehmarter eine Freude zu haben, oder meine Kinder an eine so schädliche Lust gewöhnen zu lassen. Und jemanden anderen noch dabei um sein unschuldiges Vergnügen zu bringen, ist ja immer eine niederträchtige, jedem gesitteten Menschen unanständige, wenigstens einen Keim der Unredlichkeit verrathende, und der Nächstenliebe entgegen gesetzte Handlung, welche man Kindern nicht angehen lassen muß; damit sie sodann als erwachsen nicht das nämliche, und noch mehreres gegen ihre Nebenmenschen versuchen. Eine solche Lehre wird wohl in der Legende der Erzählung dieser That beigefüget seyn, weil das mehreren Eindruck macht, als eine Krankheit, in die nicht jeder muthwillige Pursche verfällt, und die hiemit auch nicht so zur Warnung dienet.

P. Pinx.

P. Pinx. Es steht nur überhaupt darinn, daß der heilige Mann den Knaben gesund gemacht, und ihn zum frommen Lebenswandel gebracht hat.

Skulp. Diese Lehre wäre mir zu wenig, wenn ich eine Legende schriebe. Denn daran liegt wenig, daß ein Haas, der sich verlauft, zahm gemacht wird; und die oberflächliche Erzählung, daß der Knab nachhin frömmer geworden, ist unzulänglich, dasjenige bei dem Leser hervorzubringen, was eben in Ansehung dieser That demselben anpassend und mit Nachdruck zur nützlichen Erbauung, Warnung, und Belehrung hätte eingepräget werden können. Auf diese Weise, dächte ich, könnten auch Kleinigkeiten in den Legenden und Erbauungsbüchern benutzet werden, statt dessen, daß man aus Kleinigkeiten grosse Mirakel nur zur Bewunderung schnitzen will.

P. Pinx. Tausend hinein! sie sollten sich Mühe geben, daß sie ein Normalschullehrer werden. Sie macheten ihre Sache vortreflich zur Aufklärung, wie man sie jetzt haben will.

Aber

Aber lassen wir das. — Schauen sie mir dieses Pferd an! Dieses hat der heilige Papst und Martyrer Johannes auf der Reise nach Korinth geritten.

Skulp. Die Zeichnung ist gut; aber was solle an diesem Pferde sonst besonderes seyn?

P. Pinx. Der heilige Mann wollte sich keines Pferdes bedienen, welches muthig wäre, und ihn mit Springen und hartem Trab zu sehr schüttelte, sondern einen sanften Schritt fortgieng.

Skulp. Ich bin auch ein schlechter Reuter, und würde bald abgeworfen seyn.

P. Pinx. Die Gemahlinn eines adelichen Herrn in der Nachbarschaft machte sich eine Freude daraus, ihr Reitpferd zu Diensten des heiligen Papsten zu überlassen. Und gedenken sie nur, was geschehen ist. Nachdem es der Papst geritten, und wieder zurückgeschickt hat; hat es kein Weibsbild mehr auffitzen lassen. Springen, wiehern, schlagen, beißen und spreitzen gieng

an,

an, daß es wetterte, und das Feuer von Steinen davon floh, so oft ein Weibsbild aufsitzen wollte. Der adeliche Herr behielt es keine Stunde mehr, sondern schickte dieses (wie Ribadeneira sagt) mehr als etwas natürliches deutende Roß dem Papst zum Geschenk.

Skulp. Da sage ich nichts darauf. Ich verstehe mich nicht auf Pferde. Die adeliche Frau wird es aber doch heimlich verdrossen haben, daß ein Pferd, worauf der Papst gesessen, kein Weibsbild mehr auffitzen ließ. Nun ein Pferd konnte sie leicht verschmerzen; aber wenn der Papst öfters in das Pferdauslehnen gekommen wäre, so hätte die adeliche Frau wohl selbst nicht Pferde genug gehabt.

P. Pinx. Hier haben sie einen ganzen Bienenschwarm, der dem heiligen Isidor Erzbischof zu Hispali, da er noch in der Wiege lag, eine geraume Zeit zur Vorbedeutung seiner künftigen Weisheit um den Mund herum schwärmte.

Skulp. Eure Hochwürden wissen, daß der Weltweise Plato kein Heiliger ist, und doch solle sich bei ihm ein solcher Anflug der Bienen ereignet haben. Ich habe ihn wenigstens schon im Kupfer so gestochen gesehen.

P. Pinx. Dieselben Bienen werden wohl entweder Teufeln gewesen seyn, oder sie sind aus einem nahen Garten zu ihm in's Zimmer gekommen. Bei einem Philosophen, oder Heiden, oder Ketzer muß man aus solchen Begebenheiten keine mirakulose Vorbedeutung machen. Das muß nur bei unseren Heiligen geschehen, gleichwie dann das nämliche Mirakel recht schön in den Legenden auch vom heiligen Ambrosius, und vom heiligen Dominikus zu lesen ist.

Skulp. Verzeihen mir euer Hochwürden, daß mir das eben verdächtig vorkömmt, daß die Legendenschreiber bei mehreren Heiligen mit ganz gleichen Mirakeln aufgezogen kommen.

P. Pinx. Leider! wird heut zu Tage gleich alles verdächtig, was ehe immer von from-

men

men Männern ohne allen Zweifel als ein Mirakel erkannt und verehret worden ist. — Haben sie diesem Baum etwas auszusetzen?

Skulp. Nicht das mindeste.

P. Pinx. Dieser Baum stunde nächst dem Grabe der heiligen Gudula, und fieng mitten im Winter zu blühen, und zu sprossen an.

Skulp. Der Winter wird ungezweifelt ausserordentlich gelind gewesen seyn. Das hat sich in unseren Ländern auch schon ereignet, und zwischen Gräbern ist auch die Gährung in der Erde grösser.

P. Pinx. Nur der lieben Natur immerfort was zu Gutem geredet! — Aber kam das auch von der Natur her, daß, wie der Sarg der heiligen Gudula nach Morzella in die Kapelle Sancti Salvatoris übersetzet worden, auch dieser Baum zugleich sein voriges Erdreich verlassen, und samt Wurzeln, Blättern, Blüthe vor die Thüre der Kapelle sich hingepflanzet hat?

Skulp.

Skulp. Nun die Bäume lassen sich ja versetzen; und es ist noch kein Glaubensartickel, daß er sich selbst versetzet hat. Uibrigens hat sich in unserm Lande ein grosser Theil eines Waldes von einer Anhöhe tiefer in das Thal hinabversetzet, weil die Erde durch unterirrdische Wässer sich von der Felsen gelöset, und sich selbst weiter hinab geschoben hat.

P. Pinx. Seyn sie still mit ihren Erklärungen. — Sehen sie mir lieber diese Schwein an.

Skulp. Diese ist stattlich gemalen. Die Borsten sind nur zum angreifen.

P. Pinx. Die Schwein ist der Teufel, der in dieser abscheulichen Gestalt mit vielen Grunsen und Schreien aus der Kirche sich durch das Volk hinausgerissen; aus jener Kirche nämlich, welche der heilige Papst und Kirchenlehrer Gregorius den Arianern wieder abgenommen, und vom neuen eingeweihet hat.

Skulp. Nun das werde ich gleich einem mir gutbekannten Pfarrer erzählen, der mir neulich geklagt hat, daß ihm öfters Schweine von der Gasse in die Kirche laufen. Diese Schweine werden ja nicht etwa arianische Teufeln seyn?

P. Pinx. Sie mögen nun spassen, wie sie wollen; so ist es kein gutes Zeichen, wenn Schweine in eine Kirche kommen.

Skulp. Ich nehme es für ein Zeichen, daß die Leute auf ihre Schweine, und die Kirchendiener auf die Kirche nicht die gehörige Nachsicht pflegen.

P. Pinx. Diese Löwen haben mir viele Mühe gemacht. Sie sind jene Löwen, von welchen Ado und der heilige Antonius sagt, daß sie den heiligen Martyrer Ignazius, der ihnen vorgeworfen wurde, nur erdruckt, nicht aber beschädiget haben.

Skulp. Beschädigung genug, wenn man erdruckt wird.

P. Pinx.

P. Pinx. Ribadeneira hält es mit denen, welche schreiben, daß die Löwen den Heiligen anfielen, zerrissen, und bis auf die Beine frassen.

Skulp. Neben dem Löwen liegt ja ein Herz?

P. Pinx. Das ist das Herz des Heiligen, welches nach seinem Tode eröfnet worden, und worinn man den Namen Jesus mit goldenen Buchstaben geschrieben fand.

Skulp. Wie geht denn das mit dem zusammen, daß der Heilige bis auf die Beine von den Löwen gefressen worden. Man hat ihn ja also nach seinem Tode nicht mehr eröfnen können.

P. Pinx. Wenn der Ado und der Antonius recht hat; so blieb ja das Herz übrig; wenn aber die andern recht haben, welche sagen: Ignazius sey bis auf die Beine gefressen worden; so müßte ich freilich in mehreren Legenden nachsuchen, wie Ignazius nach diesem Tode wieder geöfnet, und im Herz die goldene

Innschrift gefunden worden. — Da haben sie einen anderen Löwen, der hat die heilige Maria aus Egypten begraben.

Skulp. Auch gefressen?

P. Pinx. Behüte Gott! Ein gottesfürchtiger Ordensmann aus einem Kloster nächst des Jordans Namens Zozimus traf im Walde diese büssende Mariam an, die ganz verwildet war, und beinahe keinem Menschen mehr glich; denn die Haut war schwarz und verbrannt von der Sonne, der Kopf glatzigt, die wenigen Haare grau und taubenweis über die Schulter hangend. Sie lief anfänglich, und der alte Zozimus konnte ihr kaum folgen. Endlich beschwor er sie aber, daß sie bliebe; er kannte sogleich in ihr eine heilige Einsiedlerinn, knieete vor ihr nieder, begehrte von ihr den Segen, worüber aber sie niedergekniet, und vom ihm den Segen begehrte.

Skulp. Das ist auch wunderlich. Sind sie so knieen geblieben? hat er ihr, oder sie ihm den Segen gegeben?

P. Pinx. Zozimus hat es nicht anders gethan, sie hat ihm den Segen geben müssen. als sie hernach aufgestanden, erzählte sie ihm ihren vorhinigen Lebenslauf, ohne daß er nöthig gehabt hätte, auch ihr den seinigen zu erzählen, weil sie denselben aus göttlicher Eingebung schon gewußt hat. Beide weinten dabei ganz entsetzlich; und endlich giengen sie wieder voneinander, sie mit trockenem Fuße über den Fluß Jordan, und er in sein Kloster. Vermög des ihr gemachten Versprechens wollte er sie nach Jahr und Tag in derselben Einöde wieder aufsuchen. Allein nach vielem Suchen fand er sie todt auf der Erde liegen, und neben ihr im Sande geschrieben: **Vater Zozime! verscharre den geringgeschätzten Leichnam der erbarmungswürdigen Maria. Bitte Gott für mich, die ich den neunten April nach Nieſſung des heiligen Abendmahls den Abend vor dem heiligen Charfreytag verschieden bin.**

Skulp. Von wem hat sie denn das heilige Abendmahl in der Wüste bekommen?

P. Pinx.

P. Pinx. Vom Zozimo; woraus eben Zozimus erkannte, daß sie gleich darnach gestorben, als er sie voriges Jahr verlassen hat.

Skulp. Also blieb sie todt, und die Innschrift im Sande unverletzt durch ein ganzes Jahr, bis Zozimus wieder kam?

P. Pinx. Das versteht sich von selbsten; Nun aber war dem Zozimo, nachdem er der Verstorbenen die Füsse geküßt, und die Tagzeiten für die Abgestorbenen gebethet hat, bange, wie er ohne allen Werkzeug ein Grab zurichten werde. Und sehe ein Wunder! Ohnversehens bricht ein entsetzlicher Löw aus dem Gebüsche hervor, schleicht sich hinzu, und küßt der Maria auch die Füsse, wie der Zozimus. Zozimus, der sich alsogleich auskannte, befiehlt der ungeheuren Bestie, in die Erde zu scharren, und das Grab herzurichten; und dictum factum hergerichtet war's. Die Maria wurde hineingelegt; der Löw kratzte wieder die Erde über das Grab, und gieng sodann wie ein Lamm in den Wald; Zozimus aber kehrte mit seinem Mantel, den er voriges Jahr

der Maria zur Bedeckung geliehen hat, weil sie vorher nacket herumgegangen, in sein Klo-ster zurück.

Skulp. Ich hätte zu dieser Maria aus Egyp-ten nicht kommen dürfen; sie hätte müssen mit mir gehen, und ich hätte ihr sonnenklar be-wiesen, daß sie mehr Gott dienen, mehr Buß-se thun, und dem Wohlstande sowohl, als den übrigen Pflichten eines Menschen eher genug-thun könne, wenn sie nicht wie ein wildes Thier gefährlich und ohne Hilfe im Walde herumirret, sondern sich gleich anderen vernünf-tigen Leuten mit auferbaulichem und ehrsamem Leben fortbringet. Statt der vorhinigen üb-len Handlungen sich guter Handlungen befleis-ßen, das ist die Frucht einer wahren Busse; das ändert den Menschen. Man muß ein an-derer Mensch, kein Waldthier werden.

P. Pinx. Ich bitte, seyn sie mit ihren Buß-vorschriften nicht so leicht.

Skulp. Seyn sie versichert, denen, die ein übles Leben gewöhnt haben, fällt es nicht leicht,

leicht, sogleich ein besseres Leben anzunehmen. Statt des Vollsaufens nüchtern bleiben, statt des geitzigen Geldzusammenscharrens redliches Allmosen geben, statt des üppigen wollüstigen Lebens sich ehrbar und eingezogen beweisen, statt des Müssiganges wacker arbeiten, statt der gewohnten Unordnung ordentlich leben; das kömmt nicht leicht an. Ein erhitztes Gehirn kann einen geschwinder in einen Wald laufen machen; ein solcher Entschluß kömmt mehr von einem erhitzten Gehirne, als von einer reifen Uiberlegung her. Gott dient man nicht, wenn man die Pflichten gegen sich und seinen Nächsten bei Seite setzet, und die Handlungen, die man bessern sollte, gar unterläßt. Ein Mensch bedarf des anderen seiner Hilfe. Im Walde bin ich der Hilfe andrer, und andere sind meiner Hilfe entzogen. Im Walde gebe ich denen, welchen ich böse Beispiele gegeben habe, keine bessere. Weder die Seele, weder der Leib erhält in einer wilden Lebensart die nöthige Nahrung, Bildung, und Vollkommenheit, die wir in der menschlichen Gesellschaft, wohin uns Gott gestellet hat, zu erlangen trachten müssen. Nun wenn sich Chri-

sten zur Zeit der Verfolgungen, wo sie nirgends gelitten, sondern überall verfolget und getödtet worden, in die Wildnissen verloffen, da lasse ich es gelten; denn das geschah eben, um sich nur noch zu erhalten, wie es anders nicht möglich war. Aber sich ohne Noth gar aller menschlichen Gesellschaft und Hilfe entziehen, das heißt wider das natürliche und geoffenbarte Gesetz handeln, oder man ist blödsinnig.

P. Pinx. Ereifern sie sich nur nicht so stark. Ich lasse sie bei ihren Meynungen, und ich bleibe bei meiner Denkungsart. Wir sind deßwegen doch gute Freunde, wenn nur meine Sammlung in Kupfer gut gestochen wird. Werden sich schon Liebhaber darum finden, die auch noch so denken, wie ich denke. Fahren wir jetzt in Ansehung meiner Malereyen weiter fort. Da haben sie wieder einmal einen Bärn; dieser hat dem heiligen Abten Kolumbanus Platz machen müssen.

Skulp. Was ist das wieder für eine Begebenheit?

P. Pinx.

P. Pinx. Nun der heilige Kolumbanus suchte in der Wildnuß einen bequemen Ort zur Verrichtung seiner Andachtsübungen, und fand auf einem sehr hohen Berge eine finstere Höhle oder Bergkluft. Der heilige Mann kriecht durch den sehr engen Antritt hinein; trift aber darinn einen hoch erwachsenen Bärn an, der unbeweglich liegen bleibt, und ihn trotzig anschaut. Ein anderer wäre auf der Stelle aus Furcht gestorben. Der heilige Mann sagte aber nur: **Marschire! und sehe dir um eine andere Herberg um;** und der Bär schlich sich fort, und überließ seinem wunderthätigen Gebieter den Platz, worinn der heilige Mann seine Einsiedeley errichtete, und zur Erquickung aus dem harten Felsen einen kristallklaren Brunnen erweckte. Was sagen sie zu dieser übernatürlichen Bärntreibung?

Skulp. Nichts. Belieben sie nur in der Sammlung fortzufahren.

P. Pinx. Da haben sie abermal einen Bärn. Der fraß das Pferd, welches dem heiligen Hubert und seinen Gefährten auf der Reise

nach

nach Rom den Pack nachtrug, in wehrender Zeit, als die Heiligen ein Schläflein machten, und das Pferd waiden liessen. Aber der heilige Hubert, da er vom Schlaf erwachte, und das Specktackel sah, ergriff gleich den Bärn, und sagte zu ihm: **Nun magst du unseren Plunder selbst tragen, und solust mir auch nicht los seyn, bis unsere Reise vollendet ist.** Der Bär schlich sich mit gehenktem Kopfe hinzu, ließ sich alles Geräth geduldig aufbinden, folgte ihnen als ein zahmes Hausvieh allzeit auf dem Fuße nach. Wenn es zur Einkehre kam, und man ihm die Bürde abpackte, schlich er furchtsam von einem zum anderen, bettelte ein Futter, verfiegte sich alsdann wiederum zu seinem Pack, selben zu bewachen. Sie können sich einbilden, wie die Leute in den Dörfern und grösseren Ortschaften, durch welche die Reise gieng, zuliefen, und Mäuler und Augen hierüber aufrissen, daß ein grimmiger Bär ein so leitsamer Sackträger geworden. Und in Rom würde der Auflauf gar entsetzlich gewesen seyn. Deßwegen, und damit die heiligen Pilgrame nicht in Gefahr kämen, durch ein eitles Ehrenwindlein angeblasen zu

wer=

werden, mahnte ein Engel den Papst, er wolle ihnen jemanden entgegen schicken, und befehlen lassen, den Bärn nicht nach Rom zu bringen, sondern denselben im Walde zu entlassen, welches auch geschah.

Skulp. Därfen ja auch zu uns nicht mehr Herumreisende mit Bären kommen.

P. Pinx. Da sehen sie einen Stein.

Skulp. Der hat ja die Gestalt eines Laib Brodes?

P. Pinx. War auch vormals ein Brod, welches eine Bäurinn am Feste des heiligen Leopolds backen wollte; aber eben deßwegen wurde es zu Stein. Da lernte die Bäurinn das Geboth; du sollst den Sabath heiligen.

Skulp. Von Heiligung des Sabaths hat, soviel ich weis, Christus selbst die beste Lehre gegeben. Er ließ den Esel, der am Sabath in Brunn gefallen, zu keinem Petrifikat werden.

P. Pinx.

P. Pinx. Da haben sie Läuse auch.

Skulp. Diese giengen noch ab.

P. Pinx. Es sind die Läuse, welche der heilige toletanische Bischof Ludowick in der Visitazion seiner Diözes bei einem Bettelweibe aufklaubte, die er selbst Beicht hören, trösten, und beschenken wollte. Die Bedienten wollten ihm hernach die Läuse wieder herabklauben. Er gestattete es aber nicht, sondern sagte: **Laßt sie nur sitzen.**

Skulp. Bei armen Leuten, die sich nicht sauber halten, bekömmt man bald Läuse, und daß der heilige Bischof deßwegen sich nicht abschrecken ließ, zu dem armen Bettelweib zu gehen, ist recht löblich. Aber sodann sich von aufgeklaubten Läusen nicht befreyen lassen, sehe ich weiters für keine Tugend an, weil sich unsauber halten, eine Untugend ist.

P. Pinx. Diese Blume geht auch den heiligen Ludwig an. Wegen seiner englischen Reinigkeit wuchs ihm nach dem Tode eine Blume

gleich

gleich einer Rose aus dem Munde hervor, welche, wie sie sehen, in roth und weisser Farbe eine annehmliche Gestalt hat. Dieser Heilige sah niemal einem Weibsbild frei in's Angesicht.

Skulp. Ich sehe allen Leuten gern in das Gesicht, und kann nichts weniger leiden, als diejenigen, die den nicht ansehen, mit dem sie reden. Man darf sich deßwegen an einem Gesichte nicht sündlich vergaffen.

P. Pinx. Ist dieser Heuschreck nicht allerliebst? Dieser Heuschreck kam durch acht Tage zum heiligen seraphischen Franz so oft, als er ihn rufte. Er setzte sich auf seine Hand, sang, wie, und solange er es haben wollte. Endlich ließ er ihn zu den seinigen hinziehen, gab ihm den heiligen Segen, und er war nicht mehr zu sehen. — Dieser Schwarm allerhand Vögel bezieht sich auch auf den heiligen Franz. Er stellte sich mitten unter sie, um ihr Gesang zu hören. Sie schwiegen aber alle; doch floh keiner davon, sondern sie neigten ihre Köpflein, gleich als grüsseten sie ihn, und waren auf

das bereit, was er befehlen würde. Hierauf hielt ihnen der heilige Franz eine kurze, aber so schöne Christenlehre, wie sie Gott loben sollten, daß die Vögel nach dem Ende der Anrede alle zusammen hell aufschrieen, die Flügel schwangen, die Hälse empor streckten, und allerhand Freudenzeichen gaben. Der Wundermann konnte auch einen Vogel nach dem andern mit Händen berühren, ohne daß einer davon wich, bis er ihnen den Segen samt der Erlaubniß gab, hinweg zu fliehen.

Skulp. Ich kenne einen Herrn, der alle Tage sich das Vergnügen macht; nach der Tafel die Spatzen zu füttern. Sobald er nur die Fenster aufmacht, und ihnen pfeift, fliehen sie schon dahin, schreien, lärmen, warten auf ihr Futter, setzeten sich ihm beinahe auf den Kopf und Hände, wenn er nicht mit dem Futter eilte, fressen ohne Scheu vor seiner, und wenn sie gefressen haben, haben sie auch von ihm Erlaubniß, wieder davon zu fliehen.

P. Pinx. Er macht ihnen aber keine Predigt.

Skulp.

Skulp. Ach ja! er redet in wehrendem Futtern immer mit ihnen.

P. Pinx. Das war doch ganz anders beim heiligen Franz. Der legte auch den Vögeln das Stillschweigen auf, wenn sie ihn im Predigen hinderten. Das that er den Schwalben, die sie hier gemalen sehen. Er sagte nur: Meine Schwestern! jetzt ist das Reden an mir, ihr habt lang genug geplaudert; könnt schon eine Zeitlang die Schnäbel halten, bis ich mit meiner Predigt fertig bin. Das nämliche that er einmal beim Brevierbethen.

Skulp. Warum sagte er denn, meine Schwestern? waren sie denn nur Weibeln, die so plauderten, und ihre Schnäbel halten sollten?

P. Pinx. Das weis ich nicht; aber das weis ich, daß sie augenblicklich still schwiegen, und sich nicht rührten, bis die Predigt vorbei war. — Ist das nicht ein schöner Hirsch, ein Zwölfer?

Skulp. Stattlich.

P. Pinx. Diesen verfolgten die Jäger, und sprengten ihn in das Thal, wo der heilige Hubert ein Kloster baute, und eben seinen Mantel auf die Erde legte. Diesen Mantel sehen, und sich sogleich in demselben einwickeln, war bei dem Hirschen eines. So eingewickelt setzte er sich ohne Furcht, und vielmehr trotzig den bellenden Hunden entgegen. Die Jäger selbst mußten lachen, bis sie erkannten, daß dem Hirschen von dem Mantel des heiligen Mannes die übernatürliche Stärke, und solcher Muth mitgetheilet wurde; worauf sie dem Heiligen zu Füssen fielen, und ihr ganzes Vermögen zum Eigenthum des neuen Klosters anbothen. — Ich habe es ihnen nicht vor übel, Herr Skulpsit! daß sie lachen; wie ich gesagt, so haben die Jäger auch gelacht. — — Hier ist wieder etwas ernsthafteres.

Skulp. Das sind zwey Lämmer?

P. Pinx.

P. Pinx. Diese bekam der heilige Franz zum Geschenk; und ermahnte sie, fein im Kloster zu bleiben, fleißig in die Kirche zu gehen, und keine heilige Messe zu versäumen. Beide Lämmer befolgten dieses genau, bleckten mit den Geistlichen im Chor, knieeten auch nieder; und das eine, welches der heilige Franz bei seiner Ausreise einer adelichen Frau in Verwahrung gab, ließ dieser Frau, wenn sie nach dem Gebrauch der Weiber zauderte, mit Blecken, Stossen, Treten, und Herumtrappeln keine Ruhe, bis sie sich aus dem Hause packte, und zur Kirche gieng.

Skulp. Einige Lämmer lassen sich wirklich abrichten, wie die Hunde; aber was schon ein Schöps ist, nimmt nicht mehr so leicht einen Unterricht an.

P. Pinx. Da sehen sie einen goldenen Stab.

Skulp. Dieser Stab gehört hiemit als Material in gegenwärtige Sammlung?

P. Pinx.

P. Pinx. Ein armer Mann wollte von einem Reichen auf künftige Bezahlung und Zinse Getreid borgen. Der Reiche sagte; ich gebe nichts, bis ich nicht ein Pfand habe. Dieser Arme nahm zum heiligen Spiridion seine Zuflucht, und der Heilige gab ihm diesen goldenen Stab, um denselben als ein Pfand hinzugeben. Richtig erfolgte nun Getreid zur Hausnothdurft und zur Aussaat im Uiberflusse. Nach der Aernte konnte nun der Arme ganz leicht seine Schuld bezahlen, und den goldenen Stab hiemit wieder auslösen. Aber sehe Wunder! der dem heiligen Spiridion zurückgebrachte Stab wurde auf dessen Gebet eine Schlange, die er vorher gewesen.

Skulp. Also gehöret dieser Stab eigentlich in das Thierreich. Das war ein Glück, daß der goldene Stab nicht vor der Zeit wieder zur Schlange geworden; der reiche Geitzhals wäre erschrocken, wenn er gesehen hätte, eine Schlange statt des Goldes zu haben. Uibrigens versichere ich euer Hochwürden, daß mir dieses Mirakel mit dem Goldmachen auf solche Art das allerliebste wäre. Da brauchte es kein

Labo-

laboriren, oder sein eigenes Geld in Rauch aufgehen lassen, und statt an einen Goldstab an Bettelstab zu kommen.

P. Pinx. Da haben wir abermal ein Pferd. Dieses ist aber eigentlich eine schöne Frau, welcher ein geiler Venusbub nachsetzte. Da er nichts ausrichten konnte, bemühte er sich durch einen Zauberer das Liebesband zwischen ihr und ihrem Ehemann zu zerreißen. Der Zauberer richtete aber auch nichts aus.

Skulp. Das glaube ich; denn ich halte ein für allemal nichts auf Zaubereyen, die nur dort noch geglaubt werden, wo die Leute dumm sind.

P. Pinx. Der Zauberer hat doch so vieles ausgerichtet, daß die Frau dem Schein nach die Weibsgestalt verlohren, und von allen für ein Pferd gehalten worden. Der betrübte Ehemann wußte auch nichts anderes zu thun, als diesem Pferde einen Zaum anzulegen.

Skulp. Wollte Gott! es liesse sich manche Frau einen Zaum anlegen.

P. Pinx. Aufgezäumt führte er also seine Frau als Pferd zum heiligen Makarius, der ihr aber mit dem Weihwasser gleich die vorige Gestalt gab, und sie ermahnte, nicht so selten in die Kirche zu gehen.

Skulp. Die Frau wird froh gewesen seyn, daß sie wieder in ihr Zimmer gekommen. Denn solange sie Pferd war, wird sie ungezweifelt der Mann in seinem Stalle, oder wohl gar in einem fremden Stalle haben einstellen müssen.

P. Pinx. Da haben wir wieder einen Löwen. Dieser klopfte bei der Thüre des heiligen Makarius von Alexandria an, gieng sodann in sein Zimmer, und legte dem heiligen Mann eines seiner Jungen vor die Füsse, welches blind war. Der Heilige wußte gleich, was das Thier verlange; strich dem jungen Thiere seinen Speichel in die Augen, und machte es sehend. Des anderen Tages kömmt die alte Löwinn wieder, und bringt dem Heiligen aus

Dank

Dank ein grosses Schaaffell. Der Heilige aber sagte: Ich mag kein gestohlenes Gut haben; ich will eben keinen anderen Dank, als daß du mir versprechest, künftig keinem Vieh der armen Leute einen Schaden mehr zu thun. Worauf die Löwinn mit Gebärden, welche den sicheren Gehorsam andeuteten, wieder davon gieng. Makarius behielt aber doch das Schaaffell, weil es schon da war; schenkte es dem heiligen Athanasius, und dieser dem heiligen Melaniæ.

Skulp. Wenn ich das könnte, was der heilige Makarius kann; so blieb ich in keiner Zelle, sondern gieng unter den Leuten herum, und wollte lieber blinde Menschen sehend machen, als einen Löwenokulisten abgeben.

P. Pinx Warten sie; da haben wir abermal zween Löwen, die dem alten Waldbruder Antonius den heiligen Waldbruder Paulus begraben halfen,

Skulp. Wir haben ja schon vorher bei der Maria aus Egypten einen Löwen als Todengra-

graber gesehen. Wie ich schon gesagt habe, so haargleiche ausserordentliche Begebenheiten bei verschiedenen Heiligen scheinen mir verdächtig, und von dem einen Heiligen für den anderen abgeborget.

P. Pinx. Wieder etwas aus dem Pflanzenreich. Etwelche Bäume und Kräutlein, welche im kältesten Winter grünten und hervorkamen, da bei ihnen der Leichnam des heiligen Benedikts vorbeigeführet wurde.

Skulp. Auch diese Begebenheit haben wir schon bei der heiligen Gudula gesehen.

P. Pinx. Als wenn nicht ein Heiliger das nämliche Mirakel wirken könnte, wie der andere.

Skulp. Ja es ist nur die Frage, ob es gewirket worden, oder ob nicht vielmehr die Legendenschreiber sich die Sache bequem gemacht, und die Leben der Heiligen mit ganz gleichen Begebenheiten angefüllet haben, um nur etwas nach ihrer Absicht hinzuschreiben.

P. Pinx.

P. Pinx. Seyn sie still! Schauen sie mir lieber den ungeheuren Baum an, welcher dem Jupiter zu Ehren gepflanzet war, von dem heiligen Bonifazius aber auf einen Streich mit der Axte umgehauen wurde, worauf die Zuseher die Abgötterey verfluchten.

Skulp. Mir kömmt vor, dieser Baum war damal schon so modrigt, als die Abgötterey selbsten, die von der Stärke des Evangeliums und der hieraus verbreiteten Aufklärung so geschwind zu Boden geworfen wurde. — Aber um des Himmelswillen! wie kömmt denn der Teufel, den sie auf folgendem Blatte gemalen, auch in diese Sammlung?

P. Pinx. Dieses kleine Männlein ist kein Teufel. Es hat zwar Hörner auf dem Haupte, eine übergebogene Nase, und Geisfüsse; ist aber nur ein Faun oder Satyr, der sich dem heiligen Waldbruder Antonius, wie dieser den heiligen Waldbruder Paulus aufsuchte, in das heilige Gebeth empfahl. Dieser Faunus beklagte nichts mehr; als daß er und seines gleichen vorher von Heiden für Götter gehalten worden,

da sie doch nur sterbliche Geschöpfe sind, die es nun auch schon wissen, daß Gott für das allgemeine Heil auf diese Welt gekommen.

Skulp. Das ist das erstemal, daß ich von Faunen und Satyren, die ich so oft in Kupfer gestochen habe, dieses höre.

P. Pinx. Was wollen sie? Da sehen sie einen halb Mensch und halb Pferd, der dem nämlichen heiligen Antonius den Weg gewiesen hat, auf welchem er den heiligen Waldbruder Paulus antreffen werde.

Skulp. Halb Mensch und halb Pferd? das ist entsetzlich! das ist ja gerade aus der heidnischen Fabelgeschichte? ja es ist noch über die Frau, die zu einem Pferde geworden. Und eure Hochwürden glauben alles dieses?

P. Pinx. Auch nicht an einem einzigen Stücke habe ich den mindesten Zweifel. Uibel genug, daß es hierüber Zweifler giebt. — Aber sehen sie; wir sind schon bald am Ende. Das ist zwar etwas eckelhaft anzusehen; eine giftige

Spinne.

Spinne. Nicht wahr, das ist eine ausserordentliche, ja entsetzliche Grösse von einer Spinne. Diese ist dem heiligen Norbert Stifter des Prämonstratenserordens unter der Messe in den Kelch hineingefallen.

Skulp. Nun er wird das gethan haben, was für dergleichen Fälle in Meßregeln und Rubriken vorgeschrieben ist, und was ein jeder junger Geistliche weis, der seine erste Messe liest.

P. Pinx. Der fromme Norbert wußte nun einmal im Schrecken nicht, was er thun sollte, und wie immer bei ihm alles der Andacht weichen mußte, so überwand er Schrecken und Eckel, und schluckte das heilige Blut samt der Spinne herzhaft hinein.

Skulp. Pfui! pfui! pfui! das ist eine gräusliche Andachtsübung.

P. Pinx. Er selbst stellte sich nichts anders vor, als den Tod, welchen er knieend und be-

thend

thend erwartete. Aber sehe Wunder! in wehrendem Gebethe nießt er.

Skulp. Zur Gesundheit!

P. Pinx. Wirklich nießte er zur Gesundheit; denn die Spinne wurde durch die Nasenlöcher mit starkem Athemstoß herausgeblasen, ohne daß der Heilige den mindesten Anstoß von einer Unpäßlichkeit gehabt hätte.

Skulp. Weil wir schon bei einem nicht gar säuberlichen Gegenstande sind, nun so geht es in einem, daß ich euer Hochwürden sage; nichts sey natürlicher, als dieses, daß beim Heraufbrechen auch etwas durch die Nase herausgestossen werde. Uibrigens habe ich schon von Naturkündigern, und von Apotheckern gehöret, daß nicht alle Spinnen giftig sind, ja vielmehr einige Gattungen in der Arzney gebraucht werden. Ich sehe also bei dieser Geschichte nichts Mirakuloses, sondern theils etwas Eckelhaftes, theils etwas, so eine Unwissenheit in geistlichen Amtsverrichtungen zeiget, theils einen Mangel sogar an Kenntniß

des natürlichen göttlichen Verbothes, dasjenige, was man für tödtlich hält, zu genieſſen. Es kann ja gar keine wahre Andacht begreiflich ſeyn, die dem göttlichen Vernunftlichte entgegen geſetzet wäre, ſonſt hätte der Urheber der Natur und der natürlichen Geſetzen nachhin in dem geoffenbarten Geſetze ſich ſelbſt widerſprochen; dergleichen Widerſpruch von Gott zulaſſen, oder gar behaupten zu wollen, wäre eine der größten Gotteslästerungen.

P. Pinx. Aber nicht wahr; das ſind ſchöne Fanghunde? Dieſe haben zwar die Mitmartyrer des heiligen Anaſtaſius zerriſſen, und verzehret; den Leib des heiligen Anaſtaſius aber nicht beſchädiget, ſondern vielmehr denſelben gegen die Anfälle anderer Thiere bewachet.

Skulp. Bei einem Hunde, der ſchon genug gefreſſen hat, finde ich das auch ganz natürlich, daß er das übrige zwar nicht mehr anrührt, doch aber auch dieſes aus Neid ſich von anderen Thieren nicht hinwegnehmen läßt.

P. Pinx.

P. Pinx. Sehen sie! da kommen aber Hunde, die hungrig waren, und doch den Leib des heiligen Gordiani nicht fraſſen, ſondern denſelben fünf Tage bewacheten.

Skulp. O mein hochwürdiger Herr! genug, daß das nämliche Mirakel von den Hunden bei mehreren Heiligen ſchon wieder vorkömmt. Ich weiß nichts daraus zu lernen. Einige Leiber ſind von Hunden gefreſſen worden, andere ſind nicht gefreſſen worden. Durch dieſes Freſſen oder Nichtfreſſen, denke ich, hat ſich die Heiligkeit weder vermehrt, weder vermindert; weder wäre ſie auch hiedurch erprobet worden, wenn ſie nicht ſchon aus den vorgehenden Handlungen bekannt geweſen wäre. Ich habe Katzen zu Hauſe; die eine frißt die Mäuſe, die andere fängt ſie nur, und frißt ſie nicht. Auch die Maus freſſende Katze frißt oft etwelche Tage nichts, und läßt ſogar die Mäuſe liegen.

P. Pinx. Wenn ſie nur etwas als natürlich ausdeuten können, ſo iſt ihnen ſchon leichter. — Sehen ſie da eine Kuh. Der heilige

Ma=

Makarius von Alexandria ist zwanzig Tage ohne Speis und Trank in der Wüste herumgewandert, und hat aus Mattigkeit nicht mehr fortkommen können.

Skulp. Schon wieder ein Unternehmen wider die natürliche Pflicht, sich zu erhalten, und nicht zu verderben.

P. Pinx. Gott schickte ihm aber diese Kuh, um sich durch die Milch derselben die Kräften zu erholen; und diese Kuh folgte ihm auf dem Fuße nach, bis er wieder in seiner Zelle anlangte. — Sie werden sich wundern, wie hier der Rab und der Wolf zusammkömmt.

Skulp. Gar nicht; einen Raben und einen Fuchsen fand ich schon in mehreren Fabeln beisammen.

P. Pinx. Das ist aber keine Fabel, sondern das ist wahr, daß der Rab den Leib des heiligen Martyrers Vincentii nicht nur gegen alle Raubvögel bewahret, sondern auch sich einem gefräßigen Wolf, der den heiligen Leib

schon

schon anpacken wollte, auf den Kopf gesetzet, und mit Flügeln und mit dem Schnabel dem Wolf so zugesetzet hat, bis diesem der Appetit vergangen. — Sehen sie; da ist noch ein Rab, der das vergiftete Brod, welches dem heiligen Benedikt boshaft verehret worden, um ihm das Leben zu nehmen, auf Befehl des heiligen Mannes in ein Ort hat vertragen müssen, wo kein Mensch dazu kommen konnte. Der Rab wollte nicht recht daran bei dieser Arbeit, schrie, und flatterte um das vergiftete Brod herum; bis der heilige Benedikt sagte: **Fasse, fasse es nur beherzt auf!**

Skulp. Benedikt hätte dieses Brod wohl auf andere Art auch vertilgen können. Der Rab, wenn es wahr wäre, hätte mehr Geschicklichkeit gehabt, als unsere Legendenschreiber, die ihre fabelhafte Geschichten nicht dahin tragen, wo kein Mensch dazu kömmt, sondern solche dem armen Volke vorsetzen, um sie von einem besseren Genuß abzuhalten.

P. Pinx. Sie müssen immer etwas gegen die Legendenschreiber haben. — Hier haben sie

sie wilde Thiere nach der Menge, wie sie in der Wüste zum heiligen Blasius hineilen, um in ihren Leibesgebrechen kurirt zu werden; wornach sie auch bei ihm Arbeiter machten; so wie sich die Waldgeister bemühten, seine Beschirmer zu seyn.

Skulp. Uiber diese Malerei werde ich mich hart wagen; da ist mir einmal zuviel darauf. Hochwürdiger Herr! es wird schon spät.

P. Pinx. Warten sie nur noch ein wenig. Sehen sie; wir haben nicht mehr, dann etwa zwölf Stücke. Hier ist die Forelle Antonella.

Skulp. Diese Forelle heißt Antonella? Was ist das für eine Gattung Forellen?

P. Pinx. Diese war schon todt; aber der heilige Franz de Paula erweckte sie zum Leben; gab ihr den Namen Antonella, und sie wurde so zahm, daß sie gleich zuschwamm, und sich mit den Händen berühren ließ.

Skulp. Sie wird wohl noch nicht ganz tod gewesen seyn; sondern sich im frischen Wasser nur wieder erholet haben.

P. Pinx. Hören sie nur weiter. Diesen Fisch hat ein Priester gestohlen, und sich kochen lassen. Der heilige Franz de Paula, der durch himmlische Offenbarung den Thäter wußte, schickte also gleich einen Frater hin, den Fisch abzuholen. Der Priester läugnete anfangs; endlich warf er dem Frater den gekochten Fisch dergestalt vor die Füsse, daß der Fisch in viele Stücke zersprang. Das war gut. Der Frater klaubt die Stückel zusammen, und bringet sie dem heiligen Franz de Paula. Dieser redete den gesottenen Fisch also an: Meine liebe Antonella; wie ist man mit dir so übel verfahren! Das hast du von dem allzubegierigen Naschen; hättest du vom Priester das vorgeworfene Brod nicht so heißhungrig hineingeschluckt, wäre dir dieses Unglück nicht begegnet. Lasse es dir zur Warnung seyn, und siehe hinfür, wem du traust. Darauf warf der heilige Mann die Fischstücklein in

das Wasser, welche sich augenblicklich wieder aneinander gefieget, dergestalt, daß Antonella lebendig daher geschwommen, und so lange verblieben, als Franz de Paula gelebt hat. Nach dessen Tod hat sich aber keine Antonella sehen lassen.

Skulp. Das letzte, daß sich die Antonella nicht mehr hat sehen lassen, glaube ich vom Herzen.

P. Pinx. Da ist ein todter Löw. Dieser Löw hatte einmal eine Geschwulst am Fuße, nahm zum heiligen Gerasmus seine Zuflucht, wurde von ihm kurirt, und blieb sodann nicht nur bei ihm, sondern liesse sich auch gebrauchen, den Klostereesel, der aus dem Flusse Jordan das Wasser tragen mußte, zu hüten. Aus Uibersehen wurde ihm einsmal der Esel von einem arabischen Kameeltreiber gestohlen; und kehrte also nach fruchtlosem Suchen ganz traurig ohne Esel in das Kloster. Der heilige Abt, der nichts anderes vermeynte, als der Löw habe sich über den Klostereesel hergemacht, und ihn gefressen, verurtheilte den Löwen, künftig

tig statt des Esels das Wasser zu tragen; wovon er aber bald befreiet wurde, und einen anderen Esel zu schenken bekam. Nun gab der Löw auch besser auf den neuen Klosteresel obacht, und hatte bald das Glück, auch den gestohlenen Esel wieder zu bekommen. Der diebische Kameeltreiber kam nämlich wieder einmal mit dem gestohlenen Esel in die dortige Gegend; und dieser Esel, sobald er seinen alten Bekannten den Löwen ersah, lief von den Kameelen hinweg, und dem Löwen zu. Der Löw kannte sich auch gleich aus; nimmt den Esel mit dem Maul bei dem Zaum, wie er es vorher zu thun gewohnt war, und führte ihn mit freudigem Brüllen zu dem heiligen Abten. Dieser erkannte nun, daß der Löw unschuldig war; und das Kloster gewann auch dabei.

Skulp. Bemühen sich eure Hochwürden nicht weiter mit Erzählung dieser Eselsgeschichte.

P. Pinx. Mit dem, was die Eseln betrift, ist es jetzt schon gar; aber die Geschichte des Löwens ist noch nicht aus. Als der

hei=

heilige Abt starb, wollte es der Löw nicht glauben, bis er auf das Grab geführet wurde, wo er unter grossem Heulen sich den Kopf so lang auf die Erde stieß, bis er verreckte.

Skulp. Aber die Eseln sind noch lebendig geblieben?

P. Pinx. Von diesen meldet die Geschichte nicht mehr das mindeste. — Da haben sie nun aber auch zween Ochsen, welche von durchmaschierenden feindlichen Truppen einem Bauersmann weggenommen worden. Der Bauer hätte sie in seinem Leben nicht mehr bekommen; denn absolute wollten die Soldaten die Ochsen nicht mehr hergeben, und beruften sich sogar auf das Kriegsrecht. Aber der heilige Franziskus regis sagte dem Bauer; er solle sicher mitten unter die Soldaten hineingehen, seine Ochsen nehmen, und nach Haus führen. Der Bauer that es, und kein Soldat hat sich dagegen gerührt.

Skulp. Die Soldaten werden sich eines anderen besonnen haben. — Aber um des

Himmels willen! da kommen jetzt Hahnen und Hennen in der Menge; ein ganzer Mayerhof —

P. Pinx. Die heilige Ida, die, um ungehinderter ihre Andacht verrichten zu können, nur immer im Vorhofe der Kirche bethete, pflegte auch hiezu das Geflügelwerk, so sie in der Gegend herum sah, einzuladen. Sie kamen auch richtig, und blieben mit ihr bis zum letzten Evangelium. — Hier haben sie auch eine Menge Vögeln, welche, wie sie dem gesunden heiligen Franziskus Solanus aufgewartet; ihm auch in seiner Krankheit beim Fenster des Krankenzimmers eine liebliche Musik angestimmet, ohne sich vertreiben zu lassen. — Und jetzt kömmt ein weißes Vögelein, welches den heiligen Cajetanum Thieneum also angeredet: **Mein Cajetane! der ewige Friede sey mit dir! du sollst denselben auf ewige Zeiten nicht verlieren.**

Skulp. Den haben eure Hochwürden zu klein gemalen; das wird gewiß ein Papagei gewesen seyn. Und dann ist es auch nicht so wunderbar, als die Hahnen und Hennen, die

Meß

Meß gehöret haben. Ich lasse mir es aber doch nicht nehmen, die heilige Ida muß öfter dem Geflügel Futter zugeworfen haben; denn auch meiner Dienstmagd lauft unser und das benachbarte Geflügel zu, weil sie diese Magd schon kennen, daß sie, wo sie ein Geflügelwerk nur sieht, ihnen Brod, und was sie so bei Handen hat, vorwirft. Hiemit ist mir auch ganz begreiflich, warum das Geflügelwerk bei der Ida bis zum letzten Evangelium geblieben; denn nach dem letzten Evangelium wird wohl auch die Ida wieder zu ihren Geschäften gegangen seyn. Aber eure Hochwürden! auch ich habe jetzt höchste Zeit, daß ich zu meinen Hausgeschäften gehe.

P. Pinx. Nur diesen Stein sehen sie an. Ein persianischer Richter hat einen ungerechten Spruch gemacht. Der heilige Jakob Bischof zu Nisibi wollte die Ungerechtigkeit darthun, und befahl, daß ein grosser Stein, der in der Nähe gelegen, über dieses Urtheil in viele Stücke zerspringen solle; welches auch geschah.

Skulp. Es geschehen ja immerzu Sprüche, daß vielleicht darüber das ganze Rathhaus zerspringen würde, wenn nicht statt des heiligen Bischofs zu Nisibi ein Nisi dabei wäre.

P. Pinx. Nun haben wir nur noch zwey Stücke. Da ist ein Rab; dieser hat dem heiligen Kolumbanus einen Handschuh gestohlen. Was gilt's, sagte der Heilige, er bringt bald wieder das gestohlene Gut; seinen Jungen sey von nun an die Nahrung entzogen. Und wirklich stund es nicht lange an; kam der Rab, legte den Handschuh dem heiligen Mann vor die Füsse, und blieb dabei stehen, gleich als wäre er des Diebstahls wegen der Strafe gewärtig. Kolumbanus aber sagte: Es sey dir geschenkt; und sodann floh der Rab wieder davon.

Skulp. Es heißt nicht umsonst; der stihlt wie ein Rab. Was gilt's, die Legendenschreiber, wenn ihnen die Nahrung wäre entzogen worden, hätten das, was sie an Histörchen zu ihren Legenden gestohlen haben, auch wieder zurückgegeben.

P. Pinx.

P. Pinx. Das letzte ist also jetzt der Bär des nämlichen heiligen Kolumbani, der die Haut eines Hirschen, welchen schon die Wölfe vorher niedergerissen haben, zernagen wollte. Der heilige Kolumbanus ermahnte ihn, er solle von dem Naschen abstehen, damit die Haut nicht verdorben werde. Der Bär gehorchte, und der Heilige ließ die Haut holen, und im Kloster brauchbar machen.

Skulp. War gut auf ein paar hirschhäutene Beinkleider. Es ist nur viel, daß nicht schon ehe von den Wölfen, die den Hirschen gefressen haben, auch die Haut zerrissen und verletzet worden.

P. Pinx. Mein lieber Herr Skulpsit! Das ist nur der erste Theil meines Werkes. Es sind drey Theile von allerlei Gattungen Pflanzen, Steinen, und Thieren, mit welchen sich gleiche, oder ähnliche Wunder ereignet haben.

Skulp. Das ist, was ich gesagt habe, daß nämlich die Legendenschreiber theils aus Verlegenheit, in die sie bei den Lebensbeschreibungen

gen

gen-gekommen sind; theils um den einen Heiligen nicht weniger wunderbar, als den anderen zu machen, immer mit gleichen oder nur in etwas veränderten Wunderwerken daher kommen. Einen Heiligen gar ohne Wunderwerke zu lassen, wäre ihnen nicht möglich gewesen; weil sie die Wunder zum Wesentlichen eines Heiligen rechneten; da doch die Heiligkeit nur durch tugendhaften Lebenswandel sich erprobet.

P. Pinx. Disputiren wir nicht hierüber. Versprechen sie mir lieber, daß sie diese Sammlung bald in Arbeit nehmen, und so geschwind es immer möglich ist, liefern wollen.

Skulp. Befehlen eure Hochwürden mit mir in anderen Stücken; aber diese Sammlung kann ich nicht in Arbeit nehmen.

P. Pinx. Warum nicht?

Skulp. Ich machte mir ein Gewissen daraus, etwas beizutragen, daß solche Dinge unter die Leute kommen, wodurch nicht nur kein Glaubens- und keine Sittenlehre erkläret,

sou-

sondern vielmehr die Vernunft meiner Nebenchristen an das Fabelhafte forthin gehäftet würde. Ein Bild muß lehrreich seyn; und auch in der Kirche kann ich keine Bilder leiden, bei denen die Vorstellung nicht lehrreich ist. Hätten eure Hochwürden eine Sammlung Bilder gemalen, wo man von Heiligen da die ausgeübte Barmherzigkeit gegen die Armen, dort den Unterricht und nach Unterricht begierige Kinder, in einem anderen den arbeitenden Bauer oder Bürger, sorgfältige Hausväter und Hausmütter, wieder auf einem anderen die ihrem Landesherrn die Steuer willig zahlenden, und zum Besten des Vaterlandes sich anbiethenden Unterthanen, und so weiters, nicht nur bewundern, sondern sich sogleich die Nachahmung aus dem Bilde in das Herz übertragen könnte; so würde ich diese Arbeit mit Freuden übernehmen. Die Bilder müssen nicht nur die Stelle der Bücher vertretten, sondern sie müssen auch den nachzuahmenden Gegenstand für diejenigen noch anschaulicher machen, bei denen die Bücher dieses nicht vermögend sind. Gleichwie nun kein Buch taugete, worinn nur jeder Buchstabe als mirakulos bewundert werden müßte,

und

und hierdurch kein ordentliches und nützliches Lesen zusammgebracht werden könnte; so taugt auch ein Bild nicht, worauf nur Figuren und Mirakel zur Bewunderung, nicht aber nachahmliche Tugenden für jederman dargestellet werden. Und wenn noch dazu das Vorgestellte so sehr bezweifelt werden kann, ja die Vorstellung selbst zum Bezweifeln gegründeten Anlaß giebt; oder wenn auch solche Dinge vorgestellet werden, die man mit gesunder Vernunft, und ohne seine Pflichten zu verletzen, nicht einmal nachahmen dürfte; was für eine Frucht kann aus solchen Vorstellungen zur Ehre der Kirche, zur Belehrung des Verstandes, zur Beruhigung des Gemüthes, zur häuslichen Glückseligkeit, zum allgemeinen Besten erwachsen? Viele, besonders unter gemeinen Leuten, sehen alles gern voll Bilder; wissen aber nicht einmal die Namen, zu geschweigen die Handlungen der gemalenen Heiligen, die sie ansehen. Ist nicht also diesen Leuten mehr geholfen, wenn das Bild eine Vorstellung guter, tugendhafter, keine unächte Auslegung, und keine Zweydeutigkeit leidender Handlungen enthält, welche jeder gleich weiß, was sie sagen wollen;

len; wenn er auch den Heiligen, der diese Handlungen ausgeübet hat, nicht zu nennen weiß? Nein, Hochwürdiger Herr! ihre Sammlung kann ich nicht über mein Herz bringen.

P. Pinx. Mir ist leid; ich bin also gezwungen, meine Arbeit nach Augspurg zu schicken; dort findet sich gewiß ein Kupferstecher und Verleger, der sich ein Verdienst statt eines Gewissens daraus machen wird, dieselbe zu befördern.

Skulp. Ich dächte, eure Hochwürden sollen sich vorher bei unserem rechtschafenen Pfarrer Raths erholen. Eure Hochwürden sagten mir doch vorlängst, daß sie selbst alle Hochschätzung gegen diesen ehrlichen, verständigen, ämsigen, und auferbaulichen Mann haben.

P. Pinx. Diese Hochschätzung gegen ihn habe ich noch, und werde sie immer haben. Eben der aber wird meiner Sammlung Beifall geben.

Skulp. Wetten wir um etwas; er giebt keinen Rath und keinen Beifall hiezu. Genug,

ich

ich verspreche euer Hochwürden, daß ich nicht nur die ganze Sammlung unentgeltlich in Kupfer stechen; sondern ihnen jedes Stück mit drey Dukaten ablösen will, wenn er dazu einräthet, daß diese Sammlung unter das Volk verbreitet werden solle. Sie aber, hochwürdiger Herr! geben mir, wenn sie die Wette verlieren, nur für jedes Stück einen Dukaten Strafe.

P. Pinx. Sie wetten erstaunlich keck und zuverlässig.

Skulp. Ich kann hierauf leicht zuverlässig wetten, weil eben heut vor acht Tagen, da ich bei ihm war, und wir von verschiedenen Kupferstichen redeten, er mir eine recht schöne und gründliche Lehre über die Bilder, Mirakel, und Lebensbeschreibungen der Heiligen gab, nach welcher Lehre ich gewiß immer nicht nur meinen Kopf, sondern auch meine Arbeit zum Nutzen anderer Köpfe richten werde.

P. Pinx. Was? soll unser Herr Pfarrer auf keine Mirakel glauben, oder wohl gar wider die Verehrung der Heiligen seyn?

Skulp.

Skulp. Gehn sie nur zu ihm; sie werden es schon hören, welche Verehrung der Heiligen er auf das eifrigste vertheidiget, und wie er die Hauptverehrung derselben in der Nachahmung ihrer wahrhaft tugendhaften Handlungen setzet. Aber —

P. Pinx. Was aber?

Skulp. Nun, wenn sie zu ihm gehen, werden sie mehrere aber nacheinander hören. Aber von den Mirakeln, sagte er, die nicht im Worte Gottes geoffenbaret werden, ist keines ein Glaubensartikel. Die Legendenschreiber haben den Heiligen eine Menge Mirakel angedichtet, ja ganze Lebensbeschreibungen der Heiligen gerade aus ihrem Kopf genommen, und noch dabei so elend, so niedrig, und auf eine der Ehre Gottes, der Heiligen, und der Kirche unangemessene Art geschrieben, daß der Verständige mit Eckel und billigem Unwillen; der weniger Unterrichtete mit Zweifeln, die zuletzt sich gar auch bis auf das Wahre unseres Glaubens hinausziehen; der Glaubensgegner oder Spötter mit tausend Gelegenheiten, unserer Religion

(ob=

(obgleich zur Wesenheit derselben die Legenden und Erzählungen von Heiligen nicht gehören) hierüber Vorwürfe zu machen, und endlich der Einfältige mit zunehmender Finsternuß, worinn der arme Mensch zum Vortheil anderer herumtappen, und weder für seinen Kopf, weder für sein Gemüth und Herz was besseres finden solle, ganz überfallen wird.

P. Pinx. Aber um des Himmelswillen! Mirakel haben ja doch die Heiligen gewirket; denn diese wurden eben zum Beweis ihrer Heiligkeit gefodert, und auch vorgebracht.

Skulp. Und eben von Mirakeln sagt unser Herr Pfarrer, daß sie nicht zum Beweis der Heiligkeit genommen werden können; * da Christus selbst zu solchen, die in dem Namen des Herrn prophezeihet, Teufel ausgetrieben, und andere Wunder in Kraft dieses Namens gethan,

---

* Eulogius Apol. Tom. 4 hisp. illustr. Tertulianus de Præscr. c. 44. Epiphanius hæres. 30. n. 5. Cyprianus Tract. de bapt. hær. Tillemont hist. de l'Eglise T. 5.

gethan, sagen wird: Ich habe euch nicht gekannt, weichet alle von mir, ihr Uibelthäter! Hierauf sagte er mir von Wundern, die von Ketzern und Heiden ausgeübet worden, etwas aus einem Buche heraus, wovon ich mir aber den Titul nicht mehr gemerket habe. * Er wird euer Hochwürden dieses alles sagen, und haarklein beweisen.

P. Pinx. Auf diese Weise dürfte ich gar nicht voreilig seyn, und ihm nicht sogleich meine Absicht mit meiner Sammlung entdecken.

Skulp. Es ist besser, wenn sie zurückhalten, und ihn vorher nur auf den Diskurs von Mirakeln und Lebensbeschreibungen der Heiligen bringen. Sie lassen sodann gewiß ihre Sammlung, ja sogar eine Meldung davon bei Seite.

P. Pinx. Wer weiß es, ob ihm nicht doch meine Arbeit und meine Absicht gefällt.

Skulp. Gewiß nicht; denn das, was ich euer Hochwürden ehevor von Bildern gesagt habe,

* Baillet Abhandlung von den Geschichten der Heiligen.

be, habe ich alles aus seinem Munde. Er kann nichts weniger leiden, als nur Figuren und Mirakel auf den Bildern. Jedes Bild eines Heiligen, jedes Bild in einer Kirche soll nach seiner Meynung lehrreich, und eine Vorstellung einer nachzuahmenden guten und tugendhaften Handlung seyn. Um so mehr ist er gegen diejenigen Bilder aufgebracht, worauf fabelhafte Geschichten vorgestellet, oder wohl gar fehlerhafte Thaten der Heiligen mit Lorbern, himmlischer Glorie, oder einem Zusammfluge der Engeln gekrönet werden.

P. Pinx. Das ist doch zu viel, der Heiligen ihre Thaten für fehlerhaft halten, und sie auf den Bildern nicht gelten lassen wollen.

Skulp. Er läßt sie gelten, wenn auf dem Bilde nur auch vorgestellet ist! wie der Heilige darüber Reu bezeigte. Auf diese Weise, sagt er, dienen uns auch die Fehler der Heiligen, die auch Menschen waren, sowohl zum Unterricht, so etwas nicht zu unternehmen, was vielmehr zu bereuen wäre, als auch zur Warnung, daß, wenn sogar heilige Männer

in

in Schwachheiten verfallen sind, wir um so weniger auf uns selbst vertrauen, in unüberdachten Handlungen keine Heiligkeit suchen, vielmehr alles nach menschlichen, christlichen, gesellschaftlichen, und bürgerlichen Pflichten wohl prüfen; und dabei um keine Mirakel, sondern um die Gnade Gottes stets bitten sollen, damit wir wohlbedacht nach Vernunft und Gesetzen, und nicht willkürlich nach übertriebener Hitze des Gehirns und einer überspannten Einbildung handeln. Auf diesem Bilde (sagte er) sehen die Leute, wie der Heilige die Läuse, die von ihm selbst hinwegkriechen wollen, wieder zusammklaubt, und sich in Busen steckt; auf dem anderen, wie ein Heiliger Wanzen ißt; auf einem dritten, wie er sich in der Kothlache wälzet; auf einem vierten, wie er vom Hause und Hof, vom Pfluge und Arbeit, und aus der Gesellschaft aller Nebenmenschen davon läuft, um ein Waldbruder zu werden, und gleich dem Vieh zu verwilden; auf einem fünften, wie er alles unternimmt, was der Gesundheit und der Selbsterhaltung entgegen gesetzet ist; auf dem sechsten, wie Papst Gregorius der VII nach aufgehetzten Unterthanen ge-

gen ihren Landesherrn mit der Mathildis beim Fenster heraussieht, und der Kaiser in Verlegenheit kömmt, bloßfuß im Schnee vor dem päpstlichen Pallast zu stehen. Sollen die Ansehen dieser Bilder (machte er endlich die Frage) solche Handlungen gegen alle Pflichten der Vernunft und des Evangeliums, gegen Wohlstand und Ehrbarkeit, gegen die eigene und allgemeine Ruhe und Sicherheit nachahmen?

P. Pinx. Mein Kopf ist mir durch dreyßig Jahre, die ich in der Kartause lebte, nicht so warm gewesen, als sie mir ihn jetzt machen.

Skulp. Ich bitte eure Hochwürden; gehen sie nur zum Herrn Pfarrer, ihr Kopf kömmt gewiß wieder zu recht. — Ich empfehle mich; ich muß jetzt nach Hause gehen.

P. Pinx. Morgigen Tages besuche ich den Herrn Pfarrer. Leben sie wohl!

V.

Die betrübte Mutter.

P. Salesius. Meine beste Frau Myrhenbüschlinn! mich freut es, daß sie zu mir das Vertrauen haben, und mich in der Zuversicht ruffen liessen, daß ich ihnen Trost und Erleichterung ihrer Betrübnuß zu geben im Stande sey. Mit der Hilfe Gottes werde ich auch sie beruhigen, wenn sie mir folgen.

Fr. Myrhenbüschlinn. Eure Hochwürden dürfen versichert seyn, daß sie an mir das folgsamste Beichtkind haben werden.

P. Sales. Nun also meine beste Frau; glauben sie nicht, daß ich meine Trostrede mit dem anfangen werde, daß ich ihnen ihre Betrübnuß übel anrechne. Ich sage vielmehr; sie haben Ursache betrübt zu seyn. Ihr seliger Gemahl unterließ ihnen sechs Kinder, worunter noch eines Säugling ist. Er selbst war ein ehrlicher, verständiger, arbeitsamer Mann.

Ein Mann erst in seinem fünf und vierzigsten Jahre, der sie als seine Gemahlinn innigst liebte, an der Erziehung seiner Kinder seiner Seits nichts ermangeln ließ, hiezu auch durch die Gnade Gottes, und seine immer redlich verwendete Mühe kein geringes Vermögen erwarb. Ein Mann, der bei allen beliebt war, weil sich Arme und Rathsbedürftige an ihn mit gutem Erfolg wenden konnten, und weil er überhaupt gleichwie ein rechtschaffener Ehegatte und ein sorgfältiger Hausvater, also auch ein Freund seines Nebenmenschen, und ein guter sittlichst munterer Gesellschafter war. Sie samt ihren sechs Kindern sind nun seiner beraubt als eine Wittwe von 38 Jahren. Aber nachdem ich jetzt alles dieses deßwegen angeführet habe, damit sie einestheils sehen, daß ich die Ursache ihrer gerechten Betrübnuß erkenne; anderntheils aber gegen alles, wodurch in ihren Gedanken, und in ihrem Gemüthe die Fortsetzung dieser Betrübnuß unterhalten werden könnte, Punkt für Punkt ihnen Trost geben könne; so überlegen sie auch, daß der Tod ihres Herrn einmal durch den Willen Gottes beschlossen war; welchem unabänderlichen Willen eine vernünftige Frau,

und

und eine gute Christinn um so mehr sich fiegen muß, als sie hierdurch vor Gott und der Welt das Verdienst der standhaften Ergebung in die göttlichen Bestimmungen erhält, und sich zugleich ferners tauglich macht, die Erfüllung ihrer Pflichten fortzusetzen. Das grosse von dem Seligen so ehrlich erworbene Vermögen ist nicht nur für die ganze Familie, solange sie beisamm ist, hinreichend; sondern sie als Wittwe, und jedes Kind hat seine beträchtliche Erbporzion, dergleichen Tausende nicht haben. Sie haben einen Sohn von 21 Jahren, und eine Tochter von 18 Jahren, die ihrer weiteren guten Versorgung nahe sind. Binnen sechs Jahren ist der andere Sohn von 9 Jahren, welcher in die lateinischen Schulen geht, auch zu einer Bestimmung reif. Nun der Knab von 7 Jahren lernt auch schon fleißig; und das Mädchen von 5 Jahren hat die versprechendesten Gesichtsbildungen. Den kleinen Säugling wird Gott auch erhalten, und zu ihrem Troste heranwachsen lassen. Meine beste Frau Myrhenbüschlinn! so liebe, gesunde, wohlgestaltete, schon zum Theil erwachsene, und gut erzogene Kinder haben; ein Vermögen besitzen, wel-

ches auch unter so viele Erben getheilet noch reichlich ist; und für die Kinder einen Gerhaben erlangt haben, der selbst grossen Reichthum besitzet, und ihrem seligen Ehegatten an Verstande und allen übrigen vortreflichen Eigenschaften gleicht; dieses ist gegen jene Betrübnißursachen ein solches Uibergewicht daß es jetzt nur auf sie ankömmt, durch dasselbe die bisherige Schwere ihres Gemüthes heben zu lassen.

Fr. Myrh. O eure Hochwürden! es bleibt noch vieles übrig, was mein Gemüth in äusserster Betrübnuß niederhält.

P. Sales. Ich weis denjenigen Punkt wohl, worüber ich noch nichts tröstliches angeführet; ob ich ihn gleich unter den angeführten Betrübnißursachen schon selbst zählte, nämlich diesen, daß sie durch den Tod ihres Seligen zu einer jungen Wittwe geworden. Allein sie haben viele rechtschaffene Befreundte und Anverwandte. Diese werden ihnen hierüber den sichersten Trost, den besten Rath, und gewisse Beruhigung geben; besser als ein Geistlicher,

dem

dem es seine Sache nicht ist, und niemal seyn solle, einer Wittwe oder einem ledigen Frauenzimmer hierinn einen Rath zu geben, oder einen Geschäftsträger zu machen. Die Ermahnung, sich im Gebethe zu Gott, und mit Rathseinholung an rechtschaffene, verständige, und erfahrne Weltleute zu wenden, ist alles, was ein bescheidener Geistlicher bei einem solchen Geschäfte über sich nehmen wird.

Fr. Myrh. Um des Himmelswillen! Eure Hochwürden glauben etwa gar, daß mir wieder um eine Heurath zu thun ist? Nein behüte mich Gott! was das anbelanget; so bin ich froh, daß mein Ehestand aufgehöret hat.

P. Sales. Ich rathe weder zum Heurathen, weder zum Nichtheurathen; weil dieses einen Geistlichen gar nicht angeht. Ich meynte nur, dero frühzeitiger Wittwenstand könnte auch eine Betrübnußursache seyn; und nur weil sie über die von mir angeführten ersteren Trostgründe, worunter ich diesen Umstand nicht einmal berührte, noch nicht beruhiget waren; so

brach=

brachten sie selbst mich auf den Gedanken, doch auch über diesen Umstand soviel sagen zu müssen, als einem Geistlichen zusteht.

Fr. Myrh. Wären meine Aeltern nicht gewesen; ich hätte Zeit Lebens nicht geheurathet. Ich las allzugern die Lebensbeschreibungen der lieben Heiligen, und las, wie der heiligen Domitillæ vom heiligen Nereo und Achileo der Ehestand ganz abscheulich abgeschildert worden; wie sie hierauf das ihrem Bräutigam gegebene Versprechen Gott zu Lieb gebrochen, und die ewige Jungfrauschaft gelobet; wie der Bräutigam Aurelianus, der sie zwingen wollte, am Hochzeitfest im wehrenden Tanzen gestorben; wie der heilige Beichtiger Abraham, und ebenso die heilige schottländische Brigida vom Hochzeitfeste davon gelaufen, um nur die englische Reinigkeit zu erhalten. Die heilige Bertillia hat es doch bei ihrem Ehegatten dahin gebracht, daß er sie unangefochten gelassen; und dennoch war sie froh, daß sie durch seinen Tod vom Bande der Ehe vollkommen aufgelöset wurde. Die heilige Petronilla hat den nämlichen Tag, als ihr adelicher

Bräu-

Bräutigam Flakus sie zum Hochzeitfeste abhoolen ließ, sich in ihr Bett gelegt, und sich von Gott den Tod erbethen.

P. Sales. Meine beste Frau Myrhenbüschkinn! die Legenden sind kein Evangelium. Im Evangelium ist der Ehestand so wenig abscheulich angeschrieben, daß er vielmehr zu einem heiligen Sakrament erhoben ist. Bedenken sie nur, ob eine abscheuliche Sache ein Gegenstand eines Sakramentes seyn könnte. Sie selbst wären ja nicht auf der Welt, und nie in den Stand gekommen, die ewige Seligkeit sich zu verdienen, wenn keine Heurath vorgegangen wäre, aus welcher sie gezeuget worden. Glauben sie mir als einem Priester; in den Legenden sind oft so widersinnige Sachen geschrieben, daß es für einen vernünftigen Menschen nicht auszuhalten ist, und minder Unterrichtete die irrigste und ausschweifendeste Lebensart sich herausgenommen haben, wenn sie nicht gar verrückt geworden sind. Seyn sie froh, meine Beste! daß sie bescheidene Aeltern hatten, von welchen sie so glücklich, und an den rechtschaf-

fen-

fensten Mann verheurathet worden, der sie innig lich liebte.

Fr. Myrh. Er liebte mich freilich, und auch ich hätte ihn lieben können, wenn nicht sodann ein Theil meines Herzens Gott, dem ich es ganz gewidmet haben wollte, abgegangen wäre.

P. Sales. Ich bitte sie um alles in der Welt! Wie hätte denn Gott ein Theil ihres Herzens abgehen können, da sie ihm ganz zugehören? Auf diese Weise dürfte unser Herz sich nicht zur Liebe des Nebenmenschen, und besonders der Armen hinlenken, damit nicht ein Theil unseres Herzens Gott abgehe. Gott befiehlt sogar, uns selbst zu lieben, und er ist der, der die Eheleute vereiniget, und also will, daß sich die Eheleute einander lieben sollen. Alle diese Liebe hat sodann immer ihre Hauptrichtung nach Gott, der die ordentliche Liebe befohlen hat, und dem zu Liebe ein Nebenmensch den anderen, die Ehegatten sich einander, die Aeltern ihre Kinder, und die Kinder ihre Aeltern lieben müssen. Die Liebe Gottes

besteht in der Erfüllung seiner Gebote, nicht in schwermerischen Handlungen, und in leeren Einbildungen.

Fr. Myrh. Hat nicht die heilige Luitgardis ihr Herz sogar mit dem Herzen Christi vertauscht; und hat nicht Christus selbst ihr die Heurath abgerathen? — Nein! was ich einmal gelesen, das lasse ich mir nicht abdisputiren. Mein Glück ist, daß ich meine Legende immer bei Handen habe. Da sehen eure Hochwürden! wie Ribadeneira schreibt: Es hienge ihr eine starke Liebsverständnuß an mit einem adelichen Jüngling, und hatte Kupido beide Herzen schwer gefesselt, und heftig entzündet. Solches mißfiele Christo dem göttlichen Liebhaber, welcher diese Braut für sich ausersehen, und keinem anderen lassen wollte.

P. Sales. Sie lesen mir alles umsonst vor. Die Fabeln der Legendenschreiber, und die von denselben leider unter das Volk gebrachten so unrichtigen als albernen Geschichten sind mir schon zu sehr bekannt. Ich sage ihnen nur wie-

der-

derholt, daß man nicht nur nicht schuldig ist, dieses Gezeug zu glauben; sondern daß man noch übel thut, wenn man demselben einen unverdienten Glauben giebt, und sich damit den Kopf und die Zeit verderbt. Die nämliche Herzentauscherei treffen sie im Leben der heiligen Katharina von Siena auch an; gleichwie es die Legendenschreiber schon im Brauch haben, bei mehreren Heiligen die nämlichen Begebenheiten anzuführen. Die Kirche ist sogar nur im sittlichen Verstande die Braut Christi, und mit der Kirche gehören wir ihm alle zu, ohnedem, daß es nothwendig und thunlich ist, mit ihm ein hochzeitliches Versprechen zu schliessen.

Fr. Myrh. Ihr Vorfahrer mein voriger Beichtvater redete ganz anders.

P. Sales. Mein Vorfahrer ist mir ein lieber Mitbruder, und ich bedaure ihn vom Herzen, daß er durch sein finsteres, und ängstiges, skrupuloses Betragen endlich so weit gekommen, daß auf Befehl des Bischofs ihm der Beichtstuhl hat untersagt werden müssen. Der arme

Mann

Mann läuft Gefahr, noch gar närrisch zu werden.

Fr. Myrh. Das thäte mir wohl vom Herzen leid.

P. Sales. Ich versichere sie; auch er hat sich sein ängstiges und trauriges Wesen durch Lesung der Legenden und dergleichen Bücher zugezogen.

Fr. Myrh. Nein! meine Legenden und meinen Wittwenstand lasse ich mir nicht nehmen.

P. Sales. Was ihren dermaligen Stand betrift, ob sie ihn ändern, oder nicht ändern sollen, da habe ich schon gesagt, daß ich mich nicht einmal zu einem Rath gebrauchen ließe. Aber was die Legenden belanget, da habe ich die Pflicht, ihnen zu rathen, daß sie die Legende des Ribadeneira, und alle die Legenden, welche so unschicklich geschrieben sind, weder selbst lesen, weder ihren lieben Kindern zu lesen geben.

Fr. Myrh.

Fr. Myrh. Ebenso hat leider mein seliger Ehegatte geredet; und was das übelste war, so hat er es in Beiseyn der Kinder gesagt, die ich hernach auch nicht zum lesen bringen konnte, und noch nicht bringen kann. Das, das ist die Ursache meiner fortwehrenden Betrübnuß, daß ich an meinen Kindern noch keine Freude erlebt, und auch keine erleben werde.

P. Sales. Wie können sie das sagen? Der Gerhab selbst erzählte mir mit Freuden, daß dero ältere Jungfer Tochter eine der glücklichsten Heurathen nächstens bevorstehe, und beinahe schon richtig sey.

Fr. Myrh. Ich gebe meinen Willen nicht dazu, wenn sie mir auch noch hundertmal auf den Knieen nachkriecht, wie sie es schon gethan hat. Es wird freylich der Gerhab und der Magistrat die Heurath doch vor sich gehen machen. Aber genug, mit meinem Willen geschieht es nicht. Könnten eure Hochwürden wohl das glauben, was sie mir gesagt hat. Nach vielen Bitten, und Jammern, und Heulen,

und Weinen sagte sie noch: Will denn die Frau Mutter, daß ich eine schlechte Person werden, und in ein übles Leben gerathen solle?

P. Sales. Nun sie sagte ja nicht, daß sie schon den Vorsatz habe; ein übles Leben zu führen, und ein schlechtes Weibsbild zu werden. Sie stellte nur ihrer lieben Mutter die Gefahr vor, in die sie kommen könnte, und vor welcher ohne Gnade Gottes auch keine so junge und wohlgestaltete Person sicher ist. Selbst der Apostel Paulus sagt ja: Es ist besser heurathen, als Brunst leiden.

Fr. Myrh. O! wider diese Gefahr giebt es schon Mittel. Der heilige Martinianus vertrieb sich den Fleischkitzel hiedurch, daß er auf einen Kohlhaufen stieg, und sich die Füsse verbrannte. Der heilige Benedikt wälzte seinen Leib in einen Dornbusch. Die heilige Agnes hat lieber statt dessen, daß sie sich zum Heurathen entschlossen, sich auf Befehl des Stadtpflegers Symachi in das gemeine Frauenhaus nacket führen lassen. Deßwegen blieb sie doch

rein; denn sie wurde von einem Engel mit einem schneeweißen Gewande, und solchem Glanze umgeben, daß kein Mannsbild sich getrauete, ihr nahe zu kommen. Schon damal, als sie nacket hingeführet wurde, ließ ihr Gott in einem Augenblick (wie Ribadeneira schreibt) die Haare ihres Hauptes so lang und häufig wachsen, daß selbe bis auf den Boden reichten, und keine Blösse an ihr gesehen werden konnte. Der heilige Hugo bewahrte sich mit dem, daß er kein Gesicht des anderen Geschlechtes ansah. Er wußte nie, ob er mit einem alten Weibe, oder mit einer jungen Weibsperson rede. Der heilige Chrysantus lief auch keine Gefahr, da er mit den frechesten Weibsbildern in ein Zimmer versperrt wurde, weil von denselben eine nach der anderen in tiefesten Schlaf fiel, dergestalt, daß diese großmächtigen Weibsbilder davon getragen werden mußten, und dabei so wenig erwachten, als die Kinder, wenn sie schon eher vom Schlaf überfallen werden, ehe man sie zu Bette bringt. Der heilige Bernhard trotzte aller Gefahr mit dem, daß er sich im kältesten Winter bis an den Hals in einen Teich gesenket, und solang

darinn

darinn verharret, bis ihm nicht allein alle ungebührende Hitze verloschen, sondern beinahe die natürliche entgangen; gleichwie er auch halb todt und erfroren herausgezogen wurde. Der heilige seraphische Franz stieg auch öfters bis in den Hals in Schnee, und überwand auf solche Art den Fleischkitzel. Der heilige Einsiedler Jakob nahm in die rechte Hand das gesegnete Oel, um einer Weibsperson, die ihn verführen wollte, und sich deßwegen krank anstellte, nur das Herz zu salben; die linke Hand aber hielt er in das Feuer, um Feuer mit Feuer zu vertreiben, und zwar durch drey Stunden dergestalt, daß die Finger zu prasseln, braten, und ein Glied nach dem anderen in Aschen zu fallen anfieng. Leider brachte dieser nämliche Heilige nach einer Zeit ein Mägdlein zum Fall, und sogar um's Leben. Hätte er sich die rechte Hand auch so abgebrannt, wie vormals die linke; so hätte er auch das zweytemal die Gefahr überwunden, und wegen so grosser Laster nachhin nicht so strenge büssen dürfen.

P. Sales,

P. Sales. Seyn sie versichert, Frau Myrhenbüschlinn! daß ich recht grosse Achtung und Verehrung gegen die Heiligen überhaupt, und auch gegen die insonderheit trage, auf welche sich ihre Erzählungen beziehen. Aber sie werden mir erlauben, daß auch Heilige in den Legenden angeführet werden, die verheurathet waren, die Kinder erzeugten, die ihre Kinder zur Ehre Gottes, und sowohl zu ihrem eigenen, als gemeinen Besten erzogen; die gute Hausväter, gute Hausmütter waren, und sowohl Gott als ihren Nebenmenschen, und dem Staat dienten. Kann also ihre Jungfer Tochter gleich diesen heilig werden, wenn sie heurathet, wenn sie die Pflichten des Ehestandes erfüllet, ihrem Ehegatten getreu ist, für eine gute Erziehung ihrer Kinder, und ordentliche Aufrechthaltung ihres Hauses sorget, und hierdurch ein nützliches Mitglied der häuslichen und bürgerlichen Gesellschaft wird; warum wollen sie ihr ein Hinderniß machen, auf diese Art heilig zu werden? Ist denn nicht schon der Ehestand ein heiliger Stand? Ist er nicht von Gott selbst eingesetzet, und zu einem Sakrament erhoben?

Fr. Myrh.

Fr. Myrh. Wenn der Ehestand ein so heiliger Stand ist, warum dürfen denn die Geistliche nicht heurathen?

P. Sales. Das ist eben nur durch menschliche, nicht durch göttliche Satzungen nach und nach aufgekommen; und es kann wieder davon so abkommen, wie in den ersten Zeiten unserer heiligen Kirche die Geistlichen verheurathet waren.

Fr. Myrh. Eure Hochwürden werden ja doch nicht wünschen, daß der eheloſe Stand der Geistlichen aufgehoben werde.

P. Sales. Mein Alter von 75 Jahren, glaube ich, kann ihnen allen Verdacht benehmen, daß ich hierinn für mich einen Wunsch mache; aber für jüngere Geistliche wünsche ich es gewiß vom Herzen.

Fr. Myrh. O himmlischer Vater! das wäre sauber, mit dem allerreinesten Opfer mit der Priesterweihe den Ehestand vereinigen?

P. Sales. Und doch haben in den ersten heiligen Zeiten des Christenthums verheurathete Priester die Pflichten des Ehestandes mit den priesterlichen Pflichten zu vereinigen gewußt. Ich erinnerte sie ja schon darauf, daß der Ehestand ein von Gott eingesetzter, und zum Sakrament erhobener heiliger Stand sey. Kann also ein von Gott eingesetzter Stand dem Dienste Gottes, kann ein Sakrament dem anderen Sakramente entgegen seyn? Soll nicht auch von Eheleuten ein tugendhaftes Leben geführet werden? Die Tugend macht die Reinigkeit der Seele aus, und mit dieser Reinigkeit wird also auch der verheurathete Priester zum reinesten Opfer tauglich seyn.

Fr. Myrh. Die Sorgen für Weib und Kinder, für das Hauswesen, die Hauskreutze sind gewiß mit den priesterlichen Verrichtungen nicht vereinbarlich.

P. Sales. Aber wie vereinbaren denn mit allem dem so viele Weltleute die Pflichten der mühsamsten, verantwortlichsten, und wichtigsten Aemter?

Fr. Myrh.

Fr. Myrh. Mir ist genug, daß Christus selbst seinen Aposteln befohlen, Weib und Kind zu verlassen, und ihm nachzufolgen?

P. Sales. Meine beste Frau Myrhenbüschinn! jeder Staatsbeamte, jeder Soldat, jeder Bürger und Bauer, wenn es sein Geschäft, sein Amt fodert, daß er sich auf einige Zeit von Weib und Kindern entferne; muß seinem Geschäfte, seinem Amte nachgehen. Christus hat nicht befohlen, daß seine Apostel ihre Weiber und Kinder schlechterdings verlassen, und um sie ganz unbekümmert seyn sollen. Er sagte hiedurch nur so vieles, daß Niemand, gar Niemand, hiemit weder geistliche weder weltliche Personen auch durch das, was ihnen hier auf Erde das liebste wäre, von Haltung der göttlichen Gebote, von Annehmung seiner Lehre, von Geduld in Kreutz und Leiden, von einem tugendhaften Lebenswandel, und von Erfüllung der Standes- und Amtspflichten sich abhalten lassen solle.

Fr. Myrh. O! meiner Tochter wird es schon recht seyn, daß sie an euer Hochwürden einen

so nachdrücklichen Fürsprecher erhält; itzt würde wohl mein Vorpredigen von den Mitteln, den Fleischkitzel zu stillen, bei ihr noch weniger fruchten.

P. Sales. Der Apostel Paulus dieser grosse Heilige sagt denen, die sich nicht enthalten können, keineswegs, sie sollen auf einen Kohlhaufen steigen, sich die Füsse verbrennen, in Dornbuschen wälzen, im kältesten Winter sich bis an Hals in einen Teich oder Schnee stecken, die Hände so lang in's Feuer stecken, bis sie abfallen und abrinnen; sondern er sagt ihnen; sie sollen heurathen. Sehen sie, daß dieses das Mittel ist, welches ein Apostel ein so grosser Heiliger anräth.

Fr. Myrh. Was müssen denn aber die thun, die nicht heurathen können, weil sie keinen Ehegatten bekommen; oder durch Leibsgebrechen, oder durch Mangel an Vermögen gehindert sind, in ehelichen Stand zu tretten?

P. Sales. Auch diese haben nicht nothwendig, etwas zu unternehmen, wodurch sie sich

der

der Gefahr ihrer Gesundheit aussetzen, und sich gegen das göttliche Gebot der Selbsterhaltung versündigen würden; denn Fehler der einen Art müssen nicht durch wirkliche Fehltritte einer anderen Art, sondern durch sichere gute Handlungen vermieden werden. Ein mässiges ordentliches Leben, eine stäte Beschäftigung, das Gebeth zu Gott um seine Gnade und seinen Schutz, der Gedanke auf ihn und auf die ewigen und zeitlichen üblen Folgen des Lasters, die Vermeidung böser Gelegenheiten und Gesellschaften, ein Bestreben, sich in der Sittlichkeit und Ehrbarkeit auszuzeichnen, die Lesung nützlicher Erbauungsbücher, die Anhörung des Wortes Gottes, der Gebrauch der heiligen Sakramente, bescheidene Uibungen einer wahren Andacht, und dergleichen; das sind Mittel gegen alle Laster, hiemit auch gegen ein unkenusches Leben.

Fr. Myrh. Nun soll also meine Tochter diese Mittel anwenden, und ledig bleiben.

P. Sales. Die von mir angeführten Mittel sind zur Abwendnng einer unordentlichen

Liebe

Liebe und eines Lasterlebens; keine Mittel aber wider den Ehestand, der nicht lasterhaft ist. Der Ehestand selbst, wie ich schon sagte, ist für die, die sich verehlichen können, ein vom Apostel Paulus vorgeschlagenes Mittel. Ja ich sage ihnen noch mehr; die Person, welche durch nichts gehindert ist zu heurathen, ist auch sogar schuldig, sich zu verheurathen. Denn jeder, der nicht durch Mangel an Kraft und Vermögen, oder durch Gesetze verhindert ist, Kinder zu zeugen und zu erziehen, hat die Pflicht, zu der von Gott anbefohlenen Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes auf die Art beizutragen, die mit dem vom Urheber der Natur vorgesetzten Endzwecke und den Gesetzen übereinstimmend ist. Und betrachten sie nur, was sie auf ihrem Gewissen hätten, wenn sie die Ursache wären, daß die Zahl der Heiligen nicht vermehret würde.

Fr. Myrh. Gott behüte mich, daß ich hiezu eine Ursache geben sollte.

P. Sales. Die würden sie gewiß geben; Denn wenn sie die Heurath verhindern, so verhin-

hindern sie auch die Kinder, die aus der Heurath gezeuget werden, und dermaleins in die Zahl, der himmlischen Geister kommen können.

Fr. Myrh. Wenn diese Kinder aber nicht Heilige würden?

P. Sales. Nun so haben sie keine Schuld daran; weil sie ihrer Seits gethan haben, was sie thun konnten. Sie thun aber ihrer Seits nicht, was sie thun sollten, wenn sie sogar die Geburt derjenigen verhindern, welche hätten Heilige werden können.

Fr. Myrh. Nun so solle sie in Gottes Namen heurathen meine Tochter. Aber sagen es ihr euer Hochwürden selbst, daß ich hiezu nur einwillige, um die Zahl der Heiligen zu vermehren.

P. Sales. Ich werde ihr die heilige Absicht der mütterlichen Einwilligung um so geschwinder melden, als ich überzeugt bin, daß sie selbst kaum die Zeit erwarten kann, dieser

heiligen Absicht nachzukommen und zur Vermehrung der Heiligen beizutragen.

Fr. Myrh. Aber wenn doch nur mein grösserer Sohn ein Geistlicher geworden wäre. Dieser Trost wird mir leider wohl bei keinem von allen meinen drey Knaben zu Theil werden, daß ich sagen könnte, einen geistlichen Herrn Sohn zu haben.

P. Sales. Das können sie noch nicht wissen, meine beste Frau!

Fr. Myrh. Nichts weiß ich so verläßlich, als dieses. Schon von dem Kleinen, der noch Säugling ist, weiß ich es, daß er nicht geistlich, zugeschweigen heilig wird.

P. Sales. Wie mögen sie sich mit solchen Gedanken abgeben oder quälen?

Fr. Myrh. Gewisse Zeichen und Vorbedeutungen trügen nicht. Ich war schon niemal zu bewegen, daß ich meine Kinder selbst säugen sollte. Ich gab mir also Mühe, ein ehrbares

Weib zu finden, die sich als Säugame bei ihm gebrauchen lassen wollte, weil es mein Ehegatte und der Medikus durchaus haben wollten, daß er nicht beim Wasser solle auferzogen werden. Allein die Mühe war vergebens; ich mußte ein solches Weibsbild als Amme in das Haus nehmen, die unlängst im ledigen Stande Kindesmutter geworden. Die heilige schwedische Jungfrau Katharina weinte, zappelte mit ihren Händlein und Füßlein, und wehrte sich erstaunlich, wenn sie an die Brust eines unehrbaren Weibsbildes angeleget werden sollte. Der heilige Amarantus nahm gar keine Brust an, sondern griff schon als ein Kindlein lieber nach dem Kruzifix als nach den Brüsten. Mein kleiner Bub aber schnappte nach der Brust seiner sauberen Säugame; und es ist nicht anders, als wolle er sich von ihren Sünden volltrinken. Nein, nicht einmal ein meiniges kleines Kind soll meine Brust sehen oder berühren.

P. Sales. Die Kinder nicht nur zu erzeugen, sondern nach der Erzeugung zu erhalten, und zu erziehen, ist eine den Aeltern selbst obliegende Pflicht. Unter die Erhaltung gehöret

nun

nun vorzüglich die Nahrung; und schon der Körper der Mutter ist von Gott hiezu gebauet, daß sie selbst ihren Kindern diese Nahrung gebe, wenn es nicht die Mutter wegen Unpäßlichkeit oder anderen Umständen unmöglich oder schädlich wird. Ich meinerseits würde allen Müttern diesen Rath geben, und ihnen vorstellen; wie sogar die Thiere in Ansehung ihrer Jungen mehrere Sorgfalt, als manche Menschen tragen.

Fr. Myrh. Ein Thier ist ein Thier; das hat keine Vernunft.

P. Sales. Ein Thier hat die in seine Natur von dem Schöpfer gelegte Triebe. Wir sind von den Thieren nur durch die Vernunft unterschieden. Auch wir haben also angebohrne, und uns wesentliche Naturstriebe, die von der Vernunft geleitet werden müssen, damit wir sie nicht mißbrauchen, und damit nicht zu den Trieben, die der Schöpfer in unsere Natur geleget hat, sich Triebe übler Gewohnheiten und ausschweifender Leidenschaften gesellen; oder wohl gar jene durch diese erstücket werden. Und

hie=

hiemit müssen auch wir den eigentlichen, vom Schöpfer herkommenden, und ebendeßwegen guten Naturstrieben nachkommen, und uns hierinn von unvernünftigen Thieren nicht beschämen lassen. Seyn sie übrigens recht froh, daß der kleine Säugling an der Brust seiner Amme sich so wohl befindet. Auch der wird noch zu einem Heiligen heranwachsen.

Fr. Myrh. Ja, wenn das wäre! Aber ich habe geringe Hofnung, und bethe deßwegen alle Tage inständig um seinen Tod.

P. Sales. Halten sie ihn also nicht für ein Geschenk Gottes? Wenn dieser selbst ihn wieder nehmen wollte, nun da müßte ihr Wille mit dem göttlichen Willen vereiniget seyn. Aber den Tod einem gesunden Kinde erbethen wollen, verzeihen sie mir, das ist ein unzuläßiges, und für eine Mutter unverzeihliches Gebeth, weil sie in allen, und hiemit auch durch das Gebeth zu seiner Erhaltung beitragen müssen.

Fr. Myrh.

Fr. Myrh. Hat nicht der heilige Hilarius seiner Tochter, welcher er zugeredet hat, von der Heurath, die sie mit einem Jüngling vorhatte, abzustehen, und sich mit Christo zu vermählen, endlich von Gott den Tod erbethen, damit sie nicht mehr im Stande sey, zu sündigen? Gott erhörte auch dieses Gebeth, und der Vater weinte bei der Leiche vor Freuden.

P. Sales. Wenn sie mir nicht aus der Vernunft, und aus dem Worte Gottes, sondern aus den Legenden Einwürfe daher bringen; so bleibt meine Lehre so sicher und unumstößlich, daß sie als eine gute Christinn sich derselben fiegen müssen. Die Heiligen konnten als Menschen fehlen, und haben in vielen sich verfehlet. Sie haben sich wirklich zuweilen vergessen, sonderlich wenn sie Gott der Heftigkeit ihrer Gemüthsart; oder ihres Temperaments überlassen hat. * Wir lesen ja auch in den Legenden von Heiligen heftige Reden, und sogar Schimpfworte, die sie wider ihre Richter

aus=

* Baronnius in vita studit.

ausgestossen; Zänkereien mit welchen einige heilige Lehrer aus vorgefaßten Meynungen, oder in der Hitze zu weit gegangen; persönliche Streitigkeiten, die sich zuweilen mit übler Begegnung geendiget, und mehrere dergleichen Fehler. * Solle man diese Fehler nachahmen? Leider sind einige Fehler der Heiligen von Legendenschreibern zu heroischen Tugenden gemacht worden. Allein gegen die Stärke der Vernunft und des Evangeliums gilt das Ansehen der Legendenschreiber nichts, gar nichts; besonders da sie noch dazu so vieles von den Heiligen erdichtet, und nach dem Geschmack der damaligen finsteren Zeiten hingeschrieben haben. Ich bitte sie; legen sie die Legende bei Seite, und erlauben sie mir, daß ich ihnen bessere, nützlichere, und auf die Grundsätze der gesunden Vernunft und des heiligen Evangeliums haltende Erbauungsbücher überbringe; darinn werden sie Wahrheit, sichere Richtschnur ihrer Handlungen, und mehrere Beruhigung finden.

Fr. Myrh.

---

* Baillet Abhandlung von der Geschichte der Heiligen §. 91.

Fr. Myrh. Aber die Tochter des heiligen Hilarius ist doch auf das Gebeth ihres Vaters gestorben, und hiedurch aller Gelegenheit zu sündigen entzogen worden?

P. Sales. Hat die Tochter nicht eben so aus Zufall sterben können? Und gedenken sie nur, wenn sich jeder dieses Beispiel zur Richtschnur machen wollte, was für eine thörichte ungereimte Folge zuletzt herauskommen würde. Alle Aeltern müßten bethen, daß ihre Kinder sterben, um nicht dermaleinst in eine Sünde zu verfallen. Wie viel Kinder glauben sie wohl, daß übrig blieben? Und dürfte nicht dann auch jeder Erwachsene um baldigen Tod bethen, um nicht mehr in eine Sünde fallen zu können? Das heißt soviel, als um baldige Ausleerung der ganzen Welt, um baldige Ausrottung des ganzen menschlichen Geschlechtes bethen. Sie werden ja doch auch nicht Gott selbsten es verargen, daß er Menschen erschaffen, die in Sünden fallen können. Empfehlen sie ihren kleinen Säugling Gott; dieser wird alles recht machen.

Fr. Myrh.

Fr. Myrh. Ich wünsche es. Wenn er aber so wird, wie seine Brüder, so sind alle meine Wünsche umsonst.

P. Sales. Ich sehe an keinem ihrer Söhne etwas, woraus sie nicht das Beste hoffen könnten.

Fr. Myrh. Eure Hochwürden sollen nur sehen, was immerzu der mit sieben Jahren, der Eugenerl schon treibt. Die gute Hofnung würde ihnen bald vergehen.

P. Sales. Nun was treibt er denn so übles?

Fr. Myrh. Ich habe ihm ein wunderschönes Meßkleid, alle Paramenten zum Meßlesen, Kelch und Monstranze, eine Bischofhaube, und einen Bischofstab machen lassen. Ein anderes Kind spielete sich damit recht gern; er nicht. Das ist immer ein Reiten und Fahren im Zimmer herum. Wenn man ihn fragt! Was wirst werden? bekömmt man keine andere Antwort, als: Ich werde Soldat. Dann

macht

macht er sich gleich aus Tischen und Sesseln seine Festungen, lauft Sturm, schlagt und hauet herum, schreit: So machen's die Husaren. Ich bin der Laudon; versprengte mir neulich meine drey Katzen beim Fenster hinaus, und kam mit einem Lerm, daß er die Türken auf das Haupt geschlagen. Und so geht es den ganzen Tag. Die Meßkleider bleiben in einem Winkel liegen. Nur zwinget er immerzu seinen Bruder, den mit neun Jahren, daß derselbe das Meßkleid anlegen, und ihm ein te Deum landamus halten muß, wenn er glaubt, eine Bataille gewonnen zu haben.

P. Sales. Alles dieses giebt mir eben die beste Hofnung von ihm.

Fr. Myrh. Mir nicht. Des heiligen Athanasius sein Spiel in der Kindheit war, Kinder taufen. Schon als ein Kind wußte er alle Kirchenzeremonien, und ahmte sogar einem Bischof auf das artigste in allen bischöflichen Verrichtungen nach. Der heilige Vincentius Ferrerius fieng schon als ein Knäblein an, den kleinen Kindern zu Predigen. Der heilige

Ber-

Bernardinus Senensis baute gern Altärlein; stieg sogar in der Kirche zu Siena am Feste des heiligen Onuphrii als ein Knäblein unvermuthet auf die Kanzel, und predigte so beredt als andächtig vor allen Leuten, mit welchen die Kirche voll war. Mein Eugenerl hingegen, wenn ich ihm sage; **predige!** stellet sich zwar auch gleich in Positur; aber wie? mit einem Stock in der Hand, und kommandirt seine Soldaten dergestalt, daß ich mir die Ohren verhalten muß.

P. Sales. Ich könnte ihm recht mit Freuden zuhören, und mich dabei vom Herzen belustigen. Ich würde ihn nur warnen, an den Geräthschaften nichts zu verderben, und weder sich, weder einem anderen Menschen, weder auch einem Vieh was zu leide zu thun; weil das nicht einmal im ernsthaften Kriege ohne Noth geschehen darf. Und auf diese Weise würde ich Gelegenheit suchen, die ersten Grundlinien der auch einem Soldaten nothwendigen und anständigen Sittlichkeit ihm beizubringen. Uibrigens aber würde ich ihm sein Spiel nicht verderben. Wer weiß es, ob ihn Gott nicht

bestimmet hat, daß er dermaleinst ein stattlicher General werde, und dem Vaterlande rechtschaffene Dienste leiste.

Fr. Myrh. Das ist aber wohl gewiß der Weg zur Heiligkeit nicht.

P. Sales. Sogar in den Legenden werden sie ja heilige Kriegsmänner gefunden haben.

Fr. Myrh. Ich fand sie freylich; er aber wird gewiß kein heiliger Soldat. Gedenken eure Hochwürden nur; Ich schrieb neulich auf ein Zettlein den englischen Gruß, und befahl ihm, er solle es in das Maul nehmen, und hinabschlucken, so wie der heilige Thomas von Aquin, da er noch in den Faschen war, sich nicht wehren ließ, ein solches Zettlein hinabzuschlucken, auf welchen der englische Gruß geschrieben war, und welches Zettlein (wie Ribadeneira schreibt) in dem kleinen Thomas Wurzel gefaßt, und die Liebe zur Himmelskönigin hervorgebracht hat. Um alles in der Welt hätte er es mir nicht hinabgeschluckt, und ich hatte zu thun, es ihm wieder aus den

Hän=

Händen zu bringen; mit aller Gewalt wollte er es zu einer Patron für seine Flinte machen.

P. Sales. Ich selbst, wenn ich zugegen gewesen wäre, hätte die Hinabschluckung dieses Zettels nicht angehen lassen. Der englische Gruß ist zum Lesen und Bethen, aber nicht zum Hinabschlucken. Eben so ist das Hinabschlucken der heilsam verbotenen heiligen drey König-zettel, Lukaszettel oder Landshuterbildel ein thörichtes Wesen, und kann eher dem Magen, besonders bei Kindern einen Nachtheil, als der Seele einen Vortheil bringen. Gott hat uns gelehret, wie wir bethen sollen. Er hat das Vater unser nicht auf Zetteln geschrieben, und seinen Jüngern zum hinabschlucken gegeben. Seyn sie versichert; es kömmt viel darauf an, daß man den Kindern schon von ihrem zarten Alter an mit Handlungen und Worten richtige Begriffe beibringe.

Fr. Myrh. Da kömmt freylich viel darauf an; darum bin ich auch unserem Bader nicht mehr gut, der hat mir das kleine Mädel, das erst fünf Jahr alt ist, schon im Grund und

Boden verdorben. Die wird auch nicht mehr heilig.

P. Sales. Wie so?

Fr. Myrh. Meine Köchinn (ich bin froh, daß ich sie bald los werde) hat auch nicht aus Vorsatz, die Heurathsgedanken sich zu vertreiben, sondern eben in diesen Gedanken vertieft sich beide Hände mit siedheissem Wasser verbrannt. Nun müßte man freylich gleich den Bader herbeiholen; und dieser machte ihr, weis Gott was für Umschläge und Pflasterwerke durch vierzehn Täge. So oft der Bader kam, hatte der Plunder die Baberl mein kleines Mädel sogleich bei ihm, und machte sich gleichfalls bei Herrichtung der Umschläge und Aufstreichung der Pfläster, und Zureichung der Binden eine Menge zu thun. Der unbedachtsame Bader lobte sie, und sagte: **Die Baberl heurathet gewiß noch dermaleinst einen Chyrurgus; versteht sich schon gut auf's faschen; das wird eine stattliche Hausmutter werden;** und so plapperte er ihr hundert solche Sachen vor, und machte kein

End mit lauter Lehren, daß sie nur auch gut ko=
chen, spinnen, nähen, stricken, Hemder und Lai=
lachen zuschneiden, Hauben heften, und derglei=
chen lernen solle, um gewiß einen Mann zu bekom=
men, und eine rechtschaffene Hausfrau werden zu
können. Das Mädel, das ohnedem voller Geschäf=
tigkeit ist, bei jeder Rede, durch die eine eitle Welt=
beschäftigung empfohlen wird, gleich einen Zun=
der Feuer fängt, und alle dergleichen Handlungen
kaum sieht, als sie solche gleich einem Affen schon
nachahmt; diese ist mir nun vollkommen ver=
dorben. Weil sie schon fünf Jahre alt ist,
habe ich ihr die Legende vom Pater Kochem
hervorgegeben; denn sie liest schon recht gut;
und die heilige Siena hat auch schon im sech=
sten Jahre ihres Alters die Lebensbeschreibun=
gen der Heiligen gelernet, und schon im sieben=
ten Jahre sich zur ewigen Jungfrauschaft ver=
lobet. Es wäre also auch bei meiner Baberl
die höchste Zeit, daß sie in den Legenden zu
lesen und zu lernen anfienge. Allein um alles
in der Welt ist sie nicht dazu zubringen, be=
sonders weil der saubere Herr Gerhab gerade
so, wie mein verstorbener Mann auf eine sol=
che Erziehung und Andacht nichts hält, und

ihr

ihr von Zeit zu Zeit bald ein kleines Küchengeschirr, bald kleine Haubenstöcke, bald ein Spinnrädlein, bald leinwandene oder seidene Abschnitzel, bald schön angekleidete Puppen, bald eine kleine Apothecke, und dergleichen Spielwerk daher bringt. Dabei hat sie nun den ganzen Tag zu thun; sie kocht, kleidet ihre Puppen an, schneidet Faschen zu, streicht Pflaster auf, und die Legende bleibt liegen.

P. Sales. Das sind schon wieder die besten Anzeigen, daß auch sie, wie ihre grössere Schwester eine sorgfältige, arbeitsame, und gute Hausmutter dermaleinst werden wird. Auch bei ihr werden sie den Trost haben, daß durch sie die Zahl der Heiligen wird vermehret werden.

Fr. Myrh. Aber verzeihen mir euer Hochwürden! es ist doch zu früh, daß ein Mädel von fünf Jahren schon vom Heurathen rede. Wenn ich sage: Baberl! willst denn keine Klosterfrau werden, und Christus zum Bräutigam haben? was glauben eure Hochwürden, was sie mir zur Antwort giebt? Ich habe unseren

Herr=

Herrgott recht gern, sagt sie, aber mit dem Heurathen ist es bei ihm nichts; er heurathet nicht. Ich muß also schon einen Bader heurathen. Wenn ich darauf sage: du sollest aber so bleiben, wie Christus, ohne heurathen; so wirft sie mir gleich vor, was sie neulich im Krippelspiel gesehen, daß Christus es gern sieht, wenn man heurathet, weil er selbst bei der Hochzeit zu Kana in Galilea gewesen. Und ich bin nicht im Stande, sie aus ihrer Heurath mit einem Bader herauszubringen.

P. Sales. Nun bei allen diesen Reden, die sie als ein Kind vorbringet, sind noch keine üble Begriffe verbunden. Es ist also nur nothwendig, daß sie nach und nach, wie sie mehr zu Verstand kömmt, vorsichtig geleitet werde. Die guten Begriffe, und die Ausübungen tugendhafter Handlungen werden sich bei ihr durch vorsichtige Erziehung so aneinander ketten, daß zur Zeit, da Gott ihre Hochzeit wie jene zu Kana in Galilea wird gefählig seyn, sie voll Unschuld, Ehrbarkeit, und Bescheidenheit aus dem ledigen Stande in den Ehestand übertretten wird.

Fr. Myrh.

Fr. Myrh. Ich wollte ihr alle Spielerei noch verzeihen; aber das Kindereinfaschen kann ich nicht leiden. Wie ihr kleiner Bruder eingefascht ist, so fascht sie ihre Puppen ein. Ich nahm ihr neulich, da sie noch schlief, ihre Puppe weg, und stellte aus meinem Gläserkasten eine kleine Statue von Bildhauerarbeit auf ihren Tisch hin. Die Statue stellt den heiligen Erzengel Michael in größtem Grimme vor; und der Teufel, der zu seinen Füssen liegt, hat auch ein schreckliches Ansehen. Ich bildete mir nichts anderes ein, als daß sie glauben werde; Gott sehe das Puppenspiel nicht gern, und wolle sie hiedurch ermahnen, lieber die schöne aber ernsthafte Gestalt des heiligen Engels zur Anreitzung, und die abscheuliche Gestalt des Teufels zu einem heilsamen Schrecken vor Augen zu haben. Aber ich betrog mich gewaltig. Ehe ich noch daran dachte, daß sie die Statue schon gesehen hat, und ehe ich meine Lehre anbringen konnte, war die ganze Statue schon auseinander gelöset. Den heiligen Erzengel Michael schenkte sie ihrem Bruder dem Eugenerl, welcher ihn wegen des Degens unter seine Soldaten als Offizier hinstellte;

und

und den abscheulichen Teufel behielt sie für sich, faschte ihn ganz ein, so daß er nur mit Kopf und Bart heraussieht; beschmierte auch dort, wo sie dem Teufel schon ein Hörnel hinweggebrochen hat, ihn mit ihrem Pflaster; und ich war gezwungen, ihr ihre Puppe wieder zu geben, um nur meine Statue wieder zu erhalten, und den Teufel aus den Faschen herauszubringen.

P. Sales. Eben aus dem, daß sie sogar die Figur des Teufels eingefaschet hat, können sie abnehmen, daß sie die Einfaschung in der größten Unschuld verrichtet. Und wirklich hat ihre Einfaschung des Teufels mehr Zusammenhang mit der wahrhaften Lehre, daß der Teufel nach dem Triumph, den Christus über ihn erhalten hat, über uns keine willkürliche Gewalt habe, als die Schriften der Legendenschreiber, die vom Teufel eine Menge gegen Menschen und Heilige gewagter Unternehmungen daher erzählen, nicht anders, als ob sie dabei gewesen wären; da doch selbst die Art ihrer Erzählung das Fabelhafte schon mit Händen greiffen läßt.

Fr. Myrh.

Fr. Myrh. Das ist wahr; der einzige Franzel, der jetzt neun Jahr alt, und schon in der zwoten lateinischen Klasse ist, der hätte meine Wünsche erfüllen können, wenn jetzt nicht die ganze Welt mit vereinigten Kräften bemühet wäre, junge Leute an der Annehmung des Klosterstandes zu hindern.

P. Sales. Wie können sie jetzt schon wissen, daß dieser ihr Sohn ein Klostergeistlicher werden würde?

Fr. Myrh. Das kann ich wohl daher wissen, weil ich ihn schon in der Wiege zum Franziskanerorden bestimmt habe, und weil er wirklich jetzt auch in seiner Aeusserung beständig bleibt, daß er Franziskaner werden wolle. Er hat neulich gegen seinen grösseren Bruder sich so ereifert, daß ich schon befürchtete, er werde krank werden.

P. Sales. Was war denn die Ursache des Zankes?

Fr. Myrh.

Fr. Myrh. Anfangs hat der Grosse dem Kleinen vorgeworfen, daß dieser ein so schlechtes Attestat bekommen, und beinahe das ganze Jahr auf der Eselbank gesessen. Nun diesem Handel habe ich gleich ein End gemacht, und habe den Grossen gefragt; ob er nicht wisse, daß der heilige Albertus magnus aus dem Predigerorden ein heiliger und vortreflicher Lehrer geworden, obwohl es auch bei demselben Anfangs mit dem Studiren, und besonders mit der Philosophie (von welcher ich zwar nicht weiß, was sie ist) nicht recht vor sich gehen wollte, dergestalt, daß er (wie Ribadeneira gar schön beschreibt) von den übrigen Studenten keine andere Namen, als Ochs, Eselskopf, Strohputz und dergleichen bekommen hat. Albertus wollte auch schon auf und davon laufen. Allein es hielten ihn drey Jungfrauen auf, welche die Aufwärterinnen der Mutter Gottes waren, und ihn bei dieser aufführten, wo er die Zusicherung erhielt, daß er ein solcher Philosoph werden würde, dem keiner gleicht, wie er es auch dann geworden ist. Der Eifer überfiel aber den Kleinen am meisten über die von seinem grossen Bruder gemach-

machte Herabsetzung der Bettelgeistlichen; und er bemühte sich mit größter Hitze, zu behaupten, daß kein anderer Heiliger, als Franziskus, die fünf Wundenmaale Christi an seinem Körper aufzuweisen habe. Sein Bruder, der doch nie eine Legende ließt, wußte, weiß nicht woher, ihm doch sogleich zu sagen, daß Christus auch der heiligen Ida von Löwen seine Wundmaalen so stark eingedruckt, daß sie hiedurch des Nähens und Spinnens und anderer Arbeiten unfähig gemacht, wieder Gott gebethen, ihr die schmerzhaften Wundmaalen zu nehmen, und zuzuheilen. Er fiegte bei: Die selige Elisabeth von Rutte habe gleichfalls alle Freytage in der Fastenzeit nicht nur die fünf Wundenmaalen; sondern auch die sieben Hauptwunden, welche Christo durch die dörnerne Krone verursachet wurden, bekommen. Sogar der heiligen Lidwina vergaß er nicht, welche gleichfalls die fünf Wundenmaalen von Christo ihrem Körper eingedruckt bekommen; aber auch wieder zur Verhütung alles eitlen Ruhmes sich die Hinwegnehmung derselben erbethen hat. Der Kleine weinte vor Zorn, daß mehrere Hei-

lige

lige als Franziskus die fünf Wundmaalen sollen bekommen haben.

P. Sales. Der Kleine wird noch nicht begreifen, daß die Legendenschreiber mit den fünf Wundmaalen gegen mehrere Heilige so freigebig gewesen, und daß auch Heilige aus einer über die fünf Wundmaalen überspannt gemachten Betrachtung in die Phantasie gekommen, als ob ihnen wirklich von Christo die fünf Wundmaalen eingedrücket worden wären.

Fr. Myrh. Mir ist genug, daß er sich so eifrig um seinen heiligen Franz angenommen; und mir ist es eine gewisse Vorbedeutung, daß er in dem Orden dieses Heiligen auch ein grosser Heiliger werden würde, wenn nicht jetzt die ganze Welt sich vereiniget hätte, den Klosterstand aufzuheben.

P. Sales. Es ist möglich, daß bis zur Zeit, in welcher der jetzt erst neun Jahr alte Franzel bei den P. P. Franziskanern die Klostergelübde ablegen könnte, kein Kloster mehr be-

besteht. Aber deßwegen ist keinem Menschen der Weg genommen, heilig zu werden.

Fr. Myrh. Wie ist wohl jemand sodann im Stande, die drey evangelischen Räthe in ihrer Vollkommenheit auszuüben?

P. Sales. Ebenso, wie jedermann im Stande war, den drey evangelischen Räthen nachzukommen, bevor man noch von Klöstern und Klostergeistlichen etwas wußte. Denn um gegen die Sünden wider die in jedem Stande zu beobachtende Keuschheit mit besonderem Bestreben nach einem ehrbaren, sittsamen, mässigen, und von üblen Gelegenheiten entfernten Lebenswandel, gegen die Sünde eines stolzen Eigensinnes, einer sträflichen Willkur und Halsstärrigkeit mit besonderem Gehorsam und demuthsvoller Unterwürfigkeit gegen seine geistliche und weltliche Vorgesetzte, gegen die Sünde der übermässigen Begierde nach Geld und zeitlichen Gütern mit Handlungen, die dem Geitze, dem Neid, der Hartherzigkeit, der Ungenügsamkeit, der unerlaubten Erwerbungssucht und schmutzigen Bettelei gerade und klug entgegengesetzet wer-

werden können, sich zu bewahren, bedarf es keines Klosterlebens und keiner Klöster, in deren Mauern man eben auch nicht immer alle Tugenden vereint findet. Nicht nur jeder Weltpriester, sondern jeder Weltmensch, wie ich ihnen gezeiget habe, kann die evangelischen Räthe befolgen.

Fr. Myrh. Aber es ist doch ganz etwas anderes, sich hiezu mit Gelübden zu verbinden. Leider ist es so weit gekommen, daß, da vor Zeiten sogar die Kinder, welche von Aeltern zum Klosterstand verlobt worden, Klostergeistliche werden und bleiben mußten, jetzt die Gelübde der Klostergeistlichen selbsten ohne allem Anstande und noch dazu von weltlichen Obrigkeiten aufgelöset werden.

P. Sales. Die Gelübde, mit welchen die Aeltern ihre Kinder vor Zeiten den Klöstern geschenket, und zum Klosterleben verlobet haben, und welche von den Legendenschreibern so hoch angepriesen werden; gleichwie sie auch sogar von einigen Kirchenversammlungen * bestätti-

get

* Concil. tolet. de anno 633 can. 49. 55.

get worden, sind doch vom heiligen Gregorius dem Grossen, * vom Papst Klemens dem dritten, und vom Konzilium zu Trident selbst als unschicklich verworfen worden. Selbst auch der heilige Bernhard hielt eine solche Kinderweihung für ein langwieriges Menschenopfer. * * Sehen sie also, daß sogar von spätteren Päpsten, Lehrern, und Konzilien hierinn das verworfen worden, was frühere Päpste, Lehrer, und Konzilien für heilig gehalten. Was sollen nun die Legendenschreiber bei Anrühmung solcher Gelübde für ein Gewicht haben? Die gesunde Vernunft ist schon entgegen, daß die Aeltern an ein unschickliches Gelübd, und die Kinder an ein fremdes persönliches Gelübd, wozu ihr eigener freyer Wille gehöret, gebunden seyn sollen.

Fr. Myrh. Wenn aber hernach die Kinder das nämliche Gelübd freywillig bestättigen; so

solle

---

* Lib. 1. epist. 48.

* * Horrore mitius, illo, quo membra cæduntur ferro, sed Diuturnitate molestius.

solle wenigstens in diesem Falle kein eigenes Gelübd der Klostergeistlichen, und hiemit auch kein Kloster aufgehoben werden.

P. Sales. Meine beste Frau Myrhenbüschlinn! wenn ihre Dienstbothen ein Gelübd machten, drey Tage in der Woche gar nichts zu arbeiten, sondern nur zu bethen; wobei die nöthige Sorge für ihre Kinder, und das ganze Hauswesen leiden müßte; würden sie ein solches Gelübd angehen lassen, würden sie ein solches Gelübd für giltig halten?

Fr. Myrh. Für Dienstbothen wäre dieses ein närrisches Gelübd, und ich würde mich bedanken, wenn Zimmer und Küche, die Sorge für meine Kinder, und die alltäglich nothwendigen Arbeiten vernachlässiget würden, und alles zu Grund gienge. Ein solches Gelübd ließ ich freilich meinen Dienstbothen nicht gelten.

P. Sales. Nun sie wollen dem Landesfürsten also nicht das nämliche Recht eingestehn, was sie doch selbst als Hausfrau haben? Solle ein Regent zum Schaden ganzer Länder etwas gelten lassen müssen, was sie nicht ein-

mal zum Schaden ihres einzigen Hauses gelten ließen?

Fr. Myrh. Aber die Klöster und Klosterleute schaden ja nicht, sondern verschaffen den Ländern wenigstens mit ihrem Gebethe Nutzen, und den Segen Gottes?

P. Sales. So könnten auch ihre Dienstbothen sagen; wir wollen statt der Arbeit mit Bethen ihrem Hause Nutzen schaffen. Es ist nicht zu läugnen, daß Klosterleute ganzen Ländern Nutzen verschaffet haben. Besonders hat der Orden des heiligen Benedikts das Verdienst, daß die verwildetesten Länder zur Kultur gebracht worden, und daß jetzt da alles voll arbeitender gesitteter Menschen ist, wo Wälder und darinn nur wilde Thiere, oder einige Waldbrüder sich befanden. Sehen sie, wie selbst die Klosterleute dem natürlichen Hange nachgegangen, die menschlichen Gesellschaften zu vermehren. In den ersteren Zeiten lieferten auch die Klosterleute Handarbeiten zum Bedürfniß ihrer Nebenmenschen; ja sie trugen sogar zur Erhaltung guter Bücher bei, da sie sich mit

Ab=

Abschreibung derselben beschäftigten. Nachhin trugen sie aber auch auf die nämliche Art zur Erhaltung albener Schriften, und Fortsetzung aberglaubischer fabelhafter Dinge bei, wozu hauptsächlich die Legenden gehören. Sie ließen von nützlichen Arbeiten nach; suchten Geld und Güter von allen Seiten an sich zu ziehen; liessen sich zwischen ihren Klostermäuern wohl geschehn; erstreckten auch ausser denselben ihr Wohlleben mit Uibermuth; und oft mit Grausamkeiten; und überließen unter dem Vorwande des Bethens, welches vorzüglich im Chor bestand, alle Lasten den übrigen Gliedern des Staates, welche in Noth nnd Armuth schmachteten.

Fr. Myrh. Nun so sollte man sie nur wieder zur Arbeit anhalten, und nicht aufheben.

P. Sales. Sobald sie zu der Arbeit angehalten werden, die dem Priester oblieget; so sind sie eben hiedurch schon anfgehoben. Da sie Handarbeiten, zum Beispiel den Ackerbau, das Korbflechten, Kotzenmachen, und dergleichen verließen, wurden sie Priester. Der Prie-

ster bekömmt bei der heiligen Weihe die nämliche Pflicht, welche die Apostel und Jünger Christi hatten, nämlich nicht im Kloster beisamm zu sitzen, und zu bethen, sondern auseinander zur Seelsorge fortzugehen. Mönch und Seelsorger paßt nicht zusamm. Sehen sie, wie bei Erfüllung dessen, was sie als Priester schuldig sind, der Mönchstand von selbsten sich aufhebt. Keuschheit, die evangelische Armuth, die in Vermeidung des unordentlichen Hanges nach zeitlichen Gütern, und in dem Vorzuge der Pflichten vor allen zeitlichen Absichten bestehet, den Gehorsam gegen die Vorgesetzten können und sollen sie auch auf ihrer Seelsorgsstazion beobachten. Also fällt von ihren Gelübden nichts weg, als das schädliche Gelübd statt der Arbeit unter dem Vorwande des Gebethes beisamm im Müssigange zu sitzen. Und dieses ist das Gelübd, welches keiner Auflösung bedarf; weil es nach der gesunden Vernunft und nach dem Evangelium schon für sich nicht gilt.

Fr. Myrh. Aber die Klostergeistlichen haben ja doch auch in ihren Klosterkirchen geprediget, und den Pfarrern ausgeholfen.

P. Sales.

P. Sales. Daß der eine oder der andere Sonn = oder Feyertagprediger ist; daß der eine oder der andere in der Seelsorge aushilft, hiedurch ist das noch nicht erfüllet, was ihm in der Priesterweihe auferleget worden. Die wahre Seelsorge fodert nicht nur in den Städten, sondern auf dem Lande mehrere Pfarren, hiemit auch mehrere Seelsorger, und zwar beständige Seelsorger. Es müssen also von den Klosterleuten nicht nur einige, und nicht nur auf einige Zeit aushilfsweise; sondern alle, die immer tauglich sind, zur anhaltenden Seelsorge hinausgehen, da ihnen die heilige Priesterweihe die priesterlichen eigentlich in der Seelsorge bestehenden Pflichten auferleget hat.

Fr. Myrh. Die aber nicht tauglich sind, sollen doch beisamm bleiben.

P. Sales. Nun diese machen sodann kein eigentliches Kloster aus, sondern ein Invalidenhaus; und da bin ich nicht entgegen, daß sie beisamm bleiben könnten, wenn nicht wieder der Vernunft entgegen wäre, daß etwelchen Untauglichen ein ungeheures Klostergebäude ein-

geräumt bleiben, und nicht nützlicher verwendet werden solle.

Fr. Myrh. Von euer Hochwürden, da sie doch selbst ein Klostergeistlicher sind, hätte ich diesen Unterricht wirklich nicht erwartet.

P. Sales. Ich habe ihnen gesagt, daß ich schon 75 Jahre alt bin; und dieses Alter leistet sichere Bürgschaft, daß ich aus keiner Freyheitssucht die Klosteraufhebungen billige. Ich billige sie, weil ich der Stärke der Wahrheit nicht widerstehen kann.

Fr. Myrh. Ich bitte eure Hochwürden um alles in der Welt, dem Gerhaben meiner Kinder dergleichen nicht vorzusagen. Er hat meinen Franzel ohnedem schon aus der lateinischen Schule nehmen, und zu einem Kaufmann und Fabrikanten geben wollen; weil er sagt: der Bursch wird doch wohl noch zu einem Buchhalter bei der Handlung brauchbar gemacht werden können; und statt seiner kann sein Geld in der Handlung arbeiten. Und ich habe doch noch in keiner Legende von einem heiligen Buch-

hal-

halter etwas gelesen, oder daß ein Heiliger sein Geld in eine Fabrick oder Handlung gegeben hätte.

P. Sales. Die meisten haben freylich vorher ihr Geld lieber in die Klöster gegeben. Das ist wohl ein recht guter Gedanke, daß der Gerhab ihn zu einer Handlung geben will. Wenn wirklich das wahr wäre, daß noch kein Buchhalter heilig geworden, so müßte ihnen eben das die größte Freude seyn, daß ihr Sohn der erste heilige Buchhalter wäre. In allen Ständen kann man durch Erfüllung seiner Pflichten heilig werden.

Fr. Myrh. Mein Franzel legte sich in Tod; denn er will einmal Franziskaner werden. Wenn er zu Hause allein ist, so trägt er immer einen Strick um das Kleid. Erst gestern hat er sich wieder einen neuen Strick eingeschaft, und drey zwar gar erstaunliche grosse Knöpfe daran gemacht, weil nämlich der gute Bursch mit den Knöpfen noch nicht recht umgehen kann.

P. Sales.

P. Sales. Meine beste Frau! überlassen sie alles dem Gerhaben. Das ist ein bescheidener, erfahrner, redlicher Mann. Der wird alles recht machen; denn mit dem Franziskanerorden (sage ich ihnen) ist es schon vorbei. Die Franziskaner so wie andere Ordensleute werden auf die Seelsorge hinausgesetzet, und die Franziskaner haben sich bis dahin, als er Franziskaner werden könnte, längst von selbsten aufgehoben.

Fr. Myrh. So bewegen mir eure Hochwürden doch meinen grossen Sohn, daß er ein Geistlicher, meinetwegen ein Weltpriester werde. Was ich für eine Freude hätte, wenn er auf mündlichen Befehl der Mutter Gottes ihr ein Hochamt halten müßte, von Heiligen selbst mit dem Meßkleid angelegt würde, und nach dem Hochamt von der Mutter Gottes ein weißes Kleid vom unkenntlichen Zeug zu schenken bekäme; welches alles dem heiligen Bonito wiederfahren, dem auch bei seinem Hochamte die Heiligen ministriret, und die Engel musiziret haben. Auch dem heiligen Ildephons (wie Ribadeneira schreibt) hat die Mutter Gottes

aus

aus der himmlischen Schatzkammer ein prächtiges Meßkleid in eigener Person überbracht. Ach bewegen ihn doch eure Hochwürden, daß er wenigstens Weltpriester werde.

P. Sales. Behüte mich der Himmel! Wir Klostergeistliche sind am wenigsten hiezu geschickt, daß jemand mit uns über einen Stand berathschlagen solle. Mit dem man berathschlaget, der muß ein erfahrner Mann seyn, und ausgebreitete Kenntnuß von so verschiedenen Ständen der Welt haben. Eine solche Kenntnuß ist nicht die Sache der Klostergeistlichen; und ich muß immer lachen, wenn ich so viele Leute sehe, die über weltliche Händel und Gegenstände bei unserer Klosterpforte sich Raths erholen. Dero Herr Sohn hat, soviel ich weiß, die beste Hofnung, nächstens bei einem Dikasterium angestellet zu werden. Dahin ist also sein Beruf, und dem solle er folgen.

Fr. Myrh. O Gott! bei den Gerichtsstellen sieht es auch mit dem Heiligwerden übel aus.

P. Sales.

P. Sales. Und da hat man eben die meiste Gelegenheit, recht viel gutes zu stiften. Der Herr Sohn hat gute Talente, und hat sich die zu seiner künftigen Amtirung erfoderlichen Wissenschaften stattlich beigelegt. Er hat ein ausnehmend gutes Herz, und einen Hang, jedermann nicht nur Recht und Billigkeit widerfahren zu lassen, sondern auch gegen jedermann, und bei jeder Gelegenheit nach aller Thunlichkeit wohlthätig zu seyn. Er hat einen ungemeinen Fleiß; hiemit wird er sowohl zum Vortheil der Geschäftsbefördrung, als auch mit guter Folge in Rücksicht seiner selbst immer beschäftiget seyn; denn ein mit guten Arbeiten beschäftigter Mann hat beinahe nicht einmal Zeit übles zu thun.

Fr. Myrh. Das ist das beste an ihm, daß er nicht eigennützig ist. Lieber Gott! es giebt ja einige, welche als Patronen und Schützer alles üblen und dummen Gezeuges bekannt, aber auch stäts im Solde derjenigen sind, die um das schlechtere zu ihrem Vortheil aufrecht zu halten solche Schützer haben, und erhalten müssen. Mein seliger Mann hat es bei seinem

Ge=

Gewerbe, wobei man ihn Anfangs nicht aufkommen lassen wollte, genug erfahren. Wie oft, wenn er nach Hause kam, sagte er: es giebt Leute, die, um sechs Gulden Zulage zu bekommen, ihren eigenen Vater zum Galgen herholeten; welche in allen Gelegenheiten nur auf sich denken, von keinem Menschen wahre Freunde sind, nicht nur einzelne Personen, sondern das Beste ganzer Länder ihren schlechten Nebenabsichten aufopfern, und stäts heimlich miniren, um etwas, was diesen ihren Absichten im Wege steht, in Luft zu sprengen. Jedes Wort (sagte er) das aus ihrem Munde kömmt, ist entweder eine Lüge; oder, wenn sie in Verlegenheit kommen, auf Schrauben gesetzt, oder, wenn gäh ein ihren Absichten entgegen gesetzter Wind geht, so wissen sie eine Wendung zu nehmen, und einen anderen vor sich zu schieben, als wenn sie ihrerseits die besten Gesinnungen gehabt hätten. Nein! von meinem Sohne bin ich versichert, daß er nicht so werden wird, und dieß deßwegen, weil er durchaus nicht eigennützig, und auch nicht für sich nur allein bedacht ist.

P. Sales.

P. Sales. Nun das freut mich, daß sie mit meiner Meinung übereinkommen, daß er ein rechtschaffener Mann werden wird.

Fr. Myrh. Aber ein Heiliger, ein Heiliger sollte er werden; und das würde er leichter, wenn er in den geistlichen Stand trätte.

P. Sales. Er ist schon im geistlichen Stande; denn das Wort geistlich kömmt vom Geist her. Nun er ist voll guten Geistes; und sein Geist wird von Zeit zu Zeit durch Verwendung und Bildung vollkommener werden. Kurz; in dem der Geist Gottes ist, der ist geistlich, er mag geweiht, oder nicht geweiht seyn; er mag einen schwarzen, oder grünen Rock tragen.

Fr. Myrh. Aber das ist erstaunlich, wie mir eure Hochwürden heut zusetzen. Ich höre heut Sachen, die mir meine vorhinnigen Beichtväter nie gesagt haben.

P. Sales. Was ich ihnen bisher gesagt habe, für das stehe ich als Priester, und als

ein

ein ehrlicher Mann, daß dieses alles seine Richtigkeit habe, und durchaus der Gott gefälligen Wahrheit angemessen sey; da hingegen in ihren Legenden ein Gewebe von Unwahrheiten, Zweydeutigkeiten, und unrichtigsten Nachahmungsregeln enthalten ist.

Fr. Myrh. Uiber meine Legenden lasse ich nichts kommen.

P. Sales. So gewiß, als ich heut das Vergnügen hatte, mit ihnen zu sprechen, eben so gewiß legen sie noch selbst die Legenden bei Seite.

Fr. Myrh. Das müßte doch wunderbarlich zugehen.

P. Sales. Ganz natürlich wird es zugehen. Ich werde ihnen bessere Bücher bringen. Diese werden ihnen nicht durch Erdichtungen, sondern durch Gründe der gesunden Vernunft und des heiligen Evangeliums Aufklärung, Trost, und Beruhigung geben. Auf einmal wird es ihnen leichter im Kopfe, und ruhiger um das

Herz

Herz werden. Ich wette, sie werfen sodann die Legende des Pater Kochems in's Feuer. Haben sie nur Geduld; und überlassen sie sich mit Hinwegsetzung alles Eigendünkels, und aller Schwermuth meiner Leitung, die gewiß zu ihrem Besten ausfallen wird.

Fr. Myrh. Nun meine liebe Legenden der Heiligen; so solle es noch so weit kommen, daß wir getrennet werden.

P. Sales. Sie selbst werden sich von ihnen trennen, so gewiß, als ich jetzt gehe, und mich bis auf Wiedersehen empfehle.

VI.

VI.

Die Schwester Bibiana.

Schwest. Bibiana. Ich weis es gewiß, daß unter unseren Klosterreliquien, die bei der würdigen Mutter in Verwahrung sind, sich auch etwas vom Kleide des heiligen Antonius von Padua befinde

Würdige Frau. Wie oft muß ich es aber der Schwester noch sagen, daß hievon unter allen unseren Reliquien nichts vorhanden ist. Sage sie mir nur; warum sie denn eben eine Reliquie vom Kleide des heiligen Antonins von Padua haben will?

Schw. Bib. Die würdige Mutter wird es ja selbst im Leben dieses Heiligen gelesen haben, daß ein Geistlicher, dem kein Bethen, Fasten, und Kasteyen in den unerträglichen Anfechtungen wider die Keuschheit helfen wollte, alsogleich hievon befreyet worden, sobald

er

er das Kleid des heiligen Antonius angeleget hat.

Wür. Fr. Das Legendenlesen wird der Schwester noch vollends den Kopf verrücken. Ich weis ihr ein kräftiges Mittel wider ihre Anfechtungeu. Beschäftige sie sich nur stäts mit der Bedienung der Kranken, deren wir immer genug im Krankenzimmer haben, und warte sie den Kranken bei Tag und Nacht fleißig ab, so werden ihr die Anfechtungen gewiß vergehen.

Schw. Bib. O das einzige Krankenwarten, das macht noch keine Klosterfrau aus.

Wür. Fr. Nicht? was ist denn wohl anders der Endzweck, und die Hauptpflicht unseres Ordens, als das Krankenwärten? Könnte wohl auch etwas bei Gott verdienstlicheres seyn, als den armen Kranken dienen und beistehen?

Schw. Bib. Das nämliche verrichten in weltlichen Krankenhäusern weltliche Krankenwär-

wärterinnen auch; deßwegen sind sie aber noch keine Klosterfrauen. Eben in dem hat unser Orden den Vorzug, daß wir nicht nur den Kranken warten, sondern auch Klosterfrauen seyn müssen. Wir sind hiemit auch verbunden, auch nach Art der Klosterfrauen zu leben.

Wür. Fr. Weis die Schwester, in was wir als Klosterfrauen von den weltlichen Krankenwärterinnen unterschieden sind? In dem, daß wir uns durch Gelübde zum beständigen Krankendienst verbunden haben; da die Weltlichen nur willkürlich den Kranken dienen, und aus diesem Dienste alle Augenblick austretten können; und daß wir also eben wegen des Gelübdes uns den Krankendienst mehr, als Weltliche sollen angelegen seyn lassen. Im übrigen, meine liebe Schwester! bin ich innerst überzeugt, daß weltliche Krankenhäuser einen grossen Vorzug vor unseren Krankenzimmern verdienen.

Schw. Bib. Um Gotteswillen! wenn die weltlichen Obrigkeiten ein solches Geständniß

aus dem eigenen Munde einer Klostervorsteherinn hörten; so würden wir gewiß aufgehoben.

Wür. Fr. Warum sollte ich ein Geständniß nicht machen, woraus meine Redlichkeit müßte erkannt, und belobet werden, und worüber eine andere Einrichtung zum grösseren Vortheil der Kranken könnte getroffen werden. Sey sie unbekümmert; ich habe nicht nothwendig, mein Geständniß zu machen. Die weltlichen Obrigkeiten werden noch von selbst einsehen, daß eben deßwegen, weil wir Klosterfrauen sind, zu unserem Unterhalt ein grösseres Vermögen, und ein grösseres Gebäud, als für die Kranken, die doch die Hauptpersonen sind, hergenommen werde, und daß wir also sehr kostbare Krankenwärterinnen sind. Der leidenden Menschheit, werden sie sagen, ist besser geholfen, wenn das Gebäud und das Geld zur Hilfe mehrerer Kranken mit leichterem Unterhalt minder kostbarer Krankenwärterinnen verwendet wird.

Schw. Bib. Sie werden es aber schon sehen die weltlichen Obrigkeiten, daß die Kran-

ken von Weltlichen nicht so gut verpfleget werden.

Wür. Fr. Glaube die Schwester nur das nicht. Sind denn nicht wirklich mehrere weltliche Krankenhäuser, wo die Kranken von Weltlichen mit größter Sorgfalt, und unter wirksamster Obsicht gepfleget werden. Eine solche Obsicht ist mir als Klostervorsteherinn ja nicht einmal möglich.

Schw. Bib. Warum nicht?

Wür. Fr. Deßwegen, weil ich die Klosterfrauen, die unter verschiedenem Vorwande sich dem Krankendienste entziehen, nicht so abdanken und entlassen kann, wie dieses ein Vorsteher eines weltlichen Krankenhauses thun kann.

Schw. Bib. Die würdige Mutter ist gegen uns recht hart.

Wür. Fr. Gar nicht. Ich weiß gar wohl, daß einige Klosterfrauen selbst ihre Gesundheit

beim Krankendienste eingebüsset haben; und ich habe gewiß alle Nachsicht und alles Mitleiden mit ihnen. Aber eben ihre kränkliche Zustände geben mir und jedem Vernünftigen einen neuen Beweis, daß weltliche Krankenhäuser den Vorzug vor unseren verdienen.

Schw. Bib. Die weltlichen Krankenwärterinnen gehen lieber eher vom Krankendienste davon, als daß sie ihre Gesundheit aufopfern sollten; hiemit gebühret unseren Krankenzimmern immer noch der Vorzug vor den weltlichen Krankenhäusern.

Wür. Fr. Dieser Vorzug, daß wir unsere Gesundheit aufopfern, bezieht sich noch nicht auf unsere Krankenzimmer. Eine weltliche Krankenwärterinn, die ihrer nach der Hand empfindet, daß sie zum Krankendienst nicht mehr geeignet sey, tritt aus diesem Dienste aus, und erwählet einen anderen Dienst. Statt ihrer tritt eine Tauglichere ein. Die weltlichen Krankenwärterinnen sind nicht so versperrt; sie können auffer des Krankenhauses in frischerer Luft sich erholen. Bei uns hingegen, die wir

solche Erholungsmittel nicht haben, wird zuletzt selbst aus den Klosterfrauen ein Krankenspital, und statt der untauglichen Klosterfrauen können nicht sogleich taugliche aufgenommen werden, weil sich nicht immer Kanditadinnen einfinden, und weil auch das Vermögen nicht erklecket, nebst den noch lebenden untauglichen so viele von Zeit zu Zeit neu anzuwerbende taugliche zu unterhalten. Gehn also nicht eben deßwegen, weil wir dem Krankendienste unsere Gesundheit aufopfern, hernach den Kranken die erfoderlichen Krankenwärterinnen ab, die bei einem weltlichen Krankenhaus nicht so leicht mangeln. Sieht die Schwester, daß die weltlichen Krankenhäuser einen Vorzug verdienen.

Schw. Bib. Meinetwegen können sie uns aufheben. Ich gehe deßwegen doch wieder in ein Kloster, aber nicht mehr in ein solches, wo Kranke sind.

Wür. Fr. Nun so muß sie in ein solches gehen, wo die Klosterfrauen sich mit dem Unterrichte der Kinder beschäftigen müssen.

Schw. Bib.

Schw. Bib. Mit den Kindern beschäftigen? Gott behüte mich! Ich will nicht einmal ein anderes Kind sehen, als meine Jesukinder.

Wür. Fr. Gibt es bei ihr mehrere Jesukinder?

Schw. Bib. Komme die würdige Mutter nur doch einmal wieder in meine Zelle. Es ist ja nicht nothwendig, gar so stets im Krankenzimmer zu seyn, und dort herum zu arbeiten, wie es die würdige Mutter macht. Ich habe 6 Jesukindeln.

Wür. Fr. Wie ich schon gesagt habe; sie wird mir noch närrisch. Ich dächte, ein Jesukindlein wäre überflüssig; denn jetzt ist ja unser Heiland kein Kind mehr. Ausser einer lehrreichen Vorstellung seiner Kindheit, die mit einem einzigen Bilde erreicht ist, solle übrigens dieser unser liebe Heiland mannbar, und nach dem Alter, in welchem er unsere Erlösung vollendet hat, vorgestellet seyn. Nicht wahr; wir ehrten die Stifterinn unseres Klosters, und ließen sie deßwegen abbilden? Ist uns aber

wohl

wohl eingefallen, sie als Kind abbilden zu lassen?

Schw. Bib. Christus ist freylich als ein Mann gestorben; allein nach seiner Himmelfahrt ist er wieder als Kind erschienen.

Wür. Fr. Glaube sie solche Thorheiten nicht.

Schw. Bib. Gott steh mir bei! was sagt die würdige Mutter? Ist nicht Christus als ein ausbündig schönes Knäblein zum heiligen Antonius gekommen? hat er sich nicht als ein Knäblein anfangs auf das Buch Antonii gesetzet; bis er gar in seine Arme gerücket ist, ihn angelacht, und mit ihm durch viele Liebeszeichen gespielet hat? Hat nicht der heilige Johannes von Gott, wie er noch ein Bücherkramer war, und mit diesen seinen Waaren im Vorsatz, ein Bücherhändler zu werden, nach Granata reisete, unseren Heiland als ein Knäblein auf dem Wege angetroffen? Er hat sich freylich nicht eingebildet, daß dieses Knäblein Christus sey. Er hat es vielmehr bedauert, weil es bloßfuß und übel gekleidet war; zog

auch deßwegen seine Schuhe aus, und legte sie dem Kinde an; und da das Kind in so grossen Mannsschuhen nicht gehen konnte, nahm er es gar auf seine Achsel. Beim tragen hätte er es zwar merken können, daß es kein natürliches Kind ist; denn das liebe Knäblein machte sich so schwer, daß der heilige Mann erbärmlich schwitzte, vor Müdigkeit schnaufte, und endlich keinen Schritt mehr gehen konnte, sondern das Kind zu einem Baum hinsetzte, und er sich bei einem Brunn erquickte. Wirklich hat er nichts gemerket, bis das Kind ihn mit Namen genennet, ihm das zukünftige Schicksal mit einem offenen Granatapfel, in dessen Mitte ein Kreuz war, vorbedeutet, und endlich verschwunden ist. Auch die heilige Ida wurde das Jesukindlein ansichtig, und hierüber so entzückt, daß sie auf öffentlicher Gasse ohne Empfindlichkeit dagelegen, und ihre Vertraute genug zu thun gehabt haben, bis sie solche nach Haus gebracht. Und hat nicht die selige Margaritha ihrem kleinen geschnitzten Jesukindlein verschiedene Fragen vorgetragen, und von demselben richtige Antwort empfangen; welche sie zwar nicht mit den leiblichen

Oh=

Ohren, sondern mit ihrem erleuchteten Gemüthe deutlich vernehmen konnte? — Ich will doch nicht hoffen, daß die würdige Mutter alles dieses nicht glauben wird?

Würz. Fr. Ein Glaubensartikel ist es gewiß nicht, daß Christus mit diesen Heiligen als ein Kindlein gesprochen. Aber das glaube ich wohl, daß manche Heilige in ihren geistlichen Betrachtungen die Phantasie überspannt, und sodann selbst geglaubt haben, dergleichen Dinge zu hören und zu sehen; wozu auch ihr Temperament, und ihre stette Vertiefung in finstere Gedanken, oft kränkliche Zustände, oder eine allzugrosse Absönderung von allen anderen Beschäftigungen, als nur nicht von der Lesung übertriebener Geschichten mag beigetragen haben.

Schw. Bib. Aber eine Klostervorsteherinn solle am wenigsten so reden.

Würz. Fr. Eine Klostervorsteherinn solle also vor allen übrigen dumm und leichtgläubig seyn? Meine Schwester Bibiana! Ich habe

die

die Legenden auch gelesen; aber was nur sonderbare Sachen und Wunder betraf, die ich nicht zur Nachahmung nehmen konnte, über diese bin ich immer hinausgegangen; und selbst unser Klosterbeichtvater hat mir nicht nur hierinn recht gegeben, sondern er hat noch beigesetzt, daß in den Legenden eine Menge Erdichtungen enthalten sind, und daß man bei mehreren Heiligen ganz gleiche Erzählungen findet, die nirgens einen verläßlichen Grund haben. In Sonderheit sind mehrere solche Heilige, von welchen in den Legenden ganz gleiche Begebenheiten mit dem Jesukindlein vorkommen.

Schw. Bib. Freylich sind mehrere solche Heilige. Kann aber ein anderes weltliches Kind, wenn es ein freundliches und leutseliges Kind ist, mehreren Leuten zugehen, warum solle das himmlische Jesukind sich nicht bei mehreren Heiligen auf gleiche Art einfinden können?

Wür. Fr. Ich habe es ja der Schwester schon gesagt, daß, nachdem Christus zu einem

Mann

Mann erwachsen, es kein himmlisches Jesukindlein mehr geben könne.

Schw. Bib. Liebster Gott! nun werden auch die Klosterfrauen, und selbst die Klostervorsteherinnen schon ganz verkehrt. Ich habe dieses wohl heut die ganze Nacht wehmüthigst überdacht, weil mich eben dieser Kummer schlaflos gemacht. Dreymal hat mir heut Nacht der böse Feind, um mich nur in meiner Betrachtung zu stören, das Nachtlicht ausgeblasen.

Wür. Fr. Wenn einem das Nachtlicht erlöscht, so muß es der Teufel gethan haben?

Schw. Bib. War es nicht der böse Feind, welcher der heiligen Yta auch das Nachtlicht ausgelöscht hat, um sie mehr anfechten zu können? Sie hat alle seine übrige Schelmereyen, nämlich das Werfen, Schlagen, sich unter das Fenster setzen, die Speisen ausschütten; alles dieses hat sie nicht geachtet; aber das Lichtauslöschen konnte sie nicht leiden. Und da es ihr der böse Feind abermal that; so schrie sie aus

ihrem Fenster auf den Freudhof hinaus! ein Verstorbener solle vom Grabe aufstehen, und ihr von der Freudhoflampe ein Licht bringen. Dieses ist auch geschehen; und der Uiberbringer sagte noch dazu diese deutlichen Worte: **Da nimm das Licht von meiner Hand, von Toggenburg bin ich genannt.**

Wür. Fr. Das war also gewiß ein verstorbener Dichter, weil er sein Licht mit Reimen daher gebracht hat.

Schw. Bib. Die würdige Frau macht zu allen einen Spaß.

Wür. Fr. Wenn die Schwester glaubt, daß ich hierinn so unrecht habe; so wende sie sich lieber zu unserem Beichtvater, und versuche sie; ob denn dieser allen ihren Grillen beistimmen werde.

Schw. Bib. Leider haben wir unseren vorigen Beichtvater nicht mehr. Der Mann hat mit mir geweint, wie unser Chor abgeschaft worden.

Wür. Fr.

Würz. Fr. Unser Chor ist das Krankenzimmer. Dort hören wir alle Stimmen; diese verstehen wir besser, als das lateinische Chorgebeth, und können hierauf auch verständlicher antworten.

Schw. Bib. So ist die würdige Mutter mit ihrem Krankenzimmer schon wieder da. In dem Chor wechselweise zu bethen hat der heilige Bischof Ignazius von den Engeln gelernet. Den heiligen Franz de Paula verließ in seiner Krankheit alles Gedächtniß, aber die Psàlmen und alle Chorgebether entfielen ihm nicht. Die heilige Lutgarda sah es mit eigenen Augen, wie allzeit beim Verse: Deus in adjutorium meum intende die Teufeln aus der Kirche die Flucht nahmen. Selbst der gekreutzigte Heiland lösete sich von Nägeln ab, stieg vom Kreuze, und gieng zu dem heiligen Petrus Zölestinus, um mit ihm die Psalmen zu singen. Sieht die würdige Mutter, was der Chor für eine heilige Sache ist, die sich die würdige Mutter nie hätte abbringen lassen sollen? Verzeih mir's die würdige Mutter! das ist nicht zu verantworten.

Würz. Fr.

Wür. Fr. Das verantworte ich ganz leicht. Können die Teufel bei dem Verse: Deus in adjutorium meum intende schon nicht bestehen; so können sie wohl vor Gott selbsten noch weniger bestehen; und daher ist gar nicht zu begreifen, wie die Teufel in unserer Kirche die Gegenwart Gottes aushalten, und sich immer darinn so lang verweilen sollen, bis sie mit dem Deus in adjutorium meum intende erst von den Klosterfrauen oder Chorgeistlichen hinausgejagt werden. Die Kirche ist kein Wohnplatz der Teufeln. Alles, was immer die Schwester aus den Legenden daher erzählet hat, beweist nicht, daß statt der Psalmen, deren Sinn sogar von vielen Geistlichen, zugeschweigen von Klosterfrauen nicht verstanden wird, ein verständlicheres Gebeth nicht besser sey; und noch weniger ist bewiesen, daß ein so oftmaliges langes Chorbethen besser sey, als arbeiten. Eine schlechte Ehre für Klöster, wo die Vorsteher deßwegen so sehr auf den Chor halten, weil sonst die Klostermitglieder müssig bleiben, und sich nicht zu ihrem und ihres Nächsten Vortheil zu beschäftigen wüßten. Das übertriebene Chorgeschrei war wohl gar

dem göttlichen Gebothe der Selbsterhaltung entgegen; weil sich hiedurch wirklich viele die Gesundheit und Festigkeit ihres Körpers verdorben haben, ohne daß dabei der Glauben mehr verbreitet, die Sittlichkeit mehr verbessert, und den Nebenmenschen mehr genutzet worden ist. Hält die Schwester auf die Festigkeit ihres Körpers soviel; nun so sey sie nur fleißig um die Kranken herum.

Schw. Bib. Der würdigen Mutter ihr letztes Wort ist immer das Krankenzimmer. Unterdessen bekömmt unsere Kirche immer dabei ein schlechteres Ansehen; da doch die Geistlichen vorher am liebsten bei den Klosterfrauen Messe gelesen haben, weil alles schön, nett, und zierlich war.

Wür. Fr. Was fehlet unserer Kirche?

Schw. Bib. Erstens läßt uns die würdige Mutter schon keine Zeit mehr, daß wir die Kirchenwäsche in so viele tausend Falten zusammlegen könnten, wie vorher; sondern es heißt gleich: **Geht's lieber zur Krankenwäsch.**

Zwey-

Zweytens dürfen wir bei der würdigen Mutter auch keine Zeit mehr auf das Reliquien fassen verwenden; und wir bekommen auch hiezu von Weltlichen dasjenige nicht mehr, was man zur Einfassung und Zierung der Reliquien nothwendig hat, weil wir ihnen auch mit keinen gefaßten Reliquien und Nonnenkrapfeln aufwarten können. Drittens hat die würdige Mutter es den weltlichen Kommissarien angehen lassen, daß das meiste von unserem Kirchensilber in das Münzamt gebracht, und das dafür eingelöste Geld für mehrere Krankenbetter verwendet worden.

Würr. Fr. Die Krankenwäsch, meine liebe Schwester! hat einen näheren Bezug auf Gott, als die Kirchenwäsch; denn zum wesentlichen Gottesdienst wäre eben eine Kirchenwäsche nicht unumgänglich nothwendig; aber die Wartung des kranken Armen, in dessen Person Gott zu uns kömmt, fodert Krankenwäsche. Der heilige Kirchenrath zu Tibur hat in seine Satzungen den Spruch des heiligen Bonifazius gebracht, welcher also lautet: **Vor Zeiten waren hölzerne Kelche, aber goldene**

Prie-

Priester. Kelch, Paten, und andere Zugehör, so wir heut zu Tage beim Meßopfer nothwendig haben, sind erst um die Helfte des dritten christlichen Jahrhunderts aufgekommen; und daß hiezu Silber, Gold, und Edelgesteine verwendet wurden, geschah noch später. Und da die Schwester die Legenden so gern liest; hat sie denn nicht gelesen, wie der heilige Hugo die Kirchenkelche zu Geld gemacht hat, um nur den Armen Brod und Almosen geben zu können? Nachahmungswürdige Handlungen, in denen wir den Heiligen gleich kommen können; Handlungen, die uns von Gott schon befohlen sind, und wo uns die Beispiele der Heiligen nur zur gleichen Befolgung aufmuntern sollen, solche Handlungen muß man sich aus den Geschichten der Heiligen herausnehmen, nicht kindische, lächerliche, übertriebene, unnachahmliche, oder gar erdichtete Dinge. Frage die Schwester nur den Beichtvater, ob ich mit meiner Lehre und mit meinen Ermahnungen nicht recht daran bin.

Schw. Bib. Mir ahnt etwas, würdige Mutter! in Ansehung unseres neuen Beichtvaters, und ich getraue mir nicht, es zu sagen.

Wür. Fr. Nur frey herausgeredet. Obgleich derselbe mir ein recht auferbaulicher, ehrlicher, verständiger, und bescheidener Mann zu seyn scheinet; und obgleich selbst der Bischof mir ihn von dieser Seite angerühmet hat; so können wir uns doch als Menschen irren. Offenbare mir also die Schwester nur ungescheut dasjenige, was sie wider ihn gründlich anführen und beweisen kann.

Schw. Bib. Hat nicht der Teufel die Gestalt des seligen Johannes vom Kreuz angenommen, und in dieser Gestalt eine Klosterfrau in Beichtstuhl ruffen lassen, wo er ihr die schädlichsten Lehren in Kopf gebracht hat? Ich fürchte immer, unser dermaliger Beichtvater, der ganz andere Lehren giebt, als der vorige, ist (verzeihe mir Gott meine Muthmassung) wohl gar der böse Feind.

Wür. Fr. Ich habe aber diese Muthmassung, daß die Schwester wirklich schon von Sinnen

ge=

gekommen. Wie kann ihr den nur von weitem ein solcher Gedanken beifallen? Was ihr wohl der dermalige Beichtvater für schädliche Lehren gegeben?

Schw. Bib. Ich gestehe es aufrichtig: ich klagte ihm in der Beicht, daß die würdige Mutter uns keine Reliquien mehr zum Einfassen herausgebe. Das gehört nicht in den Beichtstuhl, sagte er, beichte die Schwester ihre Sünden, nicht die Sünden der würdigen Frau oder ihrer Mitschwestern; die werden schon selbst ihre Sünden beichten. Reliquien aber nicht zum Einfassen hergeben, ist keine Sünde. Es ist in Ansehung der Aechtheit auf die wenigsten Reliquien etwas zu halten, und auch in Ansehung der Verehrung kein Mißbrauch, keine übertriebene Andächtelei damit zu treiben.

Wür. Fr. Das ist wohl eine gründliche Lehre, die jeder ächtfromme und bescheidene Geistliche geben wird. Der Teufel giebt gegen Mißbräuche, Aberglauben, und übertriebene Andächteleien gewis keine Lehre.

Schw. Bib. Was nur eine Leinwand, welche mit den heiligen Reliquien berühret worden, für eine Kraft habe, hat der heilige Papst und Kirchenlehrer Gregorius bewiesen. Die fremden Gesandten brachten eine solche ihnen von diesem Papst geschenkte Leinwand zurück, mit Bitte, ihnen doch wirkliche Reliquien zu geben. Der heilige Papst, um die Gesandten sowohl von der Kraft dieser Leinwand zu überzeugen, als auch sie zu belehren, was auf alles dasjenige zu halten sey, so in Rom als ein Heiligthum hergegeben wird, legte die nämliche Leinwand auf den Altar, stach in dieselbe mit einem Messerlein, und siehe Wunder! häufiges Blut floß heraus. Das ist kein Glaubensartikel sagte der Pater Beichtvater.

Wür. Fr. Ich halte es mit unserem Beichtvater, und werde mich nie um ein solches Fleckel Leinwand bemühen. Etwelche Stücke Leinwand für die Krankenbetter haben bei mir mehrere Kraft und mehreren Werth.

Schw. Bib. Nun mein lieber Gott! die Kaiserinn Konstanzia hat sogar nur aus sonderbarer Gnade und als einen grossen Schatz vom

heiligen Gregorius etliche Feilspäne von der Kette des heiligen Paulus erhalten. Der heilige Germanus hat Gold und Silber, welches ihm der Kaiser Justinianus angebothen, hindanngesetzet, und dafür etwas von der Krone Christi, etliche Gebeine von den unschuldigen Kindern, und den Arm des heiligen Georgius mit grösten Freuden angenommen. Der Kaiser Zeno hat eine grosse Kirche von königlicher Kostbarkeit gebauet, um nur das Evangelium Matthäi zu bekommen, welches der heilige Barnabas mit eigener Hand geschrieben, und welches in dessen Sarge gefunden worden.

Wür. Fr. Und ich sage ihr hierauf abermal, daß mir, um mehrere Kranke recht gut verpflegen zu können, Gold und Silber viel lieber wäre, als Gebeine von unschuldigen Kindern, deren Aechtheit niemal erprobet werden kann. Nicht mit den Gebeinen und Armen der unschuldigen Kinder, und des heiligen Georgius, sondern mit unseren Armen, wenn wir mit diesen die Kranken heben und legen, ist der leidenden Menschheit geholfen. Der Beichtvater hat recht, daß es um die Aechtheit der

meisten Reliquien übel aussieht. O! wie viele Gebeine solcher Menschen, die nicht heilig geworden, werden mit Reliquien vermenget, und schön geziert herumgetragen werden.

Schw. Bib. Verzeihe mir die würdige Mutter; die unzählige Menge der Martyrer zu Zäsarauguſta wurde auf Befehl des Daciani mit Dieben, Mördern, und Uibelthätern verbrennet; und doch hat sich gleich die Asche der Martyrer von der Asche der übrigen fein sauber abgesöndert. Falsche Reliquien geben sich gleich selbst zu erkennen. Auch der heilige Julianus und seine Gesellen wurden mit Uibelthätern enthauptet, und alle Körper untereinander geworfen. Aber sogleich setzte sich eine jede Seele eines Martyrers in Gestalt eines allerschönsten Jungfräuleins auf ihren Körper, damit die Körper der Martyrer erkannt werden konnten.

Wür. Fr. Nun werden die Seelen auch der heiligen Männer nach ihrem Tode schöne Jungfräuleins?

Schw. Bib.

Schw. Bib. Ich sagte nur, daß sie in dieser Gestalt erschienen wegen ihrer Reinigkeit, die solche Seelen haben; da sogar die Gebeine und Reliquien der Heiligen sich nicht von unreinen Händen anrühren lassen.

Wür. Fr. Wollte Gott! sie wären nie von unreinen Händen angerühret worden.

Schw. Bib. Hat's schon erfahren der unlautere Hofherr des Prinzen Petrus von Portugal. Der wollte in das Zimmer des Prinzen hinaufgehen, um die Gebeine der Heiligen Berardi, Accursii, Adjuti, Ottonis, und Petri zu sehen und zu verehren. Er mußte aber mitten auf der Stiege wie ein Stein unbeweglich stehen bleiben. Eben so ergieng es dem Waffenträger, in dessen Schild die heiligen Gebeine ruhten. Dieser versündigte sich auch wider das sechste Gebot, und als er sodann den Schild anrühren wollte, floh der Schild mit den heiligen Gebeinen so hoch in die Höhe, daß er ihn nicht erreichen konnte.

Wür. Fr. Hat sie alle diese Erzählungen bei unserem Beichtvater als Einwürfe gegen seine Lehre vorgebracht?

Schw. Bib. Freylich habe ich ihm alles dieses gesagt; aber es hat nichts geholfen. Er ist vielmehr in Eifer gerathen; und da ich mich beurlauben wollte, sagte er: Nein! nun muß die Schwester bleiben, und ich will ihr doch einmal 'eine rechtschaffene Predigt von Reliquien machen.

Wür. Fr. Wie lautete denn die Predigt?

Schw. Bib. Ich hätte mir dieselbe unmöglich merken können. Ich bat ihn daher, er möchte mir es schriftlich geben. Er that es ohne Anstand; und ich war froh, einen schriftlichen Beweis von seiner Irrlehre nun in Händen zu haben, und von solcher die würdige Mutter überzeugen zu können.

Wür. Fr. Nun so bringe mir die Schwester diese Schrift.

Schw. Bib.

Schw. Bib. Ich habe sie wirklich schon zu mir genommen, um sie der würdigen Mutter vorzuzeigen; da ist sie!

Wür. Fr. Lese mir sie die Schwester vor.

Schw. Bib. Erlaube mir die würdige Mutter, daß ich vorher meine Brille aufstecke. Meine Augen verlassen mich vom Tage zu Tage mehr; Gott gebe, daß ich bald blind werde.

Wür. Fr. Was ist das wieder für ein närrischer Wunsch: Solle die Schwester nicht vielmehr Gott um die längere Dauer ihres Augenlichtes bitten; und auch ihrerseits hiezu beitragen, daß sie ihre Augen nicht muthwillig verderbe, wie sie dieses wirklich durch das immerwährende und angestrengte Legendenlesen thut.

Schw. Bib. Nun wie ich sage, so ist es. Vor Zeiten haben die Leute, und besonders die Klosterfrauen ganz anders geredet und gedacht. Eine blinde Klosterfrau Namens Daria

sprach

sprach die heilige Brigidam also an: Tochter Gottes! segne meine Augen, auf daß ich auch möge sehen, was in der Welt ist. Brigida willfahret, und giebt ihr das Augenlicht. Daria aber findet, daß durch das Anschauen zergänglicher Dinge das Gemüth nur verwirret werde, und der Herzensruhe in Beschauung Gottes über die Massen verhinderlich sey; bittet daher sogleich wieder um ihre Blindheit, welche sie auch alsogleich auf das abermalige Gebeth Brigidæ erhalten.

Wür. Fr. Was das für Fausen sind. Das Anschauen zergänglicher Dinge', wie denn alles, was wir ansehen, zergänglich ist, macht für sich, wenn wir nur die Augen nicht mit sündhafter Absicht auf etwas heften, das Gemüth noch nicht verwirrt, sondern erhebt vielmehr dasselbe zum Schöpfer. Gott, wie er in sich ist, können wir in diesem Leben nicht sehen; wir können ihn anders nicht beschauen, als in denen Dingen, die uns in die Sinne fallen, und aus diesen erkennen, daß er als Schöpfer derselben auch darüber unendlich erhaben seyn müsse. Zu der uns Menschen mög-

lichen

lichen Beschauung Gottes sind uns die Sinnen so nothwendig, daß deßwegen bei dem Taubstummen, um ihn zu unterrichten, die ihm in die Augen fallenden Zeichen das Gehör und die Sprache vertretten müssen; so wie auch Blinde durch das Fühlen gewöhnt werden können, die Farben oder andere Eigenschaften der Dinge, die sie berühren, zu unterscheiden. Hätte die Schwester Daria meinetwegen in ihren Betrachtungsstunden die Augen vollends zugemacht, oder tief niedergeschlagen; so wäre sie ja der Zerstreuung auch ausgewichen, und hätte sodann nach verstrichener Betrachtungsstunde mit offenen Augen zur Arbeit gehen können; denn zum stäten Betrachten und Nichtsarbeiten sind wir nicht auf die Welt gekommen. In diesem Stücke hat unser Orden einen wahren Vorzug vor anderen, daß wir eine Beschäftigung haben, wobei die Arbeit stäts eine Betrachtung ist. Unsere arme Kranke lassen uns bei unserer Arbeit an sich immerfort Gott beschauen; weil wir das Gott thun, was wir den Armen thun, und weil der Mensch das Ebenbild Gottes ist. Wir sehen genug Zergängliches an den verschiedenen

Zer=

Zerstörungen ihrer Gesundheit, und an denen, die den Geist aufgeben. Da hat es nicht nothwendig, die bei dem geistlichen Exerzizienmachen gewöhnliche Fensterverhüllung und außerordentliche Stille zu künsteln. Im Krankenzimmer giebt sich alles dieses ganz natürlich. Weil man aber dabei immer in Bewegung, im Heben und Legen, in Zurichtung und Darreichung der Medizinen, in wachsamer Beobachtung derer bei den Kranken sich ergebenden Veränderungen, oder ihrer Bitten und Wünsche, und in anderen Geschäften zur Hilfe oder Linderung der Kranken begriffen ist; so wird man bei dieser Beschauung Gottes, bei dieser Beschauung der letzten Dinge des Menschen, und der irrdischen Zergänglichkeit doch kein Fantast, wie schon manche durch Legendenlesen, durch Exerzizienmachen, durch Betrachtungen bei verhüllten Fenstern Fantasten geworden sind, dergestalt, daß sie für die menschliche Gesellschaft, für welche sie doch Gott erschaffen hat, und zu was immer für einer nützlichen Arbeit nicht mehr gebraucht werden konnten, und daß sie bei ihrem finsteren Gebethe und ihren düsteren Betrachtungen alle weitere Pflichten bei Seite

setzten. — Nun so lese mir die Schwester doch einmal das vor, was der Beichtvater von den Reliquien geschrieben.

Schw. Bib. Höre die würdige Mutter nur, wie schon der Anfang gotteslästerisch ist: **Wenn dem heiligen Gregorius von Tours zu glauben ist.** * Einem Heiligen hat man also eben nicht nothwendig zu glauben?

Wür. Fr. Die Heiligen waren auch Menschen, die sich irren, oder irre geführet werden konnten.

Schw. Bib. Wenn dem heiligen Gregorius von Tours zu glauben ist; so war es den Heiligen nicht allemal gelegen, daß man ihre Asche und Knochen beunruhigte; denn Gregorius schreibt: Der heilige Chamant habe sich bei seinem Nachfolger Quintianus von Rodus als über eine strafbare Verwegenheit beklagt, daß er seine Knochen umgewühlt

* Greg. von Tours. Vit. P.P. C. 4.

wühlt unter dem Vorwande, sie in die Kirche zu bringen, und daß auch Quintianus deßwegen von seinem bischöflichen Sitze werde gejagt werden, welches auch geschehen.

Wür. Fr. Nun, wenn die Schwester dem Gregorius von Tours glaubt; so muß auch sie die Reliquien unangefochten lassen.

Schw. Bib. Die würdige Mutter redet doch manierlicher, als der Beichtvater; bei dem hört man nur die Worte **Knochen, umwühlen.** Die Heiligen haben keine Knochen; Knochen sind in der Fleischbank. Und es ist keine Rede vom Herumwühlen; das thun Schweine. Aber Klosterfrauen geben sich mit Einfassung der Reliquien ab.

Wür. Fr. Die Schwester ist wohl wunderlich; daß sind ja nicht die Worte des Beichtvaters, sondern des heiligen Gregorius von Tours. Die Schwester zörnt sich hiemit umsonst über den Beichtvater, und sie zieht eigent=

gentlich gegen den Heiligen los, der sich dieser Ausdrücke bedienet hat.

Schw. Bib. Gott behüte mich! Wenn der Heilige so geschrieben hat; so wird er seine Ursache gehabt haben. Genug, daß ich in mehreren Legenden gelesen, daß einige Heilige selbst nach ihrem Tode verlanget haben, ihre Körper zu erheben, und wegzubringen. Die Heiligen sind nicht alle gleich; der eine will da liegen bleiben, der andere nicht.

Wür. Fr. Meine beste Schwester! Ich glaube; allen Heiligen sey es gleichgiltig, ob ihre Gebeine da oder dort liegen. Lese sie weiter.

Schw. Bib. Schon zu Ende des vierten Jahrhunderts wurde der Mißbrauch, der mit Erhebung und Uibersetzung der Körper der Heiligen begangen wurde, von den Kirchenvorstehern scharf hergenommen. Mönche waren Urheber dieser Mißbräuche; denn sie waren hauptsächlich diejenigen, die durch ganze Pro-

vin-

vinzen herumliefen, die Körper der Martyrer herumtrugen, und zulezt mit Vorzeigung derselben gar einen Handel trieben.* Was denket sich nun die würdige Mutter von unserem Beichtvater? Ist selbst ein Mönch, und schimpfet über die Mönche.

Wür. Fr. Hat nicht auch die Schwester, ob sie gleich selbst Klosterfrau ist, schon bei mir öfters über Fehler ihrer Mitschwestern geklagt? Deßwegen, weil man eine Klosterperson ist, hat man keine Pflicht, Fehler der Klosterpersonen nicht einzugestehn, oder sie wohl gar für Tugenden auszugeben. Lese die Schwester nur fort!

Schw. Bib. Der Kaiser Theodosius machte sogar ein Gesetz, die Körper der Martyrer nicht von ihren Gräbern anderswohin zu übersetzen, oder zu zerstreuen, oder wohl gar damit zu handeln.

* Augustinus de oper. monach. c.28.

deln.* Auch Karl der Grosse machte gegen dergleichen schändliche Mißbräuche mit den Reliquien eine Verordnung** im Jahre 801. Was gehen mich diese Kaiser an; und was haben die Kaiser mit den Reliquien zu schaffen?

Wür. Fr. Ich glaube aber, als die obersten Beschützer unserer heiligen Religion haben sie alles Recht, wider die Mißbräuche der Religion Gesetze zu geben. Und wenn noch dazu Mißbräuche eine Unordnung in ihren Ländern und unter ihren Unterthanen verursachen; so haben sie auch als Landesherren zur Ausrottung solcher Mißbräuche ein Recht von Gott, der sie zu Landesherren gesetzet hat, und dürfen sich also in Ausübung dieses ihnen von Gott selbst gegebenen Rechtes durch Niemanden irre machen lassen.

* Humatum corpus nemo ad alterum locum transferat, nemo Martyrem distrahat, nemo mercetur. l. ult. cod. de viol. Sepulch.

** Mabillon Sæc. 5 præf. n. 99. capitul. edit. Baluzii.

Schw. Bib. Was? nicht einmal beim Papsten sollen sie vorher schuldig seyn, die Erlaubnuß hiezu anzusuchen?

Wür. Fr. Sucht die Schwester beim Papsten um Erlaubnuß an, sich zu waschen, die Nägel von Fingern abzuschneiden, eine Wunde zu verbinden, oder auch verwehren zu dürfen, wenn einer anderen Schwester einfiele, der Schwester ihre Reliquien hinwegzunehmen, und für sich dafür eine Chokolade einzuhandeln?

Schw. Bib. Das versteht sich, daß ich hiezu keiner Erlaubnuß bedarf.

Wür. Fr. Nun so bedarf der Landesfürst auch keiner Erlaubnuß, den Staatskörper zu säubern, die Mißbräuche hindanzuschneiden, die Wunden, die durch Mißbräuche diesem Körper gemacht worden, zu heilen, und auch mit den Reliquien so wenig etwas unrechtes angehen zu lassen, so wenig als die Schwester etwas unrechtes damit angehen ließ. Schlage sie sich hierinn allen Skrupel aus; sie sieht zu wenig ein, was ein Landesfürst von Gott

selbst

selbst für Rechte hat, zu deren Ausübung er keiner anderen Erlaubnuß bedarf ebendeßwegen, weil zu dem, was ihm Gott befiehlt, eine menschliche Erlaubnuß weder etwas dazu thun, weder etwas davon nehmen kann. Lese sie lieber weiter fort.

Schw. Bib. Die mailändische Kirchenversammlung machte im Jahr 813 ein Verboth in gleicher Absicht, ohne Bewilligung der Fürsten und ohne Erlaubnuß der Synode die Körper der Heiligen nicht von einem Orte an andere zu bringen.

Wür. Fr. Sieht die Schwester; wie von der mailändischen Kirchenversammlung erkannt worden, was die Fürsten in Rücksicht auf die Reliquien zu reden haben.

Schw. Bib. Der heilige Papst Gregorius erzählt von griechischen Mönchen, die in Rom verschiedene Todtenknochen ausgruben! sie mit sich in ihr Land nahmen, und für Reliquien der

Heiligen ausgaben. Der heilige Gregorius von Tours macht Meldung von einem Marktschreyer, der allerhand Kleinigkeiten im Reiche herumtrug, und sie für Reliquien von heiligen Martyrern Vinzenz und Felix ausgab. Zur Zeit Ludwigs des Gütigen ist der Körper eines heidnischen Kaisers statt dem des heiligen Martyrers Sebastian genommen, und in die Abtei Manlieu in Avergne gebracht: aber auch daselbst nachhin der Betrug entdecket worden. Amolon Bischof zu Lion unter Karl dem Kahlen schrieb gleichfalls von Landläufern, die Reliquien mit erdichteten Namen und Erzählungen herumtrugen. Von den Betrügereyen mit den Reliquien der Heiligen erzählen auch Guibert Abt von Nogent, und Papst Innozenz der III. * Man sieht also schon hieraus, wie viele unächte Reliquien gleich sich Anfangs ver-

---

* Bolland. T. 2. Ian. p. 290. Mabillon sec. 4. part. 1. pag. 402. Baluzius ed. post. Agobard. Guibert de pig. 55. l. 1. c. 3. § 2. Innoc. ep. 10. regest. 151. 3.

verbreitet haben, sobald die Zerstümmlungen der Heiligen, und Austheilungen der Reliquien gegen die heilsamen Gesetze, und besonders im siebenten Jahrhunderte überhand genommen haben. Leider sind die Mißbräuche mit den Reliquien, und die Verbreitungen unächter Reliquien so weit gekommen, daß, obwohl die vierte allgemeine Kirchenversammlung im Latran die Päpste Honorius III, Gregorius IX, Klemens IV mit mehreren Verordnungen gegen die falschen Reliquien, und gegen die Mißbräuche mit den Reliquien gewarnet haben, doch falsche Reliquien genug mit den schönsten Einfassungen in Kirchen und Häusern herumstehen.

Würr. Fr. Raste die Schwester ein wenig aus. Ich will ihr auch etwas erzählen, was ich hierüber gelesen habe, obwohl ich es nicht glaube.

Schw. Bib. Aus einem weltlichen Buche etwa?

Würr. Fr.

Wür. Fr. Nein! aus den Legenden.

Schw. Bib. Nun, da solle es die würdige Mutter wohl glauben.

Wür. Fr. Wenn ich es glauben solle; so muß ich der Schwester sogleich befehlen, ihre Reliquien ohne weitern wieder dahin zurückzugeben, wo sie selbe herbekommen hat.

Schw. Bib. Die würdige Mutter spaßt sich nur.

Wür. Fr. Höre sie. Der heilige Fruktuosus Bischof zu Torragona in Spanien * erschien allen denen, welche von seiner Asche, oder halbverbrannten Knochen etwas mit sich genommen. Er sagte ihnen; ohne Verschub sollen sie alles das, was sie von seinen und seiner Mitmartyrer Reliquien genommen haben, in ein Grab zusammlegen. Die Reliquien des Simeons Stylites in Syrien ** ließ zwar der Bi-

* Acta S. Fructuosi 21 Iun. n. 4.

** Vita Simon Stylit. 5. Ian. n. 18.

Bischof Martyrius nicht angreifen, doch kam ihm selbst die Lust an, nur ein Haar aus dem Barte des Heiligen herauszureißen, um selbes mit Hochachtung aufzuheben; und augenblicklich wurde er deßwegen von Gott selbsten gestraft.

Schw. Bib. Nun wenn die Heiligen selbst bei mir ihre Reliquien nicht leiden wollen, oder ehe mich Gott deßwegen strafen sollte; so gebe ich sie gleich wieder zurück.

Wür. Fr. Behalte die Schwester nur ihre Reliquien, denn so wie ich nicht glaube, daß einige Heilige begehrt haben, man solle ihre Reliquien anders wohin übersetzen; eben so glaube ich nicht, daß einige darüber, daß man ihre Reliquien übersetzet, oder zerstümmelt hat, ihren Unwillen und Zorn geoffenbaret haben. Lasse die Schwester also ihre Reliquien, da sie nun schon da sind, als Zierathen stehen, wo sie stehen, ohne damit einen Aberglauben oder anderen Mißbrauch zu treiben; und ob es gleich kein Glaubensartickel ist, daß sie bei aller Authentick, die auch ein menschliches Werk ist, ächt sind; so nehme sie ihr daraus eine ver-

ehrungsvolle Erinnerung derjenigen Tugenden, durch welche wir auch heilig werden können. wenn wir nämlich durch Nachahmung derselben uns eine Fertigkeit in Ausübung unserer Pflichten erwerben. Was schreibt deñ der Beichtvater weiters.

Schw. Bib. Der heilige Ersuperius von Touluse war ängstig darüber, daß man den Körper des heiligen Saturninus an einen anderen Ort wolle bringen lassen. * Ein Traumgesicht belehrte ihn zwar, daß man die Heiligen nicht beleidiget, wenn man ihre Körper verlegt, oder sie zerstücket, um Reliquien auszutheilen. Allein weil ein Traum nichts verläßliches ist; so bat er hiezu wegen des Gesetzes Theodosius um Erlaubnuß beim Kaiser.

Wür. Fr. Sieht die Schwester abermal einen von einem Heiligen selbsten gegebenen Beweis, was die Landesfürsten in Ansehung der Reli-

quien

* Acta S. Saturnini n. 5

quien zu reden haben. Der Beichtvater hat recht schön geschrieben, und alles recht gut bewiesen. Sie darf sich bedanken, daß er sich die Mühe genommen, soviel davon zu schreiben.

Schw. Bib. Jetzt bin ich bald am Ende. Die Päpste (wie Baronnius anmerket) wollten Anfangs selbst kein Stück von den Körpern der Heiligen wegnehmen, und anderswohin bringen lassen, bis sie hierum von anderen sogar sehr gequälet worden. Der ausserordentliche Eifer, womit man die Uiberbleibsel der Heiligen suchte einerseits; und andererseits die Treulosigkeit, und der Geitz derer, welche damit handelten, haben die Unordnungen angerichtet, welche im Gebrauch der Reliquien eingerissen * dergestalt, daß es besser gewesen wäre, wenn man die Heiligen in ihren Gräbern, und in dem Schoos der Erde gelas-

* Du Gange Chef. S. Iean. 75.

lassen hätte. * Unwissenheit und Bosheit haben Anlaß gegeben, die Gebeine unbekannter oder weniger berühmter Heiligen, besonders wie man angefangen, den neu entdeckten Körpern die Namen berühmter Heiligen beizulegen, für die Reliquien der berühmtesten Heiligen eben dieses Namens auszugeben. Mein Rath wäre also; die Schwester Bibiana solle sich nicht soviel nach den Körpern und Reliquien der Heiligen sehnen, als nach den Körpern der Kranken, welche alle authentische Ebenbilder Gottes sind, um denselben recht fleißig die erforderlichen Dienste zu leisten.

Würr. Fr. Göttlich hat der Pater Beichtvater geschrieben. Diese Sprache ist vollkommen nach meiner Gesinnung und Uiberzeugung. So schrieb der Teufel niemal, wenn er wirklich zum Schreiben kommen könnte. Sorge sich die Schwester nicht; der Beichtvater redet die Wahrheit, und hiemit redet Gott aus ihm, nicht der Teufel. Schw. Bib.

---

* Guibert Novig. Pignor 54. l. 1.

Schw. Bib. Nun mein lieber Gott! auf das Chorgebeth der Klostergeistlichen, auf die langen klösterlichen Betrachtungen, auf die Reliquien, auf die Anhörung mehrerer heiliger Messen, auf das oftmalige Beichten, und Kommuniziren, auf die vielen Oktav- und Novenandachten, auf die vielen Segen, Vespern, und Litaneyen nicht viel halten, solle von Gott seyn?

Wür. Fr. Das ist richtig von Gott; denn die Schwester hat ja Gott angelobet, daß sie nach allen ihren Kräften den armen Kranken dienen wolle; und Gott hat befohlen, sogar den Sabath nach Erfordernuß dem Dienste des Nebenmenschen nachzusetzen. Wenn sie also ganze halbe Täge mit allem dem zubrächte, was sie daher gesagt hat, und unterdessen die armen Kranken die nothwendige Hilfe nicht bekämen; hieße das Gott ehren? oder hieße es nicht vielmehr Gott mit Uibertrettung seines Gebots und des ihm abgelegten Gelübdes beleidigen? Und was würde bei solchen Beleidigungen das zu oftmalige mehr in eine Gewohnheit gebrachte Beichten, das eben so oftma-

malige gleichfalls mit Verminderung der Ehrerbietung zur Gewohnheit gewordene Kommunizieren helfen. Es geschehen viele Beichten (sagt Muratorius) und dannoch so wenige Besserung. Leider halten einige ungeachtet des oftmaligen Beichtens manches nicht einmal für das, worüber sie büssen sollten; sondern halten es vielmehr für eine wahre Andacht, wie die Schwester ihre Andachteleien, wobei ich ihr die Beleidigung Gottes, und die Verletzung ihres Gelübdes klar bewiesen habe, für eine wahre Andacht und für lauter löbliche Werke hält. Die Lehre des Beichtvaters ist richtig von Gott.

Schw. Bib. Ich wäre schon mit einer heiligen Messe zufrieden, wenn nur der Pater Beichtvater und die übrigen Geistlichen nicht schon in einer halben Stunde mit der Messe fertig wären. Die Messe des heiligen Hieronimi Iosephi Prämonstratenserordens dauerte immer etwelche Stunden. Die Klosterfrauen, bei denen er Messe las, murreten auch dagegen; allein dieses Murren hörte sogleich auf, da sie von einem Layenbruder des nämlichen

Prä=

Prämonstratenserordens überwiesen wurden, daß bei der Messe Hermani eben nicht mehr Wachs verbrennet werde, als bei einer sonst abgekürzten Jägermesse. Der heilige Johannes von S. Facundo hatte auch zu thun, daß er jemanden bekäme, der ihm bei der Messe dienen wollte; und sogar sein Oberer, dem er dieses klagte, gab ihm keine Ausrichtung, sondern die Antwort: er solle sich anderen Geistlichen gleichhalten, und kein Kerzenbrenner seyn. Dieser Obere redete aber gleich anders, wie ihm der Heilige die Ursache seines langen Meßlesens angegeben, nämlich: daß ihm unter der Messe von Gott alle Geheimnisse unseres Glaubens, die man sonst nicht begreifen kann, sondern nur glauben muß, klar und augenscheinlich geoffenbaret werden. Ich kann unter den Messen, wie sie heut zu Tage gelesen werden, mit meinen Gebethern nie fertig werden.

Wür. Fr. Ich will ihr nicht nur einen Rath geben, sondern auch selbst dazu helfen, daß sie gewiß fertig wird. Das nämliche Gebethbuch, welches mir der Pater Beichtvater an-

angerathen, und ich mir schon angeschaft habe, will ich der Schwester und allen Klosterfrauen anrathen, und ich werde ganz gern einer jeden damit ein Geschenk machen. Jede wird hierinn die schönsten und zureichendsten Gebether finden, und ganz leicht damit unter einer Messe fertig werden. — Die Schwester hat ja heut Nacht bei den Kranken die Wache gehabt?

Schw. Bib. Ich, und die Schwester Asella. Wir zwo hatten heut die Wache.

Wür. Fr. Hat sich etwas besonderes ereignet? Sind einige schlechter oder schwächer geworden?

Schw. Bib. O mein Gott! es sind einige unter den Kranken so wehleidig, daß sie über alles gleich entsetzlich jammern, als wenn es schon aus wäre. Die heilige Sinklezia hatte eine so faule und garstige Krankheit, daß vor Gestank niemand bei ihr bleiben wollte. Sie hatte nicht nur Zahnschmerzen, sondern nebst diesen verfaultes Zahnfleisch, wurmstichigen

Mund,

Mund, kalten Brand, Lungensucht, Schwindsucht, das hitzige Fieber, alles beisamm; und dennoch fiel ihr nicht bei, um eine Hilfe zu schreien, sondern sie wollte vielmehr keine Salbe, kein Pflaster, keine Medizin, keinen Bader, und keinen Doktor leiden, um nicht des grossen Lohnes der Geduld und der verdienstlichen Schmerzen beraubt zu werden. Hieran sollen sich unsere Kranke spiegeln, und dieser Heiligen nachfolgen. Es blieben uns eine Menge Arbeiten und Unkösten ersparrt; und sie kämen dabei um so geschwinder unter die Schaar der Heiligen.

Würz. Fr. Die Schwester war selbst noch nie gefährlich krank; darum weiß sie auch noch nicht, wie einem Kranken ist. Zweytens war sie vorher immer zu anderen Hausgeschäften verwendet; das ist abermal eine Ursache, daß ihr das Jammern der Kranken fremd und beschwerlich vorkömmt. Habe sie nur Geduld und guten Willen für ihren kranken Nebenmenschen; und sey sie recht ämsig im Krankenzimmer, gleichwie ich denn bei vermehrten Krankenbettern eine jede nach ihren Kräften zum

Kran-

Krankendienst anhalten muß. Sie wird sich schon zu diesem Gott gefälligen Dienst treflich anschicken. Die heilige Sinklezia fehlte in diesem Stücke, daß sie keine Heilmittel annehmen wollte. Sich selbst ein Uibel zufiegen, oder geflissentlich dessen Heilung verhindern, ist eine Sünde wider das göttliche Geboth, sich zu erhalten. Die Geduld ist nur dort verdienstlich, wo gar nicht, oder nicht sogleich uns geholfen werden kann. Bei aller dieser Geduld bleibt man im Gewissen schuldig, die möglichen Hilfsmittel anzuwenden. Welche Kranke jammerte denn so sehr?

Schw. Bib. Das Stubenmädel, das über die Stiege gefallen, und sich eine Rippe gebrochen.

Wür. Fr. Die arme Haut dauert mich. Sie wird denken, sie sey schon zu allem ferneren Dienen unfähig. Nein, nein! sie wird schon wieder hergestellet. Ich werde sie hernach gleich besuchen, und auch den übrigen Kranken nachsehen.

Schw. Bib:

Schw. Bib. Ich habe es ihr heute rechtschaffen gesagt, daß ein solches Jammern unnöthig und unnütz sey. Ich stellte ihr vor, wie dem heiligen Philippus Nereus aus Eifer im Gebethe gar zwo Rippen auf der linken Seite nämlich die vierte und fünfte zersprungen, und wie der Heilige froh war, daß hiedurch seinem Herzen Platz gemacht worden, welches vor Uiberfluß der in ihm vom heiligen Geiste verliehenen Gaben in natürlicher Enge ohne Erstickung nicht hätte bestehen können. *

Wür. Fr. Nun wenn bei der kranken Person die vorgeschriebenen Mittel angewendet werden; so darf und solle man sie allerdings zur Geduld, und zum Vertrauen auf Gott ermuntern. Aber nur immer liebreich und trostreich muß man mit den Kranken sprechen. Das Stubenmädel hat bei der Schwester ihrer Erzählung den Trost gewiß nicht bekommen, der ihr hätte gegeben werden können; denn wenn es wirklich wahr wäre, daß dem heiligen Phi-

* Ribadeneira in vita Philippi Nerei-

angerathen, und ich mir schon angeschaft habe, will ich der Schwester und allen Klosterfrauen anrathen, und ich werde ganz gern einer jeden damit ein Geschenk machen. Jede wird hierinn die schönsten und zureichendsten Gebether finden, und ganz leicht damit unter einer Messe fertig werden. — Die Schwester hat ja heut Nacht bei den Kranken die Wache gehabt?

Schw. Bib. Ich, und die Schwester Asella. Wir zwo hatten heut die Wache.

Wür. Fr. Hat sich etwas besonderes ereignet? Sind einige schlechter oder schwächer geworden?

Schw. Bib. O mein Gott! es sind einige unter den Kranken so wehleidig, daß sie über alles gleich entsetzlich jammern, als wenn es schon aus wäre. Die heilige Sinklezia hatte eine so faule und garstige Krankheit, daß vor Gestank niemand bei ihr bleiben wollte. Sie hatte nicht nur Zahnschmerzen, sondern nebst diesen verfaultes Zahnfleisch, wurmstichigen

Mund,

Mund, kalten Brand, Lungensucht, Schwindsucht, das hitzige Fieber, alles beisamm; und dennoch fiel ihr nicht bei, um eine Hilfe zu schreien, sondern sie wollte vielmehr keine Salbe, kein Pflaster, keine Medizin, keinen Bader, und keinen Doktor leiden, um nicht des grossen Lohnes der Geduld und der verdienstlichen Schmerzen beraubt zu werden. Hieran sollen sich unsere Kranke spiegeln, und dieser Heiligen nachfolgen. Es blieben uns eine Menge Arbeiten und Unkösten ersparrt; und sie kämen dabei um so geschwinder unter die Schaar der Heiligen.

Würz. Fr. Die Schwester war selbst noch nie gefährlich krank; darum weiß sie auch noch nicht, wie einem Kranken ist. Zweytens war sie vorher immer zu anderen Hausgeschäften verwendet; das ist abermal eine Ursache, daß ihr das Jammern der Kranken fremd und beschwerlich vorkömmt. Habe sie nur Geduld und guten Willen für ihren kranken Nebenmenschen; und sey sie recht ämsig im Krankenzimmer, gleichwie ich denn bei vermehrten Krankenbettern eine jede nach ihren Kräften zum

Kran-

Krankendienst anhalten muß. Sie wird sich schon zu diesem Gott gefälligen Dienst treflich anschicken. Die heilige Sinklezia fehlte in diesem Stücke, daß sie keine Heilmittel annehmen wollte. Sich selbst ein Uibel zufiegen, oder geflissentlich dessen Heilung verhindern, ist eine Sünde wider das göttliche Geboth, sich zu erhalten. Die Geduld ist nur dort verdienstlich, wo gar nicht, oder nicht sogleich uns geholfen werden kann. Bei aller dieser Geduld bleibt man im Gewissen schuldig, die möglichen Hilfsmittel anzuwenden. Welche Kranke jammerte denn so sehr?

Schw. Bib. Das Stubenmädel, das über die Stiege gefallen, und sich eine Rippe gebrochen.

Wür. Fr. Die arme Haut dauert mich. Sie wird denken, sie sey schon zu allem ferneren Dienen unfähig. Nein, nein! sie wird schon wieder hergestellet. Ich werde sie hernach gleich besuchen, und auch den übrigen Kranken nachsehen.

Schw. Bib:

Schw. Bib. Ich habe es ihr heute rechtschaffen gesagt, daß ein solches Jammern unnöthig und unnütz sey. Ich stellte ihr vor, wie dem heiligen Philippus Nereus aus Eifer im Gebethe gar zwo Rippen auf der linken Seite nämlich die vierte und fünfte zersprungen, und wie der Heilige froh war, daß hiedurch seinem Herzen Platz gemacht worden, welches vor Uiberfluß der in ihm vom heiligen Geiste verliehenen Gaben in natürlicher Enge ohne Erstickung nicht hätte bestehen können. *

Wür. Fr. Nun wenn bei der kranken Person die vorgeschriebenen Mittel angewendet werden; so darf und solle man sie allerdings zur Geduld, und zum Vertrauen auf Gott ermuntern. Aber nur immer liebreich und trostreich muß man mit den Kranken sprechen. Das Stubenmädel hat bei der Schwester ihrer Erzählung den Trost gewiß nicht bekommen, der ihr hätte gegeben werden können; denn wenn es wirklich wahr wäre, daß dem heiligen Phi-

* Ribadeneira in vita Philippi Nerei-

lippus Nereus so glücklich zwo Rippen zersprungen, um seinem Herzen Platz zu machen; so würde sich das Stubenmädel noch immer dabei denken können, daß ihr Herz bisher Platz genug gehabt hat, und deßwegen der Rippenbruch nicht nothwendig gewesen wäre.

Schw. Bib. Ich glaube aber immer, ihr Herz hat auch nicht genug Platz gehabt; aber leider nicht aus Liebe Gottes, sondern aus Liebe vielleicht zu einem weltlichen Fleischgötzen. Ich weis schon, wie es solche Mädel machen. Um nur geschwind, verzeih mir's Gott! zu ihren Amanten zu kommen, springen und fliehen sie mehr über die Stiege, als sie gehen. Ist es sodann ein Wunder, wenn ein unglücklicher Fall geschieht, und eine Rippe gebrochen wird? Würdige Mutter, würdige Mutter! das Mädel ist eine Weltdocke. Schau die würdige Mutter nur zurück ihre langen Kopfhaare an; ich habe ihr dieselben heut Nacht schon abschneiden wollen.

Wür. Fr.

Wür. Fr. Unterstehe sich die Schwester nicht, dergleichen Thorheit anzufangen. Ihre Krankheit fodert das Haarabschneiden nicht.

Schw. Bib. Aber die Krankheit ihrer Seele fodert es. Hat nicht die heilige Elisabeth das nämliche einem jungen Mädel gethan, welches ihre schönen Haare auf's beste gekrauset fliegen ließ? Das Mädel schrie freylich, biß, kratzte, stieß mit Händen und Füssen, wollte durchaus ihren Kopf nicht hergeben; und heulte und weinte erbärmlich, wie der ganze Putzgram hinweggemähet war. Ja sie wünschte sogar, daß man ihr lieber gar den Kopf abgeschnitten hätte. Aber kaum hat sie sich erholet: so hat sie der heiligen Elisabeth gedankt, und ist Elisabethinerinn geworden. Die würdige Mutter weis doch, daß wir Kanditatinnen nöthig hätten. Warum solle man es also verschieben, auch diesem Stubenmädel die Haare abzuschneiden?

Wür. Fr. Jenes Mädel, welcher die heilige Elisabeth die Haare abgeschnitten, die hat schon immer den Willen gehabt in das

Kloster zu gehen; sie wird auch diesen Willen schon verlautbaret haben. Die heilige Elisabeth hat hiemit diesen Willen, von dem sie schon vollends überzeugt war, nur dergestalt befördert, daß er wegen des kindischen Putzes nicht etwelche Tage länger aufgeschoben wurde. Die Legendenschreiber haben leider oft die wahre Gelegenheit, und die wahren Umstände einer Begebenheit nicht so angesetzet, wie solche hätten angesetzet werden sollen; hingegen aber Umstände, Reden, und Thaten dazu gesetzet, die sich gar nicht so ereignet haben. Das Stubenmädel, welches jetzt mit gebrochener Rippe bei uns ist, hat noch keine Lust zum Klosterleben bewiesen, hiemit sind ihr ihre schönen Kopfhaare zu lassen. Sollte hieraus für ihre Seele ein Uibel erwachsen; so ist dieses eine Krankheit, die Gott und ihren Beichtvater; nicht aber uns angeht. Sage mir die Schwester Bibiana, wird die Schwester Asella bei der Krankenwache ohne ihre eigene Gefahr gebraucht werden können? denn auch die Asella ist durch ihr übertriebenes sowohl mündliches, als beschauliches Gebeth,

und

und durch das immerwehrende Lesen ihrer finsteren Betrachtungsbücher und Legenden zu einer milzsüchtigen und immer selbst kränkelnden Person geworden.

Schw. Bib. Ich verlange mir keine andere Mitwächterinn, als sie. Sie ist eine nicht nur recht fromme und heilige Person, sondern sie hat auch Erfahrenheit; und wenn's nach ihrem Sinn gienge, so würden bald die kostbaren Medizinen ersparret seyn, und leicht mehrere Kranke angenommen werden können, weil sie auch geschwinder aus dem Krankenzimmer und zu ihrer Gesundheit kämen.

Wür. Fr. Nun ein solcher Vorschlag wäre mir ganz anständig; denn das ist alles, was ich wünschen könnte. Aber ich zweifle sehr daran, daß es besser gerichtet werden könnte, als es bisher geschehen.

Schw. Bib. Was kosten das Jahr hindurch nur unsere Salben! Der heilige Guilielmus Herzog in Gaskonien (sagte die Schwester Asella) brauchte keine solchen Salben, und wur-

wurde doch kurirt. So gewaltig ihn die Teufeln einmal bei der Nacht in Gestalt vieler Fechter herumgeschleppet, und erbärmlich mit Schlägen zugerichtet haben, also geschwind ist er ohne alle irrdische Salbe wieder geheilet worden; denn auf sein Vertrauen kamen alsogleich drey wunderschöne Frauen im hellen Glanze. Die edelste war selbst die Himmelskö-niginn; die beiden anderen zündeten ein Feuer an, wärmten dabei die zerschlagenen Glieder, und bestrichen dieselben mit einer himmlischen Salbe. Es wäre zwar nicht einmal diese Salbe nothwendig gewesen; denn nur das liebreiche Anschauen der seligsten Mutter Gottes hat alsogleich alle Wunden geheilet.

Wür. Fr. Jetzt weiß ich schon wieder, woran ich bin.

Schw. Bib. Auch die heilige Lidwina, welcher, da sie so stark entzückt war, ein grosser hart bei ihr stehender Wachsstock die ganze Seite verbrannte, wurde nicht viel mit irrdischen Salben, sondern von Christo selbst, der samt seiner werthesten Mutter in Begleitung vieler

Apo-

Aposteln und anderer Heiligen in ihr Kämmerlein kam, mit einer dermassen wohlriechenden Salbe bestrichen, wovon sie bis den anderen Tag einen ganz himmlischen Geruch von sich gab. Wir haben in unseren Krankenzimmer allzuwenig geistliche Mittel. Es sind doch nebst der heiligen Waldburga noch 16 Heilige männlichen Geschlechtes, und sieben Heilige weiblichen Geschlechtes, welche alle Oel schwitzen; wie denn der heilige Demetrius von den Griechen auch der Oelschwitzer genannt wird.* Und dennoch haben wir in unserem Krankenzimmer nicht das mindeste von einem heiligen Oel, womit man den Kranken eine Erleichterung geben könnte.

Wür. Fr. Wie weniges Kenntniß sie von Gott, und von geistlichen Mitteln hat. Sind nicht alle Kräuter und Arzneyen von Gott? hat sie nicht der Schöpfer gesegnet? und können sie also nicht mit Danksagung und Vertrauen auf Gott ganz geistlich genommen werden?

---

* Μαρτυρολόγιον Ribadeneira in vita Waldburgæ.

den? Von allen den Oelen, so sie mir daher nennt, ist keine Offenbarung da, daß man sie in Krankheiten sicher brauchen könne. Aber durch die Natur selbst hat uns der Schöpfer soviele Heilmittel geoffenbaret, die man also vermög des Gebots, sich zu erhalten, und hiezu die vom Schöpfer gegebenen Mittel anzuwenden, nicht unter dem Vorwande anderer geistlicher Mittel zum Schaden der Gesundheit vernachlässigen darf.

Schw. Bib. Wenn nur wenigstens die Heiligen, die gegen das Zahnweh, Brustweh, Halsweh, Augenweh, und andere Krankheiten angeruffen werden müssen, abgemalen im Krankenzimmer da hiengen; so würden die Kranken durch Ansehung dieser Bilder zur Foderung und Ergreifung geistlicher Mittel angeeifert. Allein auffer des Kruzifixbildes, worauf nebst Christus nur die Mutter Gottes und der heilige Johanes neben dem Kreutz zu sehen ist, erlaubt der Pater Beichtvater selbst kein Bild mehr. Mir ist um alle übrigen Bilder, die aus dem Krankenzimmer hinausgeschaft worden, nicht so sehr leid, als um die vier letzten Din-

ge des Menschen; durch diese sind die Kranken in diejenigen Betrachtungen gebracht worden, die sich für einen Kranken gehören.

Wür. Fr. Und eben diese Bilder habe ich schon vorlängst aus dem Krankenzimmer hinausgewunschen.

Schw. Bib. O wie schön war die Vorstellung der Seele, die in Himmel fährt!

Wür. Fr. Ja, ja! recht schön fabelhaft war sie.

Schw. Bib. Der Weg zum Himmel war gar nicht fabelhaft, sondern so gemalen, wie es der heilige Maurus gesehen hat, daß der heilige Benedickt auf einem solchen Weg, der beederseis mit viel tausend Lampen beleuchtet, und durchaus mit kostbaren Decken behangen war, im Himmel gestiegen ist. Daß auch dabei die Engel mit aller Gattung Musickinstrumenten, und musizirend vorgestellet sind, hat auch in der Wahrheit seinen Grund; denn damal, als der Abt Pahomius die Seele eines

Or=

Ordensmannes gegen Himmel fahren sah, haben auch die begleitenden Engel eine überaus liebliche Musick gemacht. Ebenso erschallte die schönste himmlische Musick bei dem Tod Onuphrii, wie es der heilige Einsiedler Paphnuzius hörte. Noch schöner und nothwendiger für die Kranken waren aber die Bilder der Hölle und des Todes. Auf dem Bild der Hölle waren so schön alle Marter der Hölle: Sieden, Braten, Sengen, Brennen, Spissen, Hacken, Zerreissen, Schlagen, und alle Marterinstrumente recht sichtbarlich für die Kranken dargestellt; und waren nicht auch im Bilde des Todes am Bette des Kranken, und zwar beim Kopf und bein Füssen, und an beiden Seiten des Kranken, ja sogar unter dem Bette die Teufeln in einer unaushaltlichen abscheulichsten Gestalt vortreflich vorgestellet, wie sie den Krankem mit Anfechtungen plagen, schon auf seine Seele warten, ihn zum Verzweifeln bringen wollen. Es kann auch kein strengeres Gesicht in der Natur geben, als das Gesicht des himmlischen Richters, welches beim Bilde des Gerichts gemalen war. Bei solchen Bildern haben doch die Kranken die letzten

Din=

Dinge recht betrachten können. Diese Bilder haben sie in Furcht und Zittern, und endlich dahin gebracht, daß sie sich ganz gern und recht fest an Geistliche gehalten haben, und man nie genug Weihwasser herumspritzen konnte.

Wür. Fr. Das ist eben das unschicklichste, daß man oft durch solche Vorstellungen den Leuten das Sterben erschweret hat; da doch unsere heilige Religion sich hiedurch auszeichnet, daß jeder hierinn mit Trost und vollkommener Beruhigung seinen Geist in die Hände des Schöpfers übergeben kann. Wer sich durch seine Lebenszeit mit widersinnigen Vorstellungen des Pater Kochems das Gehirn angefüllet hat, oder wer zu dergleichen Vorstellungen auf seinem Todtenbette von anderen Personen oder durch Bilder gebracht wird, der wird freylich mit einer bedaurungswürdigsten Angst, und gleichsam auf einer Folterbank dahinscheiden. Wenn der Kranke einmal die Sache mit seinem Gewissensrath ausgemacht, sich den heiligen Sakramenten unterzogen, und sich in den Willen und in die Barmherzigkeit seines

Got-

Gottes ergeben hat; so muß man ihn nicht unnöthig quälen, sondern vielmehr mit liebreichen Vorstellungen in der Hofnung auf Gott der die Liebe selbst ist, stärken, damit in ihm eine freudige Sehnsucht, bald bei Gott zu seyn, alles Finstere und Bange überwinde, und er mit einer heiligen Munterkeit die letzte Stunde erwarte.

Schw. Bib. Ja, ja! das ist jetzt die neue Mode zu sterben. Man weis bei den Kranken nicht mehr, haben sie Anfechtungen, oder haben sie keine. Wenn sie einmal gebeichtet, und kommuniziret, und die letzte Oelung bekommen haben; so ruffen sie auch dann nicht mehr so oft nach einem Geistlichen, wie vormals geschehen, da der Geistliche durch etwelche Täge vom Bette nicht hinweggekommen, bis die Seele ausgefahren ist. Die alte Kammerjungfer, die neulich bei uns gestorben, hat mich gar gebethen; ich solle ihr doch nicht mit dem Weihbrunn um das Gesicht so herum spritzen, und selbst der Beichtvater hat mich schon mit meinem Weihbrunnkessel von etwelchen Bettern hinweggejagt.

Wür. Fr.

Wür. Fr. Der Beichtvater hat recht gethan. Ich sehe schon, daß durch die Schwester mir zuletzt die Kranken nur in ihrer Beruhigung gestöret würden, und daß ich also sie höchstens zu denen werde gebrauchen können, die schon Rekonvaleszenten sind.

Schw. Bib. Nun das weis ich wohl, daß ich gehorsamen muß; aber wir könnten uns eine so grosse Anzahl Rekonvaleszenten ersparen, wenn die würdige Mutter dieselben, da sie einmal nicht mehr bettliegrig sind, geschwinder aus dem Kloster entließ.

Wür. Fr. Nicht wahr, damit sie halbkurirt hinauskommen, in eine gefährlichere Krankheit zurückfallen, oder an demselben Tage, in welchem sie hinausgetrieben werden, im nächsten Hause; oder wohl gar auf der Gasse ihren Geist aufgeben.

Schw. Bib. Wenn man schon so ißt, wie die Tagwerkers Tochter, die von ihrem hitzigen Fieber nicht halb und halb, sondern ganz hergestellet ist, und sich doch noch unter den

Re-

Rekonvaleszentinnen befindet; so ist keine Gefahr zu einer neuen Krankheit. Verzeih mir's Gott! das Mädel, ich lasse es mir nicht nehmen, ist von dem nämlichen Fraßteufel besessen, den der heilige Makarius in Aegypten aus einem Knaben ausgetrieben, der nie ersättiget werden konnte, weil alle Speisen in ihm zu Dunst wurden.

Wür. Fr. Vergönne die Schwester ihr das Essen. Die arme Haut hat nothwendig, sich so viele Kräfte zu verschaffen, damit sie ihr künftiges beklemmtes Leben und die harte Arbeit wieder ausdauren kann. Ich lasse sie noch vor etwelchen Tagen nicht hinaus. — Ich hoffe ja, daß heut Nacht auch der Dienstmagd, die der Herr Pastor der lutherischen Gemeinde hereingegeben hat, die Medizinen richtig seyen gegeben worden, und daß sie überhaupt gute Wartung erhalten habe?

Schw. Bib. Aus heiligem Gehorsam hat man das gethan, was man hat thun müssen; aber —

Wür. Fr.

Wür. Fr. Was aber? Ist sie nicht eben unser Nebenmensch? Ist sie nicht auch sogar Christinn? Hat Gott der Herr nicht auch einen Samaritan geheilet, der dafür sodann dankbarer war, als die, welche sich rechtgläubig nannten, aber in Werken das Widerspiel zeigten? Lese die Schwester statt der Legenden lieber die heilige Schrift; dieseist die beste Legende.

Schw. Bib. Aber denke die würdige Mutter nur, was mir sogar unser Beichtvater gesagt hat, und zwar unter einer Todsünde; daß nämlich, sobald diese Lutherische ihren Pastor verlangt, sogleich um denselben solle geschicket werden. O Herr meines Lebens! so gehet es denn schon so weit, daß zu Klosterfrauen und in unser Krankenzimmer auch ein Pastor noch mit Einwilligung und auf Befehl unseres Beichtvaters kommen solle?

Wür. Fr. Und ich will haben, daß es auch mir gleich gemeldet werde, wenn der Herr Pastor der lutherischen Gemeinde kömmt. Ich selbst werde ihn mit einer Chokolade bedienen, und mich mit ihm besprechen.

Schw. Bib.

Schw. Bib. Die würdige Mutter hat einen Spaß. Unsere Chokolade gehöret für katholische Geistliche, wenn sie uns besuchen, nicht für lutherische. Ehe sitze ich drey Tage bei Wasser und Brod auf dem Boden, als ich ihm die Chokolade machete.

Wür. Fr. Bedenke sie wohl, was sie redet; sie wird die Chokolade machen.

Schw. Bib. Ja, wenn die würdige Mutter so ernsthaft redet; so führt sie schon etwas im Schilde, wo man gezwungen wird, das mindere Uibel statt des grösseren zu wählen. Nun in Gottesnamen! ich mache die Chokolade.

Wür. Fr. Und zwar recht gut muß sie selbe machen.

Schw. Bib. Die Chokolade soll gut werden; und ich hoffe, der Pastor wird durch meine Chokolade bekehret.

Wür. Fr.

Wür. Fr. Abermal eine Grille im Kopf.

Schw. Bib. Nichts Grille. Der heilige Bernhard hat einen ganzen Schwarm muthwilliger Leute, durch deren tumultvolle Lustbarkeiten diejenigen gestöret wurden, die in der Kirche betheten, zu einem Trunk wohlgeschmacktes Biers in das Kloster eingeladen. Sie sind richtig gekommen. Aber der heilige Bernhard hat über das Bier seinen heimlichen Segen gesprochen, und die muthwillige Schaar, nachdem sie tapfer darauf gezecht hat, ist sogleich von einem ganz anderen Geiste und Sinne überfallen worden, dergestalt, daß sie fußfällig gebethen, in das Kloster aufgenommen zu werden. Sieht die würdige Mutter; etliche gesegnete Maaß Bier haben gewirket, daß die muthwillige Gesellschaft von eben dem Kloster, wo derselben das gesegnete Bier so wohl schmeckte, nicht mehr hinwegzubringen war. Ich weis also nicht, warum der Pastor von der Chokolade, die ich ihm kochen und segnen werde, nicht auch sollte bekehret werden können.

Wür. Fr. Der Schwester thut es wahrhaftig nothwendig, daß sie von unserem Beichtvater in eine ernstliche und längere Kur genommen werde; und damit sie sich in wehrender Kur nicht forthin verderbe, und ihre Krankheit nicht selbst unheilbar mache; so werde ich ihr alle ihre Legenden, und unschickliche Betrachtungsbücher verbrennen. Jetzt gehe sie in das Krankenzimmer; ich komme gleich nach.

Schw. Bib. Deo gratias würdige Mutter!

VII.

Das Altarblatt.

Vogteiverwalter. Hochwürdiger Herr Pfarrer! Ich habe mir die Ehre ausgebethen, daß sie heut mein Gast, zwar nur bei einer Hausmannskost seyn wollen. Sie sind die Hauptperson bei der Berathschlagung, die wir noch vor dem Mittagmahle wegen des neuen Altarblattes halten können.

Pfarrer. Haben wir endlich einmal die Erlaubnuß erhalten, statt des vierhundertjährigen alten Altarblattes ein neues herstellen zu lassen? Man hat gar nicht mehr gekannt, was das alte Altarblatt vorstelle, so zerlöchert und verdorben ist es.

Meßner. Ich habe oft gewunschen, daß es der heilige Nikastus seyn möchte; so hätte der Heilige selbsten die Ratzen, die beim Freudhoffenster hereinkamen, leichter davon abwehren können.

Vogteiverw. Da der alte Freüdhof nun aufhört, und in Kürze besser verwendet seyn wird; so giebt sich gegen die Ratzen die Gegenwehre von selbst, damit das neue Altarblatt unangefochten bleibe. Es kömmt nur jetzt darauf an, was dieses neue Altarblatt vorstellen solle. Um mehrere Meynungen zu hören, habe ich auch hier den Herrn Marktrichter nebst einem burgerlichen Kirchenprobsten, wie auch den anderen Kirchenprobsten von Seiten der Bauerschaft unseren rechtschaffenen Nachbar und Mühler dazu eingeladen. Und gedenken eure Hochwürden, mein Weib will auch was dabei zu reden haben.

Verwalterinn. Ich verstehe zwar das wenigste dabei; aber was ich der Andacht halber gern auf dem Altarblatt zu sehen wünsche, könnte ich unmöglich verschweigen.

Pfar. Die Frauen haben oft die besten Gedanken, und beschämen auch oft sogar mit ihren bescheidenen Vorschlägen in Rücksicht auf die Andacht die Männer.

Vogteiverw.

Vogteiverw. Ich weis schon, was ein jeder von uns mit Ausnahm euer Hochwürden für ein besonderes Altarblatt im Wunsche und Vorschlage hat. Eure Hochwürden müssen also zuerst ihren Vorschlag sagen, sodann die Vorschläge der übrigen anhören, und einen jeden Vorschlag beurtheilen.

Pfar. Umgekehrt wird es besser seyn. Jeder solle vorher seinen Vorschlag sagen, und sodann sage ich erst den meinigen; denn meine Absicht ist, daß ich keineswegs auf meinen Vorschlag eigensinnig bestehen, sondern vielmehr sehen will, wie ich die übrigen Vorschläge vereinigen, und wieviel ich an meinem Vorschlag zum allgemeinen Vergnügen nachgeben kann. Die Frau Verwalterinn solle den Anfang machen.

Verwalterinn. Eure Hochwürden vergeben; ich möchte mit meinem Vorschlag gern die vorletzte seyn, damit nicht einige nur aus Höflichkeit mir beistimmen. Nebst dem habe ich den Vortheil, daß ich nach gehörten anderen Vorschlä-

schlägen leichter was besseres sagen kann, als andere gesagt haben.

Pfar. Nun so solle der letzte unserer Raths-versammlung der Meßner die erste Stimme führen.

Meßn. Ich sage aufrichtig; mir wäre am liebsten, wenn der heilige Nikasius auf das Altarblatt käme, damit ich nur bei dieser Kirche mit den Ratzen und Mäusen weniger Mühe bekomme.

Pfar. So glaubt der Meßner also wirklich, daß der heilige Nikasius gegen die Ratzen und Mäuse auf der Wache stehen müsse. Wie oft habe ich doch schon gegen solche alberne Meynungen, und abergläubische Vorurtheile gepredigt! Es wird noch was brauchen, bis man es allen in die Köpfe bringet, daß die besonderen Verrichtungen und Aemter, welche unter die Heiligen vertheilet werden, in dem blossen Gehirne des einfältigen Volkes ohne allen Grund ihren Ursprung haben. Sind wir Heiden oder Christen? Die Heiden haben einem jeden

ihre

ihrer falschen Götter eine besondere Macht, ein besonderes Amt angewiesen. * Die Wahrheit ist diese, daß wir den Vater im Namen des Sohnes bitten müssen, und daß ein jeglicher von den Heiligen in was immer für einem Anliegen von uns angeruffen werden könne, seine Bitte um das, was wir verlangen, wenn es zum Heil unserer Seele ist, mit unserer Bitte bei Gott zu vereinigen; denn in unserem Glaubensbekenntnisse bekennen wir die Gemeinschaft mit allen Heiligen; nicht mit diesem Heiligen nur in diesem, und mit jenem Heiligen nur in jenem Anliegen. Jeder Heilige hat vermög der Liebe zu Gott und dem Nächsten, die er in den Himmel mit sich übertragen, und die dort noch weit mehr zugenommen hat, das Verlangen uns zu helfen. Ich versichere den Meßner, daß es dem heiligen Nikasius selbst lieber ist, wenn er aus ihm keinen Ratzenheiligen macht, sondern statt der Vorstellung des Nikasius auf dem Altarblatt fleißig hinter dem Altar und in der Sakristei Ratzenfallen aufrichtet.

Verwalterinn

* Muratorius von der wahren Andacht 20 Kapit.

Verwalterin. Der Meßner hat schon seine Abfertigung, und ich bin vollkommen mit euer Hochwürden verstanden. In meinem ganzen Hause ist kein Nikasibildel oder Gebethel mehr; aber Katzen und Mausfallen habe ich genug. Die Ratzen sind mir vorher ja sogar über die Nikasizettel gekommen.

Vogteiv. Nun muß der Zechprobst der Nachbar Mühler reden.

Mühler. Wenn ich einen Heiligen für das Altarblatt angeben darf; so ist es kein anderer, als der heilige Antonius mit der Schwein.

Vogteiv. Habe ich mir's nicht eingebildet; der kömmt mit einem Mühlerferkel daher. Meinetwegen könnte dieser Heilige gemalen werden; aber die Schwein lasse ich nicht dazumalen; das wäre eine wahre Sauerei auf dem Hochaltar.

Mühler. Herr Verwalter! wenn der Maler keine Sau macht; so ist's aus. Kein Mensch in unserer ganzen Gegend hielte etwas

auf

auf den heiligen Antonius, wenn keine Sau dabei wäre.

Pfar. Abermal ein Beweis der noch verbreiteten und eingewurzelten grossen Unwissenheit. Die Schwein bei diesem Heiligen ist ein blosser Gedanke der Maler, um die Uiberwindungen der fleischlichen Wohllüste und Versuchungen dieses Heiligen anzuzeigen; gleichwie sie ihm auf die eine Hand zum Zeichen seiner Liebe gegen Gott und den Nächsten eine Flamme, in die andere Hand aber einen Stock, und daran ein Glöcklein geben, um seine Achtsamkeit und sein unermüdetes Wesen im Gebethe anzudeuten. Allein das Volk hält ihn einmal beim Hinblick auf die Schwein und auf die Flamme für denjenigen, der unter den Heiligen den besonderen Schutz für die Bewachung der Heerden und Schäfereien, und für die Bewahrung von Feuersbrünsten habe. Da hilft nun bei den meisten kein predigen, und kein wiederholen, daß nur die Tugenden, wodurch Antonius die Heiligkeit verdienet hat, und zwar die Liebe gegen Gott und den Nächsten durch die Flamme; seine Uiberwindung der Wohllüste durch

die

die Schwein; seine mit dem Gebeth zu Gott begleitete Achtsamkeit auf jeden Schritt in seinen Handlungen durch den Stock und das Glöcklein angedeutet werden. Alles umsonst; in ihren Köpfen muß einmal des Antonius sein besonderes himmlisches Amt seyn, die Schweine, Ochsen, Pferde, Schaafe, und Ziegen auf unserer Erde zu schützen, und zu besorgen. In einigen Orten machen sie sich gleich auch einen Feyertag, und glauben, wenn sie arbeiteten; so würde in demselben Jahre ihr Vieh nicht sicher seyn, und ihre Häuser würden in Gefahr stehen, im Brande aufzugehen; gleich als wenn die Heiligen rachgierig wären, und begehrten, daß man ihnen zu Lieb müssig seyn sollte; oder als ob die Heiligen nicht soviel durch Nachahmung ihrer Tugenden, als durch Feyerung eines Tages, wovon zwey Drittheile im Wirthshause aufgehen, geehret würden.

Vogteiv. Mühler! es hilft nichts; die Sau muß hinwegbleiben.

Mühler. Lassen wir den ganzen heiligen Antonius hinweg, und nehmen wir den heiligen

Leo=

Leonard. Der heilige Leonard ist bald gut genug gemalen; um das sieht sich Niemand um, wenn nur viel Vieh bei ihm herumsteht, und der Maler sich befleißt, recht schöne Ochsen, Kühe, Pferde, Schaafe, Ziegen, alle Gattung Geflügelwerk, wie man sie in Häusern und Meierhöfen hält, auf dem Altarblatt sichtbar zu machen. Der heilige Leonard mag aussehen; wie er will; nur viel Vieh dabei. Freilich sollen unter dem Vieh doch auch Schweine —

Vogteiv. Schon wieder Schweine. Das wäre aus, wenn ein Mühler keine Schweine sähe.

Pfar. Leider wird mit dem heiligen Leonard vom unwissenden Volke der nämliche Aberglaube getrieben. Ach könnten wir doch mit den Heiligen reden (sagt Muratorius) und sie befragen, was ihnen am meisten angelegen sey; so würden gewiß alle einstimmig antworten, daß sie einzig und allein wünschen, daß unser allgemeiner Vater geliebt, und gepriesen werde, daß, ohne ihm zu gefahlen, man seinen heiligen Dienern nicht gefahlen könne, und daß

das Kerzenanzünden, und selbe auf den Altären brennen lassen, nichts, als ein Schauspiel sey, wenn nicht in unseren Herzen die Liebesflamme zu Gott brennt. Die Heiligen sind voll der himmlischen Herrlichkeit; sie haben also unsere Kerzen und Zierrathe nicht nöthig, besonders da dieses oft nur aus unserer Eitelkeit, oder aus zeitlichen Absichten geschieht. Diejenigen Verehrungen sind ihnen angenehm, wodurch die Ehre Gottes wahrhaft befördert, und in uns eine wahre Besserung unseres Wandels, und die Nachfolge ihrer Tugenden bewirket wird. Die meisten haben ihre Andacht zu den Heiligen nur in solang, als sie durch ihre Fürbitte zeitliche Gutthaten hoffen, als da ist, von Krankheiten, von Ungewitter, vom Wasser, von Feuersbrünsten befreyt zu bleiben, eine gute Aehrnte oder Weinlöse zu machen, ihren Gerichtsstreit zu gewinnen, Kinder zu zeugen, eine glückliche Reise oder Schiffahrt zu endigen, und dergleichen.

Mühler. Aber euer Hochwürden Herr Pfarrer! ist es denn übel gethan, wegen dergleichen Dinge sich zu den Heiligen zu wenden?

Pfar.

Pfar. Es ist nicht nur erlaubt, sondern auch löblich, wenn wir Gott nach seiner eigenen Lehre, gib uns heut unser tägliches Brod, auch um das Zeitliche bitten; aber erstens muß dabei die Absicht und Meynung seyn; daß es zum Vortheil unserer Seele sey. Zweytens müssen wir ebendeßwegen, weil Gott besser weis, als wir, was zum Besten unserer Seele ist, uns in den göttlichen Willen ergeben. Ohne diese Beobachtung ist unsere Bitte um das Zeitliche eine niederträchtige Handelschaft unserer Eigenliebe; und wollt: Gott, viele giengen nicht gar so weit über die Gränzen, daß sie die Heiligen um gewisse, ungebührliche, ungerechte, und eitle Gaben bitten. *

Verwalterinn. Nachbar Mühler! mit dem heiligen Leonard ist es auch nichts.

Mühler. Ich frage nichts darnach. Aber der Markt, und selbst das herrschaftliche Bräu-

haus

* Muratorius l. c.

haus hätte dabei namhaft gewonnen, wenn wir einen heiligen Leonard auf dem Altarblatt hätten. Dann würde ein erstaunlicher Zulauf vom Volke auch aus anderen Pfarren seyn, um von unserem heiligen Leonard Gnaden zu erhalten.

Pfar. Sieht der Mühler, wie das Zeitliche wieder darein kömmt. Ich habe alle Hochachtung gegen die Herrschaft; aber wenn Graf und Gräfinn hier wäre, so würde ich mir ebenso die Freyheit nehmen, ihnen zu sagen, daß man zur mehreren Emporbringung des Bräuhauses keine Mißbräuche und der Reinigkeit des Gottesdienstes entgegen stehende Handlungen in Gang bringen dürfe.

Vogteiv. Mein Graf verlanget das von weitem nicht. Ich werde schon zuletzt sagen, was er mir für eine Instrukzion in Ansehung des Altarblattes, aber auch nur Vorschlagsweise gegeben hat. Die Gräfinn hat imgleichen ihren Vorschlag in einem besonderen Briefe mir eröfnet. Wenn also die Rede auf mich kömmt, so habe ich drey Vorschläge: nämlich

je=

jenen des Grafen, sodann den der Gräfinn, und endlich den meinigen zu sagen. Wir brauchen hier kein Wahlfahrts = oder Gnadenort, schleicht sich nur das schlechte Gesind immer mit; und da hat hernach die Verwaltung nichts als die unangenehmsten Arbeiten, und die Herrschaft bei dem eingefangenen Gesinde eine Menge Unkösten.

Pfar. Gnadenort! Gnadenort! die ganze Welt ist ein Gnadenort, wo wir täglich jene Gnaden sehen und geniessen, die uns der Schöpfer heranwachsen, zufliessen, und auf verschiedene Art zukommen läßt. Kein Heiliger kann eine Gnade austheilen, die Gnaden kommen von Gott, und diesen kann man aller Orten hierum bitten. Es ist auch im Vater unser kein Wörtlein von einem anderen Orte darinn, als vom Himmel: **Vater unser, der du bist in dem Himmel.** Auch die Heiligen sind im Himmel, und das gegen Himmel geschickte Gebeth wird im Himmel von den Heiligen mit dem unserigen vereiniget, um uns von dem Geber alles Guten, von dem Ausspender der Gaben, welches Gott allein ist,

dasjenige zu erwirken, was zum Heil unserer Seele ist. Gott ist das vollkommenste Wesen, das überall ist; hiemit kann in ihm kein Eigensinn und keine Beschränkung auf ein Ort seyn, um eben dort lieber als anderer Orten Gnaden zu ertheilen. Die sogenannten Gnadenörter sind Gott vielmehr höchst mißfählig, weil sie nur zum Müssigang, zum Herumlaufen durch das Land, oder wohl gar durch mehrere Länder, zur Verlassung des pfarrlichen Gottesdienstes, zu unächten Bußbegriffen (da die wahre Busse in der Besserung, das ist in Verlassung sündhafter, und Annehmung guter Handlungen, und in Bestrebung nach der Tugend, das ist nach der Fertigkeit, gute Handlungen auszuüben besteht) ja bei vielen zu grossen Sünden und Lastern Anlaß und Gelegenheit geben. Mir ist es gar keine Freude, aus fremden Pfarren Leute in unserer Kirche zu sehen. Sie sollen in ihrer Pfarre, und bei ihrem ordentlichen Seelenhirten bleiben; der muß sie kennen, dessen Stimme müssen sie hören. Jeder Seelsorger hat zu thun, daß er bei seinen Pfarrkindern seine Pflichten erfülle.

Vogtein.

Vogteiv. Burgerlicher Herr Zechprobst! jetzt kömmt die Rede auf sie.

Zechprobst. Ich glaube ja doch schön bitten zu dürfen, daß wir den heiligen Sebastiani und den heiligen Floriani auf unser Altarblatt bekämen. Unsere alte Leute wissen es noch recht gut, wie ihnen als Kindern die damaligen alten Leute erzählt haben, auch noch als Kinder von den vormaligen alten Leuten, denen es als Kindern von den gar uralten Leuten erzählet worden, gehöret zu haben, daß vor 500 Jahren unser Markt, da er laut unseren Inschriften auf dem Rathhause nur in zwey Fischerhütten bestanden, ganz und solchergestalten durch die Pest hingeraft worden, daß im ganzen Markte nur sechs Personen übrig geblieben. Und was für Schaden das Feuer in unserem Markte schon angerichtet hat, ist ohnedem jedermann bekannt. Hiemit wäre gewiß einem jeden das ein ungemeiner Trost; wenn man diese zwey Nothhelfer gegen die Pest und das Feuer auf dem Altarblatt zu sehen bekäme.

Pfar. Nicht wahr? dem heiligen Sebastian wird der Maler nicht zu wenige Pfeile machen dürfen? denn in einer alten Legende, die ich zu Hause habe, steht geschrieben, daß er wegen so vieler Pfeile wie ein Igel ausgesehen hat; * und vom heiligen Florian wissen wir ohnedem, wie er gemalen werden muß. O meine liebe Leute! so glaubt denn ihr, daß der heilige Florian ganze Täge und Nächte mit dem Wasseramper so dastehe, wie er gemalen wird, und zwar in der unbequemsten Stellung, weil er dabei den Fahn, und oft noch dazu ein brennendes Haus auch in der Hand halten muß. Zwar das brennende Haus steht öfters bei seinen Füssen, dergestalt, daß die Flammen vom Dachstuhl des brennenden Hauses gerade an

---

* Ita eum Sagittis impleverunt, ut quasi ericius videretur, in legenda Sanctorum, quæ lombardica nominatur de anno 1481 legend. XXIII. pag. XL. Auch vom heiligen Ritter und Martyrer Theodorus am 8ten Hornung schreibt Kochem: Sie schossen so viele Pfeile in den Leib des Heiligen, daß er einem Igel gleichsah.

an die Waden des Heiligen anschlagen, und beinahe er selbst, oder doch sein Mantel Feuer fangen sollte. Nein! das ist entsetzlich; der heilige Florian muß einmal nach dem Volksbegriff die Feuerlöschkommission über sich haben; und der heilige Sebastian wird mit aller Gewalt zu einem Pestdoktor und zum göttlichen Regierungsrath in Gesundheitssachen gemacht. Zwar weil die Gegenstände so häufig sind; so wird dem heiligen Florian der heilige Donat mit seinen Donnerkeilen gerade so, wie die Heiden den Jupiter gemalen haben, beigesellet, damit durch keinen Donnerstreich ein Feuer entstehe. Dem heiligen Sebastian wird aber in Ansehung der Krankheiten der heilige Rochus beigegeben. Meine liebe Leute! das sind lauter Einbildungen, daß die Heiligen ihre besondere Dienste haben, und daß man vor Pest und Feuer nicht sicher sey, wenn nicht eine Statue oder ein Bild eines solchen Heiligen in der Kirche, oder am Hause angebracht ist.

Zechprobst. Aber wie Kochem schreibt, so hat ja der heilige Rochus noch vor seinem To-

de auf einer Tafel, die man bei ihm gefunden, selbst diese Worte geschrieben: Ich zeige an, daß diejenigen, so mit der Pest behaftet, und ihre Zuflucht zur Fürbitte des heiligen Rochi nehmen, von der giftigen Seuche sollen befreyet werden.

Pfar. Der heilige Rochus solle diese Ankündigung gemacht, und sich darinn noch bei Lebzeiten einen Heiligen genannt haben? O meine liebe Leute! gewöhnet euch doch nur einmal an, Gott als denjenigen zu erkennen, der eben deßwegen, weil er Gott ist, auch in den Anruffungen immer der erste seyn solle, der der einzige eigentliche Nothhelfer ist, weil alles von ihm kömmt; der uns in allem dem gern hilft, was zu unserem Seelenheil ist; und der uns gelehret hat, wie wir in unseren Anliegen bethen sollen, nämlich zum Vater im Namen des Sohnes. Selbst die Heiligen müssen ihn bitten, hiemit muß die Bitte eigentlich auf Gott gehen, und die Anruffung der Heiligen, von denen nicht allein St. Florian oder St. Sebastian, sondern ein jeder zur Abwendung der Pest oder Feuersgefahr für uns, und mit

uns

uns bitten kann, kann sich also auch nur dahin erstrecken, daß die Heiligen unsere Bitte mit ihrer Bitte begleiten. Der Heiligen ihre Würdigkeit ist zwar in Vergleichung mit uns sehr erhoben; jedoch in Betrachtung der unbegreiflichen Majestät Gottes sind sie so zu sagen, ein Nichts zu nennen, * indem der Unterschied zwischen dem Schöpfer aller Dinge und seinen Geschöpfen allezeit unendlich ist. Glaubt nur nicht, daß, wenn ihr gerade Gott durch die Verdienste des göttlichen Vermittlers Jesu Christi um Abwendung aller Feuers- und Pestgefahr bitten würdet, euer Haus, eure Gesundheit nicht genug gesichert wäre. Eine solche Meynung wäre die schädlichste, und wirklich unserem heiligen Glauben sowohl, als schon den vernünftigen Begriffen, die wir von unserem lieben Schöpfer und Allvater haben müssen, gerade entgegen gesetzet.

Zechprobst. Haben sie doch in einigen Kirchen wohl gar 14 Nothhelfer?

Pfar.

---

* Muratorius l. c.

Pfar. Sie haben sie freylich; aber die wenigsten wissen doch, was denn diese Nothhelfer für Heilige waren, wie sie heißen, was sie für Tugenden ausgeübet haben, in denen man ihnen nachfolgen solle; und der Namen **Nothhelfer**, der nur diesen Heiligen beigeleget wird, bringt diese Leute sodann von dem Erkenntniß und Erinnerung ab, daß Gott der eigentliche Nothhelfer sey, an den wir uns nach dem uns von Christo gelehrten Gebeth wenden müssen.

Zechprobst. Auf diese Weise kämen die Heiligen vollkommen aus der Verehrung?

Pfar. Behüte Gott; ich sagte ja erst kurz zuvor, wie die Anruffung der Heiligen einzurichten sey. Ich sagte aber auch schon vorher, daß die Hauptverehrung der Heiligen in Nachahmung ihrer Tugenden bestehe. Wer also die Tugenden der Heiligen in Betrachtung zieht; wer die Belohnung erweget, die sie dafür von Gott in jenem Leben davon getragen haben; und wer hiedurch bewogen wird, ihnen in der Liebe Gottes, in der Liebe des Nächsten, in Erfüllung seiner Standespflichten nachzufolgen,

der

der ist ein wahrer Verehrer der Heiligen; und auf diese Weise kommen die Heiligen nie aus der Verehrung.

Vogteiv. Laß der Zechprobst seinen Vorschlag auf Floriani und Sebastiani fahren. Ich habe mich erst neulich in einem Bauernhause gezörnet; da gehen sie mit den brennenden Spänen auf die Nacht so unachtsam in Häusern herum, daß es kein Wunder wäre; wenn mehrere Feuersbrünste entstünden. Eben von dem Bauern, dem ich darüber einen derben Verweis gab, bekam ich die dumme Antwort; der heilige Florian, der ober meiner Hausthür steht, wird uns schon vom Feuer bewahren.

Pfar. Hieraus sieht man klar, daß diese einfältigen Leute die Mißbräuche, die bei ihnen in Ansehung der Heiligen in Schwung gekommen sind, sogar auf die steinernen, hölzernen, und gemalenen Bilder erstrecket haben. Einige glauben wirklich, daß sie selbst an den steinernen, hölzernen, oder gemalenen Bildern einen sicheren Nothhelfer haben, und vernach-

läs-

lässigen dabei alle Bewahrungsmittel, deren Anwendung ihnen Gott durch die Natur, Vernunft, und das heilige Evangelium befiehlt. Könnte eine grössere Aehnlichkeit seyn zwischen den Heiden und diesen Leuten? Das ist wahrlich ein neues Heidenthum. Muratorius hat recht schön geschrieben, daß derjenige, welcher den goldenen, silbernen, steinernen, hölzernen, gipsirten, oder gemalenen Bildern, diesen irrdischen unempfindlichen Dingen eine solche Verehrung nach ihren Eigenschaften erweiset, eine Abgötterei begehe. * Die Bilder dürfen nicht anders gebraucht werden, als zur Erinnerung an diejenigen, welche auf dem Bilde vorgestellet werden. Aber leider betragen sich einige in Verehrung der Bilder, besonders der sogenannten Gnadenbilder nicht anders, als wenn sie glaubten, der Heilige sey eben in diesem Bilde gegenwärtig, und eben nur bei diesem Bilde könne er auf das wirksamste angeruffen werden.

Vogtein.

---

* Synodus tridentin. Sess. 25 in decreto de invoc. veneratione, et reliqu. Sanctorum, et Sacris imag.

Vogteiv. Nun Herr Marktrichter! was haben sie für einen Gedanken?

Marktrich. Ich weis, daß unser hochwürdiger Herr Pfarrer selbst ein grosser Verehrer der Mutter Gottes ist. Hiemit zweifle ich nicht, mein Vorschlag werde Beifall finden, daß ein Frauenbild zum Altarblatt gewählet werden solle.

Pfar. Wenn ein Frauenbild sich auf Gott beziehet, weil auch Maria nur eine Dienerinn des Herrn war, und sich seibst so genennet hat; wenn es eine lehrreiche Vorstellung enthält, wodurch wir zur Befolgung der Lehre ihres göttlichen Sohnes, und zur Nachahmung ihrer Tugenden bewogen werden; so bin ich gar nicht entgegen.

Vogteiv. Der Herr Marktrichter muß uns ja sagen, wie es gemalen werden solle?

Marktr. Ja, mein lieber Gott! Die Frauenbilder sind nicht überall gleich. Einige haben das Kindel auf dem rechten Arm, einige auf

dem

dem linken; einige an der Brust, einige auf der Schoos, und zwar entweder stehend, oder sitzend, angekleidet oder nackend.* Die Frauenbilder selbsten sitzen in einigen Oertern, in anderen stehen sie. Einige sitzen auf einem Armsessel, andere nur auf einem Stocksessel, einige auf einem Esel bei der Flucht in Aegypten, einige unter dem Kreutz, und diese haben entweder sieben Degen in der Brust, oder auch unseren Heiland nach seiner ganzen Mannsgrösse über die Schoos liegen, daß sich zu verwundern ist, wie die göttliche Mutter ihren Sohn solchergestalt habe ertragen können. Einige knieen beim Bethschämel, einige sind schon in die Wolken erhoben.

Vogteiv. Das wissen wir alles ehe. Wie glaubt aber der Herr Marktrichter, daß auf unserem Altarblatt das Frauenbild gemalen werden solle?

Marktr.

---

* Molanus hist. imag. h. 2 3. c. 37.

Marktr. Wenn ich es aufrichtig gestehen darf; so wäre mein Wunsch, daß unser Altarblatt Mariam von gutem Rath vorstellen solle.

Vogteiv. Immer ein anpassender Gedanke für einen Rathsherrn, und besonders für einen Marktrichter, dem ist ein guter Rath besonders am Rathstage höchst nothwendig. Was sagt aber unser hochwürdiger Herr Pfarrer dazu?

Pfar. Ich muß abermal einen Muratorius reden lassen. Es ist nur allzugewiß (schreibt Muratorius) daß die wahre gründliche Andacht gegen Mariam ohne Vergleich mehr in der Nachfolge ihrer Tugenden, soviel als uns armen Menschen erlaubt ist, und wir fähig sind, als in allem anderen bestehe. Hiemit wünschete ich ein lehrreicheres Bild, als eine Abbildung Mariä mit dem Namen vom guten Rath.

Marktr. Nun; ich überlasse es euer Hochwürden, wie die Vorstellung Mariä gemacht wer-

werden solle; wenn nur Maria, ohne welche sogar kein Zutritt zu Gott ist, und welcher hingegen Gott nichts abschlagen kann, auf unser Altarblatt kömmt.

Pfar. Still! still! das ist zu viel. Maria hat allerdings unter den Heiligen den ersten Rang; sie ist vorzüglich zu verehren; sie ist eine Fürsprecherinn für uns; aber sie ist weder Gott, weder mit Gott kann sie sogleich befehlen. **Heilige Maria bitte für uns! nicht befehle mit deinem Sohn,** lautet das Kirchengebeth. Wir erkennen nach der Lehre des Apostels Paulus * nur einen Gott, und nur einen Vermittler zwischen Gott und den Menschen Jesum Christum. Ohne diesen Vermittler ist wohl keine Gnade von Gott zu erhalten. Selbst Maria, und die Heiligen können von Gott keine Gnade erhalten, es sey dann vermittels des einzigen wahren Vermittlers unseres Herrn und Heilandes, wie die heilige Kirchen-

* Epist. I. ad Thimoth. c. II. 5,

Kirchenversammlung von Trient uns lehret. Niemand hat jemals geträumet, daß, wenn wir um Hilfe und Fürbitte bei den Heiligen anhalten, die Heiligen sich erst an Mariam wenden müssen, um dasjenige, was wir verlangen, von Gott zu erhalten. Leider sind von der allerseligsten Mutter Gottes, aber gewiß zu ihrem grösten Mißfahlen die übertriebensten Lobsprüche, die wundervollesten Erzählungen, und die ausschweifendsten Verheißungen ausgedacht worden; worüber so viele mit Vertrauen, daß sie hiedurch gewiß selig werden müssen, auf eine äusserliche Andacht gegen Marien Sünden über Sünden gehäufet, und ihr Heil gar nicht so mit Furcht und Zittern gewirket haben, wie es nach der Lehre des Apostels hätte geschehen sollen. * Ich weiß wohl, daß der Herr Marktrichter nicht unter solche Leute zu zählen ist; aber das hält er doch für gewiß, daß ohne Maria von Gott nichts zu erhalten sey.

Markt.

---

* Ad Philip. cap. II. 12.

Marktr. Nun ich muß mir ja Gott als den größten Herrn vorstellen. Zu grossen Herren kann man nicht sogleich hinkommen. Man muß also ansehnliche Freunde suchen, welche die Bitte übernehmen; und kann jemand glücklicher seyn, als der, der seine Bitte bei der Mutter des grossen Herrn anbringt: denn ein grosser Herr schlagt gewiß seiner Mutter nichts ab.

Pfar. Das ist von Wort zu Wort die Lehre derjenigen, welche die Andacht zu Maria und zu den Heiligen übertreiben. Wenn Gott keinen Zutritt zu sich erlaubete, und bei ihm es so wäre, wie bei den weltlichen grossen Herren; da hätte der Herr Marktrichter recht. Aber bei Gott ist es ganz anders. Selbst ein Fürst dieser Erde (sagt Muratorius) der dem Volke den Zutritt erlaubte, um demselben seine Gnaden angedeihen zu lassen, würde es als eine Beleidigung seiner Würde ansehen, wenn die Bittschriften des Volkes nicht an ihn, sondern an seine Hofherren gerichtet würden. Diese Ursache, daß unser Gebeth bei unserem Heilande weit vermögender sey, wenn es von

der

der Fürbitte seiner allerseeligsten Mutter begleitet und unterstützet wird, will allzuviel sagen, und deßhalb erweiset sie gar nichts; denn sonst müßte man niemals Jesum Christum unsern Herrn unmittelbar und gerade, sondern allzeit vermittels der allerseeligsten Jungfrau bitten, welches Niemand zu sagen sich unterstehen wird. Nur immer auf die Lehre Christi hingesehen: **So ihr etwas von mir bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun.*** Er sagt nicht in eines anderen Namen, sondern in meinem Namen. Geht uns vielleicht das Vertrauen oder die Stimme ab, diesen gebenedeyten Heiland selbst zu bitten? Sollten wir uns fürchten, mit unserer Bitte an ihn zu gehen? Leider ist Gott und unser Heiland in so vielen Predigten, in so vielen Betrachtungsbüchern immer als ein erzörnter, die Strafruthe stäts in Handen haltender Gott, der nur durch Mariam, oder die Heiligen wieder besänftiget werden kann, geschildert; und das ist auch die Ursache, daß so viele Leute gegen Gott immer in knechtlicher Furcht sind, und

* Joan. XIV. 14.

und daß bei ihnen das Vertrauen und die Zuflucht zu unserem Heiland äusserst schwach ist, da doch der Glaube uns hierinn zur Stärke auffodert. Wie schön ist diese Auffoderung in der Epistel Pauli an die Hebräer zu lesen: **Weil wir denn einen grossen hohen Priester haben Jesum Christum den Sohn Gottes, der den Himmel durchdrungen hat; so lasset uns das Bekenntniß unserer Hofnung haben; denn wir haben nicht einen hohen Priester, der nicht könne Mitleiden haben mit unserer Schwachheit, sondern der versuchet ist in allem nach dem Verhältnisse ohne Sünde. Darum laßt uns mit Vertrauen hinzutretten zu dem Thron seiner Gnaden, auf das wir Barmherzigkeit und Gnade finden zur Zeit, da uns Hilfe vonnöthen seyn wird.** Können wir wohl (schließt Muratorius) gegen denjenigen, der aus Liebe für uns gestorben, der mit seinem kostbaren Leib und Blut uns speiset, der so sehr trachtet, uns Gutes zu thun, und von uns gebeten zu werden, eine Kleinmüthigkeit und Furcht äussern?

Vogtein.

Vogtein. Also zukünftig, Herr Marktrichter! ehe der Rath anfängt, nur ganz kouragirt selbst zum Vater des guten Raths gegangen, und unserer lieben Frau nicht gar so sehr geschmäuchelt; denn sie kann gewiß auch keine Schmäuchler leiden. *

Pfar. Das ist gar das unschicklichste, daß man der Mutter Gottes so verschiedene Namen nach so vielen verschiedenen Orten, und verschiedenen Geschäften giebt. Eben hierüber schreibt Muratorius: Das Volk sollte wohl auch dieses einmal fassen, daß nur eine Mutter Gottes sey, und daß die Mutter des Rosenkranzes nicht mehr Gewalt habe, als die vom Berg Karmelo. Sie wohnet glorreich im Himmel, und sie ist stäts bereitet, demjenigen ihre Fürbitte verspüren zu lassen, der sie in seinen Nöthen von wahrem Herzen anruft. Die

* Dominæ noſtræ beatiſſimæ Virginis Mariæ obſequia venerationem poſtulant, non adulationem. Petrus Abbas Cellenſis l. IX. epiſt. 10.

den Bildern gegebenen verschiedenen Namen brachten wirklich einfältige Leute dahin, daß sie jenem Bilde in Ansehung jenes Geschäfts, und diesem Bilde in Ansehung dieses Geschäfts eine besondere Kraft abergläubisch zueigneten. Solche verschiedene Benennungen haben richtig ihren Grund in der schändlichen Gewinnsucht, und in der Absicht, das Volk zur Erlangung verschiedener Wünsche auch zu verschiedenen Bildern hinzuziehen, und von denselben bei diesem oder jenem Bilde viele Opfer herauszulocken. *

Vogtein. Unschicklich ist es richtig, der Mutter Gottes so verschiedene Namen zu geben; und wirklich verstehen die gemeinen Leute unter der Maria vom guten Rath eine ganz besondere Maria, die von Maria Trost, oder Maria Hilf ganz verschieden ist. Es ist das schon unschicklich genug, daß Mariä bei diesem Bild diese, bei einem anderen Bild eine andere

* Concil. Rothomag anno 1445 can. 7.

re hilfreiche Beschäftigung angewiesen wird, gleich als ob man sie bei verschiedenen Gegenständen auch an verschiedenen Orten, oder bei verschiedenen Bildern, und unter verschiedenen Namen anruffen müßte; und die Anruffung je nach Umständen an diesem Orte besser, als an dem anderen wäre.

Pfar. Ich bleibe einmal bei der schönen Lehre des Paters Petavii eines gelehrten Jesuitens: **Ich werde keinen Anstand nehmen** (sagt er *) **den Andächtigen und Lobpredigern der Mutter Gottes eine Ermahnung zu geben; sie sollen sich nämlich hüten, daß ihre Andacht gegen dieselbe nicht übernehme; sie sollen mit dem wahrhaften, und gegründeten Lobe, welches ihr zukömmt, sich befridigen, und das Erdichtete oder Lügenhafte, wovon entweder gar keiner, oder kein hin-**

* Petavius l. XIV. cap. 8 num. 9 theol. dogm. de incarn.

länglicher Beweis vorzubringen ist, hinweglassen. Diese Gattung von Abgötterey, welche der heilige Augustin uns die innerliche, und dem menschlichen Herzen angebohrne nennet, wird von der ernsthaften Lehre der himmlischen Weisheit sehr gehasset, als welche zur Eigenschaft hat, nichts zuzulassen, und zu lehren, als was der gewissen Richtschnur der Wahrheit vollkommen gemäß zu seyn sich befindet.

Vogteiv. Adieu, Mirakelbüchel! darinn ist eine Menge, worüber die Beweise dem Pater Petavio nicht hinlänglich wären. Nun wie steht's Herr Marktrichter?

Markt. Sagen nur sie jetzt einmal ihren Vorschlag, Herr Vogteiverwalter! Mir ist alles recht, was der Herr Pfarrer für gut befinden wird. Aber sie werden schon hitziger disputiren, und ihr Altarblatt durchsetzen wollen.

Vogteiv. Zum ersten muß ich den Vorschlag meiner Frau Gräfinn aus ihrem eigenen Brief lesen. — Da ist ihr Brief! " Mein lieber „ Pfleger; Mein Graf wird ihm zwar einen „ Vorschlag zu dem neuen Altarblatt geben; „ unter uns geredet, es könnte aber nichts „ dümmers seyn, als dieser Vorschlag. Ich „ mag kein weiteres Wort darüber schreiben, „ weil er den Vorschlag des Grafen aus seinem „ Briefelesen, und ihm die Dummheit sogleich „ auffallen wird. Mache er nur, daß der „ Pfarrer, dem er mein Kompliment melde, „ gerade sage; das Altarblatt könne, und „ dürfe nicht so gemacht werden. Ich wünsch= „ te, daß, weil mir jetzt, ich weiß nicht wa= „ rum, die Augen so schwach werden, die hei= „ lige Luzia auf das Altarblatt käme. Auf das Altarblatt möchte also die Gräfinn gern die heilige Luzia haben.

Pfar. Der blosse Name der heiligen Luzia, weil das lateinische Wort lux Licht heißt, hat Gelegenheit gegeben, daß diese Heilige für ei= ne Patroninn des Augenlichtes gehalten worden. Schreiben sie nur der Gräfinn, wenn sie ohne=

dem

dem wieder auf einige Wochen hieher kömmt; so werde ich mir es zur Pflicht, und zum Vergnügen rechnen, ihr über die Anstalt, die wir in Ansehung des Altarblattes treffen werden, Rechenschaft zu geben.

Vogteiv. Des Grafens sein Brief ist gar zum davonlaufen. Es ist schon seine Schreibart allerliebst. Hören sie nur: oben steht nichts, als " An meinen Pfleger! Ich wäre „ über den Bericht, daß ihr die Erlaubnuß er„ halten habt, bei meiner Vogteikirche ein neu„ es Altarblatt machen lassen zu dürfen, sehr „ gleichgiltig, wenn nicht ein anderer Umstand „ dazu käme. Ich habe einen ausserordentlich „ schönen Schimmel, der 500 fl. werth ist, „ aus der Türkei bekommen; diesen möchte ich „ ohnedem gern abgemalen haben. Er könnte „ nun gleich auf das Altarblatt gemalen wer„ den; es gienge unter den nämlichen Unkösten. „ Es versteht sich, daß eine Heilige darauf „ gesetzet werden muß; und ich dächte, daß „ die Judith darauf gesetzet werden solle, wie „ sie mit dem Kopf des Holofernes davon rei„ tet. Auch für die Judith weiß ich schon ein

gu=

„ gutes Gesichtel, welches ich dazu malen
„ ließ. Zum Holofernuskopf könnte der Pfle-
„ ger das Portrait von seinem Gesicht herge-
„ ben; hiemit wäre das Altarblatt fertig.
„ Der Pfarrer ist ein gescheider und munterer
„ Mann, der einen Spaß versteht; und ein
„ anderer hat ohnedem nichts dabei zu reden.
„ Haben schon mehrere bekannte Gesichter sich
„ als Frauenbilder oder als Heilige abmalen
„ lassen. Mache er die Sache bald richtig,
„ und erstatte er mir ehestens seinen Bericht
„ hierüber.

Pfar. Das gieng uns noch ab, daß wir einen türkischen Schimmel, eine Favoritinn vom Grafen, und des Herrn Pflegers seinen Kopf, der doch noch das beste darunter wäre, auf den Altar bekämen. Niemals sollen zu Altarblättern Portraits der noch Lebenden genommen, zugeschweigen eitle Abbildungen von Menschen und Thieren dort aufgestellet werden. * Ich habe in meinem Leben nichts ge-

le-

* Synod. P. II. Mechlinienſis Tit. 14. c. 1. Nihil

lesen, daß die Judith mit dem Kopfe des Holofernes auf einem Schimmel davon geritten ist. Wir braucheten ja noch ein Pferd für die Abra die Dienstmagd der Judith. Ungezweifelt würde wohl der Graf auch noch ein Portrait für eine Dienstmagd auftreiben. Nein, nein! da kennt mich der Graf zu wenig, wenn er glaubt, daß sich meine Munterkeit so weit erstrecke. Schreiben sie ihm nur, daß wir eine bischöfliche Verordnung haben, vermög welcher alle Entwürfe der Bilder, die für die Kirche gemacht werden, vorher dem Herrn Bischof zur Einsicht und Begnehmigung eingeschicket werden müssen, * und daß der Herr Bischof künftig kein Bild aufstellen lasse, worauf nicht etwas in Ansehung unseres Glaubens und der Sit-

---

inordinatum, nihil profanum, nihil inhonestum appareat, neque in intima altarium tabula vivorum effigies depingantur.

* Synodus Mechlinienfis P. II. tit. 4. c. 1 Synod. Mediolanenfis I. cap. 7. tit. 7. Synodus Trident. l. c.

Sitten lehrreiches, und vorzüglich aus der Geschichte Christi, oder aus den Geschichten der heiligen Apostel und Jünger Christi vorgestellet ist. Auf diese Weise muß er uns entschuldiget haben, und wir bleiben in unserer Freyheit, einen vernünftigen und christlichen Entwurf zu einem Altarblatt dem Herrn Bischof einzuschicken.

Marktr. Maria vom guten Rath hätte keinen besseren Rath geben können, als euer Hochwürden Herr Pfarrer gegen den Vorschlag des Herrn Grafen geben.

Meßner. Alle Bauern kenneten es gleich, daß des Holofernes sein Kopf des Herrn Pflegers sein Kopf ist.

Mühler. Da dürfte sich doch mein heiliger Antonius mit seinem Schwein eher sehen lassen, als der türkische Schimmel mit dieser sauberen Judith.

Zechprobst. Was wäre das für ein Gedanke; ein Altarblatt aus dem alten Testament,

wo jetzt unsere Kirche neu ausgeweisset wird.

Pfar. Das machete eben nichts zur Sache, wenn nur das Gemäld erstens nicht wider die Geschichte wäre; da doch Kirchenbilder schon gar nichts gegen die Geschichte enthalten sollen; * und zweytens keine so schmutzige Absicht darunter steckete. Die Werke Gottes, welche in dem alten Testamente angeführet werden; und auch die darinn enthaltenen Gebothe Gottes, welche den Glauben an Gott, und die Gesetze der Sittlichkeit einschärfen, können immer zu einem lehrreichen Bilde Stoff geben.

Vogteiv. Nun will ich meinen Gedanken sagen. Die heilige Dreyfaltigkeit ist das vornehmste; hiemit sollen die drey göttlichen Personen auf dem Altarblatt vorgestellet seyn.

Pfar.

---

* S. Carolus in Synodo Mediol. I. tit. 1. cap. 7.

Pfar. Mein Herr Pfleger! die heiligste Dreyfaltigkeit ist allerdings jenes grosse Geheimniß unserer heiligen Religion, welches wir in Unterwürfigkeit glauben müssen. Aber mit den Abbildungen der heiligen Dreyfaltigkeit muß man sehr behutsam seyn. * Das Wort Personen in der Gottheit bedeutet nicht dasjenige, was wir in unserer gemeinen Redensart dadurch anzeigen wollen, als wenn wir sagen, daß Petrus, Paulus, und Johannes drey Personen seyn; denn Gott ist nicht den Menschen zu vergleichen, und der Sohn Gottes will nichts anderes bedeuten, als die ewige in sich selbst bestehende Weisheit, und das Wort des Vaters; der heilige Geist aber nichts anders, als die Liebe zwischen dem Vater und dem Sohne. ** Lange Zeit, und noch zur Zeit

des

---

* Molanus l. 2 historiæ Ss. imag. c. 3 & 4 Mabillonius in præfat. ad part. I. sec. IV. Benedict. §. 3. num. 19.

** Muratorius von der wahren Andacht 2 Kap.

des Papsten Nikolaus I waren in der römischen Kirche die Abbildungen der heiligen Dreyfaltigkeit unbekannt. * Bei einem so grossen Geheimniße müssen die allzuviel sinnlichen Abschilderungen auf das behutsamste vermieden werden. ** Leider ist aus den Abbildungen der heiligen Dreyfaltigkeit die Sache bei dem unverständigen Volke so weit gekommen, daß sie wirklich sich den Gott Vater als einen alten Mann, und die ganze heilige Dreyfaltigkeit körperlich vorstellen, und einige wohl glauben, daß die drey Personen so nebeneinander, und übereinander sitzen, wie sie abgemalen werden. *** Zu diesem Aberglauben gaben hauptsächlich einige Mönche Ursach. **** Un-

der-

---

* Christianus Lupus tom. 2 Schol. in canones pag. 1157.

** Pellarminus in controv. de cultu imaginum.

*** Van Espen P. II. Sect. II. tit. I. c. 2. §. 41.

**** Socrates L. 6, c. 7. Sozomenus l. 8. c. 11.

dergleichen Aberglauben hindannzuhalten ist auch gleiche Behutsamkeit in Rücksicht auf die Abbildung der Engeln zu tragen. Von weitem wußte man nichts bei unseren alten heiligen Vorfahrern von solchen Abbildungen. * Wie würden diese sich ereifert haben, wenn man ihnen geflügelte Jünglinge, oder wohl gar nur Köpfe zwischen zwey Flügeln als Engeln vorgebildet hätte.

Vogteiv. Auf diese Weise heißt mein Projekt also auch nicht viel. Ich meynte, daß ich noch so gut daran bin. Nun solle mein Weib reden.

Pfar. Ungezweifelt wird die Frau Verwalterinn den besten Gedanken haben. Damit es aber nicht scheine, daß ich hernach nur aus einer einem Geistlichen gar nicht anständigen Schmäuchelei ihren Gedanken billige; so schreibe ich hier auf ein Zettel nur fünf Worte.

Se-

* Binghamus orig. eccles. volum. 5. l. 13. c. 3. §. 2. capit. Caroli M. de año 789. c. 16.

Sehen sie! das Zettel ist jetzt zusammgewickelt; hierinn ist mein Gedanke enthalten. Der Meßner nehme dieses Zettel, und wenn die Frau Verwalterinn ihren Gedanken gesagt hat; sodann wird der Meßner das Zettel aufmachen, und meinen Vorschlag herauslesen.

Verwalterinn. Auf dem Altar sehe ich nichts lieber, als eine schöne erbauliche Abbildung des Gekreutzigten. Ich bin mit meinem Vorschlag schon fertig.

Pfar. Meßner! lese er nun aus meinem Zettel.

Meßner. Eine schöne Abbildung des Gekreutzigten.

Vogtei. Du tausend Regimentsweib! so geht's schon wieder nach ihrem Kopf.

Pfar. Der Herr Pfleger beliebe sich nur diesem Ausspruch zu fiegen. Es ist wirklich nichts schicklicher, als daß in denen Orten, wo wir zusammkommen, den unserer heiligen Religion ent-

entsprechenden Gottesdienst öffentlich und gemeinschäftlich auszuüben, und daß auf dem Altar, wo das ganze Opfer sich auf denjenigen bezieht, der sich zu unserer Belehrung und Erlösung geopfert, und eben am Kreuze die Stiftung unserer Religion vollendet hat, das Bildniß dieses unseres Religionstifters, dieses das größte Opfer seinem Vater für uns bringenden Heilandes das Hauptbild sey. Auf dieses sollen zur Erinnerung sowohl dessen, was er für uns gethan hat, als auch dessen, was wir durch seine Verdienste erhalten können, wenn wir seiner Lehre nachfolgen, die Augen eines jeden in der Kirche sich befindenden Christen geheftet seyn.

Vogteiv. Ich werde gleich unserem Agenten schreiben, daß er zu dem berühmtesten Maler sich verfiegen, von demselben die Uiberschläge der Kosten fodern, und dieselben mir einschicken solle. Das Kruzifixbild solle mir prächtig werden. Mein Graf kann auf seinem türkischen Schimmel hinreiten, wo er will. Den Holoferneskopf, zu dem mein Kopf hätte herhalten sollen, merke ich ihm gewiß auf meine ganze Lebenszeit. Techprobst.

Zechprobst. Aber hochwürdiger Herr Pfarrer! nachdem jetzt die Kirche geweißet wird, und die alten Bilder nicht mehr aufgehenket werden dürfen; so werden die Wände leer und nicht gut aussehen.

Mühler. Ja, ja! hochwürdiger Herr Pfarrer! auf einer jeden Seite sollen doch wenigstens zwey Bilder erlaubt werden. Wären doch in allem nur vier Bilder.

Marktr. Schöner wäre es ja, wenn die Wände nicht gar so leer dastünden, als wie in einem Getreidkasten.

Meßner. Die Bauern verschmerzeten auch die vorigen Bilder leichter, wenn nur einige andere und bessere dafür hinkämen. Ich will gern mehrere Mühe mit dem Abstauben über mich nehmen.

Pfar. Nun wenn es nur lehrreiche, und der Geschichte entsprechende Bilder sind; so will ich gern nachgeben, ob ich gleich auch auf den Kirchenwänden zu viele Bilder nicht gern an-

gebracht sehe. Es kömmt aber auch auf den Herrn Vogteiverwalter an, ob er damit einstimme; denn man muß dabei nicht minder auf das Kirchenwermögen Rücksicht tragen, ob solches mehrere Unkösten leide.

Vogteiv. Vier Bilder können wir schon bestreiten, besonders, weil wir jetzt viele Kirchengeräthschaften zu Geld machen, die nicht mehr aufgestellet werden dürfen. Soll aber wieder ein jeder von uns ein Projekt dazu machen? Ich mache keines mehr.

Marktr. Die Frau Verwalterinn, weil sie es mit dem Altarblatt so gut getroffen hat, solle nun auch zu den vier Bildern ihren Gedanken sagen.

Pfar. Ich bin damit zu frieden; sie wird gewiß wieder etwas anpassendes in Vorschlag bringen, welches immer den nächsten Bezug auf den hat, der auf dem Altarblatt vorgestellet ist, damit Gemüth und Augen durch Seitenbilder nicht von der Hauptvorstellung abgezogen werden.

Vogteiv. Nun, so rede;

Meßner. Frau Verwalterinn! ich bitte, schlagen sie die heiligen drey Könige vor. Gold und Weihrauch wäre gar gut für die Kirche, wenn die Bauern dadurch bewogen würden, hieran mehr zu opfern.

Vogteiv. Ha, ha! der Meßner denkt auf ein Opfer, wobei auch für ihn selbst etwas zu profitiren wäre.

Pfar. Die Frau Verwalterinn ist zu gescheid, als daß sie aus den Weisen des Morgenlandes drey, und zwar drey Könige machen sollte; wovon in der heiligen Schrift kein Wort enthalten ist. Bleiben wir bei einem König, nämlich dem Landesfürsten, der uns in Ansehung des Kirchenopfers recht heilsame Verordnungen gegeben hat.

Meß. Aber die heilige Zezilia bitte ich mir aus zurück beim Chor, weil sie die Patroninn der Kirchenmusik ist.

Pfar. Das läßt die Frau Verwalterinn auch nicht angehen. Die beste Kirchenmusik (so wie sie auch vorgeschrieben ist) besteht in den Kirchenliedern. Da können alle mitmusiziren, und ist auch die wohlfeilste Musik. Ich lasse ohnedem keine Bierhäuselmusik in unserer Kirche mehr machen. Der Meßner halte jetzt sein Maul, damit wir von der Frau Verwalterinn den Vorschlag zu den Bildern hören.

Verwalterinn. Ich dächte; an die Wände, wo die zween Beichtstühle stehen, könnte auf der einen Seite das Bildniß des büssenden Petrus, und auf der anderen Seite das Bildniß der büssenden Magdalena so angebracht werden, wie hievon in dem Evangelium Meldung geschieht; nicht aber wie sie mit Geiseln und Klosterzilizien auf einigen Bildern vorgestellet werden.

Pfar. Stattlich! dieser Vorschlag hat meinen Beifall.

Vogtein. Mir ist's recht; und die anderen neigen ja auch schon ihren Kopf dazu.

Verwalterinn. Auf den vorderen Wänden aber solle auf der einen Seite ein Bild vorstellen, wie Christo der geheilte Samaritan danket; und auf der anderen Seite, wie sich um unseren Erlöser Kinder und Arme befinden, die er uns zum Unterricht, und zu Wohlthaten empfiehlt; aber alles nach der evangelischen Geschichte, wozu der Herr Pfarrer die Vorstellung besser als ich wird anzugeben wissen.

Pfar. Noch stattlicher. Da ist Toleranz, Armeninstitut, Unterricht der Kinder, und Sorgfalt für dieselben aus der Lehre und den Thaten Christi jedem zur Nachahmung vor Augen gestellt.

Vogtein. Neigen schon wieder alle ihre Köpfe dazu; nun so solle es dabei bleiben. Ich habe meinen Kopf zum Holofernes noch nicht hergegeben, darum hungert mich schon; gehn wir zum Essen!

End des ersten Bandes.

Staatl. Bibliothek Passau

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eybel, Joseph Valentin,

Die Heiligen nach den Volksbegriffen

Bd.: 1

Leipzig 1813
Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Nf (b) 14-1(2)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11345303-4